Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

27

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

157ster bis 159ster Band.

Enthält:

Der ewige Jude.

Siebentes bis neuntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der ewige Jude.

Von

Eugene Sue.

Nach dem Französischen

von

August Zoller.

Siebentes bis neuntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Das Hotel Saint-Dizier.

Erstes Kapitel.

Die Empörung.

„Mein Fräulein," sagte die Prinzessin mit kaltem, strengem Tone zu Adrienne von Cardoville, „ich bin es mir selbst, ich bin es diesen Herren schuldig, mit ein paar Worten der Ereignisse zu gedenken, welche seit einiger Zeit vorgefallen sind. Vor sechs Monaten — es war am Ende der Trauer um Ihren Vater, Sie zählten damals achtzehn Jahre, baten Sie mich, in den Genuß Ihres Vermögens eingesetzt und von der vormundschaftlichen Gewalt freigesprochen zu werden ... und ich hatte die unselige Schwäche einzuwilligen. Es beliebte Ihnen, das große Hotel zu verlassen und sich einen Gartenpavillon, fern von aller Beaufsichtigung, einzurichten. Um diese Zeit begann eine Reihe von Verschwendungen, von denen die eine immer die andere überbot. Statt sich mit einer oder zwei Kammerfrauen aus der Klasse, aus der man sie gewöhnlich nimmt, zu begnügen, wählten Sie Gesellschafterinnen und kleideten diese auf eine ebenso bizarre als kostspielige Weise; Sie selbst legten, allerdings in der Einsamkeit Ihres Pavillon, nach und nach die Trachten vergangener Jahrhunderte an. Ihre tollen Phantasien, ihre unvernünftigen Launen waren gränzenlos, zügellos; Sie haben nicht nur nie Ihre religiösen Verpflichtungen erfüllt, sondern sogar die Kühnheit ge-

habt, eines von Ihren Zimmern zu entheiligen, indem Sie irgend einen heidnischen Altar errichteten, auf welchem man eine marmorne Gruppe, einen Jüngling und ein junges Mädchen darstellend, erblickt, (die Prinzessin sprach diese letzten Worte aus, als ob sie ihr die Lippen verbrennen würden) . . . es mag ein Kunstgegenstand sein, immerhin, aber es ist ein Gegenstand, der bei einer Person Ihres Alters im höchsten Maße unanständig erscheint. Sie haben ganze Tage völlig eingeschlossen in Ihrer Wohnung zugebracht, ohne daß Sie Jemand empfangen wollten, und wenn es dem Herrn Doktor Baleinier, dem einzigen von meinen Freunden, für den Sie noch einiges Zutrauen bewahrten, durch inständiges Bitten gelang, zu Ihnen zu dringen, so fand er Sie wiederholt in einem Zustande so großer Aufregung, daß er ernste Besorgniß für Ihre Gesundheit hegte. Sie wollten stets nur allein ausgehen, ohne Jemand Rechenschaft von Ihren Handlungen zu geben; Sie haben sich unabläßig darin gefallen, Ihren Willen über mein Ansehen zu stellen . . . ist dies Alles wahr?"

„Dieses Porträt der Vergangenheit erscheint mir nicht sehr schmeichelhaft," sprach Adrienne lächelnd, „indessen ist es nicht ganz unkenntlich."

„Mein Fräulein," versetzte der Abbé d'Aigrigny, seine Worte abmessend und langsam betonend, „Sie gestehen also ausdrücklich zu, daß alle von Ihrer Frau Tante erwähnten Umstände gewissenhaft der Wahrheit gemäß sind?"

Hiebei hefteten sich alle Blicke auf Adrienne, als wäre ihre Antwort von dem größten Belang.

„Allerdings, mein Herr, ich habe die Gewohnheit, so offen zu leben, daß eine solche Frage ganz überflüssig ist."

„Diese Thatsachen sind also zugestanden," sagte der Abbé d'Aigrigny und wandte sich gegen den Doktor und den Baron um.

„Diese Thatsachen bleiben für uns völlig bekräftigt," sprach Herr Tripeaud mit anmaßendem Tone.

„Aber dürfte ich wohl erfahren, meine Tante," sagte Adrienne, „wozu dieser lange Eingang nützen soll?"

„Dieser lange Eingang," erwiederte die Prinzessin würdevoll, „dient dazu, die Vergangenheit auseinanderzusetzen und die Zukunft zu motiviren."

„Meine liebe Tante, das ist so ein wenig im Geschmacke der geheimnißvollen Aussprüche der Sibylle von Cumä .... Dahinter muß etwas Furchtbares stecken."

„Vielleicht, mein Fräulein, denn es gibt nichts Furchtbareres für gewisse Charaktere, als den Gehorsam, die Pflicht, und Ihr Charakter gehört zu diesen zur Empörung geneigten Geistern ..."

„Ich gestehe dies offenherzig, meine Tante, und es wird sich bis zu dem Tage so verhalten, wo ich den Gehorsam lieben und die Pflicht achten kann."

„Ob Sie meine Befehle lieben, ob Sie dieselben achten, ist mir ziemlich gleichgültig, mein Fräulein," entgegnete die Prinzessin mit hartem Ton, „Sie werden dennoch von heute an, von jetzt anfangen, sich unbedingt, blind meinem Willen zu unterwerfen; mit einem Worte, Sie werden nichts thun ohne meine Erlaubniß; es muß sein, ich will es, es wird sein ..."

Adrienne schaute zuerst ihre Tante fest an, dann brach sie in ein frisches, schallendes Gelächter aus, das lange in dem weiten Zimmer wiederhallte.

Der Marquis d'Aigrigny und der Baron Tripeaud machten eine Geberde der Entrüstung.

Die Prinzessin sah ihre Nichte mit einer zornigen Miene an.

„Mein Fräulein, ein solches lautes Gelächter ist sehr unschicklich," sagte der Abbé d'Aigrigny, „die Worte Ihrer Frau Tante sind ernst, sehr ernst, und verdienen eine andere Aufnahme."

„Mein Gott, mein Herr," erwiederte Adrienne, ihre Heiterkeit dämpfend, „wer hat die Schuld, daß ich so unmäßig lache? Wie soll ich gelassen und kaltblütig bleiben, wenn ich meine Tante von einer blinden Unterwerfung unter Ihre Befehle sprechen höre? Eignet sich eine Schwalbe, welche gewohnt ist, unter freiem Himmel zu fliegen . . . im vollen Sonnenschein ihre Schwingen auszubreiten, dazu, in einem Maulwurfsloche zu leben? . . . ."

Bei dieser Antwort stellte sich der Abbé d'Aigrigny, als schaute er die anderen Mitglieder des Familienrathes mit tiefer Verwunderung an.

„Eine Schwalbe? was will sie damit sagen? . . ." fragte der Abbé den Baron und machte ihm ein Zeichen, das dieser verstand.

„Ich weiß nicht . . ." antwortete Tripeaud und schaute seinerseits den Doktor an, „sie hat vom Maulwurf gesprochen . . . . das ist unerhört . . . . unbegreiflich."

„Also, mein Fräulein," sagte die Prinzessin, welche das Erstaunen der anderen Personen zu theilen schien, „das ist die Antwort, die Sie mir geben."

„Allerdings," erwiederte Adrienne, ebenfalls erstaunt, daß man sich stellte, als verstände man das Bild nicht, dessen sie sich bedient hatte, wie ihr dies ziemlich oft bei ihrer häufig poetischen und blumenreichen Sprache begegnete.

„Nun, nun, Madame," sagte der Doktor Baleinier gutmüthig lächelnd, „man muß nachsichtig sein, das liebe Fräulein hat einen so natürlich originellen, schwungreichen Geist!! . . . es ist in der That die reizendste tolle Person, die ich kenne . . . ich habe ihr dies hundertmal gesagt, als alter Freund, der sich Alles erlaubt. . . ."

„Ich begreife, daß Sie Ihre Anhänglichkeit an das Fräulein nachsichtig macht; darum ist es nicht minder wahr, mein Herr Doktor," sagte der Abbé d'Aigrigny,

der dem Arzte einen Vorwurf zu machen schien, weil dieser für Fräulein von Cardoville Partei nahm, „daß dies ungereimte Antworten sind, wenn es sich um so ernste Fragen handelt.“

„Das ist gerade das Unglück, daß das Fräulein den Ernst dieser Conferenz nicht begreift,“ sprach die Prinzessin mit einer harten, strengen Miene. „Sie wird ihn vielleicht nun begreifen lernen, wenn ich ihr meine Befehle bezeichne. . . .“

„Diese Befehle also, meine Tante . . .“

Und dabei legte Adrienne, welche sich auf die andere Seite des Tisches ihrer Tante gegenüber gesetzt hatte, mit einer reizend anzuschauenden Geberde voll spöttischer Anmuth ihr kleines rosiges Kinn in ihre hübsche hohle Hand.

„Morgen,“ sprach die Prinzessin, „verlassen Sie den Pavillon, den Sie gegenwärtig bewohnen . . . Sie verabschieden Ihre Frauen . . . Sie nehmen wieder hier zwei Zimmer ein, in die man nur durch meine Wohnung gelangen kann . . . Sie gehen nie allein aus . . . Sie begleiten mich zum Gottesdienst . . . Ihre freie Vermögensverwaltung hört wegen, in gebührender Form nachgewiesener, Verschwendung auf . . . ich übernehme die Anordnung aller Ihrer Ausgaben . . . ich übernehme es sogar, Ihre Kleider zu bestellen, damit Sie in Zukunft, wie es sich geziemt, auf eine bescheidene Weise gekleidet sind . . . bis zu Ihrer Volljährigkeit, welche übrigens durch den Dazwischentritt eines Familienrathes auf unbestimmte Zeit verschoben werden wird, haben Sie keine Geldsumme zu Ihrer Verfügung . . . dies ist mein Wille. . .“

„Und man kann allerdings Ihrem Entschluße nur seinen Beifall spenden, Frau Prinzessin,“ sagte der Baron Tripeaud, „man kann Sie nur ermuthigen, die größte Festigkeit zu zeigen, denn so vielen Unordnungen muß ein Ziel gesteckt werden.“

„Es ist die höchste Zeit, solchen Skandalen ein Ende zu machen," fügte der Abbé bei.

„Die Seltsamkeit, die Exaltation der Charaktere vermögen indessen Vieles zu entschuldigen," wagte der Doktor mit einer verschmitzten Miene zu bemerken.

„Allerdings, mein Herr Doktor," sagte die Prinzessin trocken zu Herrn Baleinier, der seine Rolle vortrefflich spielte, „aber dann behandelt man solche Charaktere, wie es sich gebührt."

Frau von Saint-Dizier hatte sich auf eine feste, entschiedene Weise ausgedrückt; sie schien von der Möglichkeit, das auszuführen, womit sie ihre Nichte bedrohte, überzeugt; Herr Tripeaud und der Abbé d'Aigrigny hatten den Worten der Prinzessin vollkommen beigepflichtet; Adrienne fing an einzusehen, daß es sich um etwas sehr Wichtiges handelte, und ihre Heiterkeit machte nun einer bittern Ironie, einem Ausdrucke empörter Unabhängigkeit Platz.

Sie stand ungestüm auf und erröthete ein wenig; ihre rosige Nase erweiterte sich, ihr Auge funkelte, sie hob den Kopf in die Höhe, schüttelte leicht mit einer ihr natürlichen Bewegung voll Stolz ihr schönes, wellenförmiges, goldenes Haar, und sagte nach kurzem Stillschweigen mit einschneidender Stimme zu ihrer Tante:

„Sie haben von der Vergangenheit gesprochen, gnädige Frau, ich werde auch einige Worte sprechen, denn Sie zwingen mich dazu, . . . ja, ich beklage es. . . . Ich habe Ihre Wohnung verlassen, weil es mir unmöglich war, länger in dieser Atmosphäre finsterer Heuchelei und schwarzer Treulosigkeiten zu leben. . . ."

„Mein Fräulein," rief der Abbé d'Aigrigny, „solche Ausdrücke sind eben so heftig als unvernünftig."

„Mein Herr, weil Sie mich unterbrechen, zwei Worte," sagte Adrienne lebhaft und schaute dabei den

Abbé fest an, „was für Beispiele habe ich bei meiner Tante getroffen?"

„Vortreffliche Beispiele."

„Vortreffliche, mein Herr? Etwa weil ich dort jeden Tag die Bekehrung meiner Tante als eine Mitschuldige der Ihrigen erblickte?"

„Mein Fräulein ... Sie vergessen sich," sagte die Prinzessin vor Wuth erbleichend.

„Gnädige Frau, ich vergesse nicht ... ich erinnere mich, wie Jedermann ... das ist das Ganze ... Ich hatte keine Verwandtin, bei der ich eine Zuflucht gefunden haben würde ... ich wollte allein leben ... ich wünschte in den Genuß meiner Einkünfte gesetzt zu werden, weil ich sie lieber ausgeben, als von Herrn Tripeaud vergeudet sehen will."

„Mein Fräulein," rief der Baron, „ich begreife nicht, wie Sie sich erlauben können, zu ..."

„Genug, mein Herr," erwiederte Adrienne und legte ihm mit einer Geberde niederschmetternder Hoheit Stillschweigen auf, „ich spreche von Ihnen, aber nicht mit Ihnen ..."

Und Adrienne fuhr fort.

„Ich wollte also meine Einkünfte nach meinem Geschmack verwenden und verschönerte den Aufenthaltsort, den ich mir gewählt hatte. Häßlichen, schlecht unterrichteten Mägden zog ich hübsche, gut gezogene, aber arme Mädchen vor; ihre Erziehung erlaubte mir nicht, sie einer demüthigenden Knechtschaft zu unterwerfen, und ich machte ihre Lage sanft und angenehm; sie dienen mir nicht, sie leisten mir Dienste; ich bezahle sie, aber ich bin Ihnen dankbar ... Das sind übrigens feine Unterscheidungen, gnädige Frau, die Sie nicht verstehen, wie ich wohl weiß. Statt sie schlecht oder geschmacklos gekleidet zu sehen, habe ich Ihnen Kleider gegeben, die gut zu ihren reizenden Gesichtern stehen, weil ich liebe, was jung, was schön ist; ob ich mich auf die eine oder auf die andere Weise

kleide, das berührt nur meinen Spiegel. Ich gehe allein aus, weil es mir gefällt, mich dahin zu wenden, wohin mich meine Phantasie führt; ich besuche die Messe nicht, allerdings; wenn ich noch meine Mutter hätte, so würde ich ihr sagen, wie meine Andacht beschaffen ist, und sie würde mich zärtlich umarmen. Ich habe der Jugend und der Schönheit einen heidnischen Altar errichtet, weil ich Gott in Allem anbete, was er Schönes, Gutes, Edles, Großes macht ... vom Morgen bis zum Abend wiederholt mein Herz dieses inbrünstige, aufrichtige Gebet: Ich danke Dir, mein Gott, ich danke Dir ... Herr Baleinier, sagen Sie, habe mich oft in meiner Einsamkeit in einer seltsamen Aufregung getroffen, .., ja, das ist wahr ... ich entfloh zu solchen Stunden durch meinen Geist Allem, was mir die Gegenwart so gehässig, so peinlich, so abscheulich macht... ich flüchtete mich in die Zukunft... dann erschaute ich magische Horizonte ... dann erschienen mir so glänzende Visionen, daß ich mich in eine erhabene, göttliche Begeisterung versetzt fühlte und nicht mehr der Erde angehörte ..."

Als Adrienne diese Worte mit einem hohen Aufschwung aussprach, schien sich ihr Antlitz zu verklären, so strahlend wurde es. In diesem Augenblick war ihre Umgebung nicht mehr für sie vorhanden. Sie fuhr mit wachsender Begeisterung fort:

„Dann athmete ich eine reinere, belebendere, freiere Luft ... oh! freier, vor Allem freier ... und so gesund, so wohlthuend für das Gemüth ... Ja, statt meine Schwestern auf eine schmerzhafte Weise einer selbstsüchtigen, demüthigenden, rohen Herrschaft unterworfen zu sehen, der sie die verführerischen Laster des Sklaventhums, die anmuthreiche Betrügerei, die bezaubernde Treulosigkeit, die liebreizende Falschheit zu verdanken haben, erblickte ich diese edeln Schwestern würdig und aufrichtig, weil sie frei waren; treu und ergeben, weil sie wählen konnten; weder gebieterisch

noch knechtisch, weil sie keinem Herrn zu gebieten oder zu schmeicheln hatten; geliebt und geachtet endlich, weil sie aus einer treulosen Hand eine redlich gegebene Hand zurückziehen konnten . . . Oh! meine Schwestern, ich fühle es . . . es sind dies nicht nur tröstliche Visionen, es sind sogar heilige Hoffnungen."

Unwillkührlich durch den Aufschwung ihrer Gedanken fortgerissen, schwieg Adrienne nun einen Augenblick, um, so zu sagen, wieder die Erde zu erreichen, und gewahrte nicht, wie die Schauspieler dieser Scene sich mit strahlender Miene anblickten.

„Aber... was sie da sagt, ist ganz vortrefflich..." flüsterte der Doktor der Prinzessin in das Ohr, neben der er saß; „wenn sie mit uns einverstanden wäre, würde sie nicht anders sprechen."

„Nur wenn man sie durch eine übermäßige Härte außer sich bringt, wird sie zu dem Punkte gelangen, wo wir sie haben müssen," bemerkte der Abbé d'Aigrigny.

Doch man hätte glauben sollen, der Augenblick der Gereiztheit habe sich bei der Berührung der edeln Gefühle aufgelöst, von denen sie erfaßt worden war.

Sich an den Doktor Baleinier wendend, sprach sie lächelnd:

„Sie müssen gestehen, Doktor, daß es nichts Lächerlicheres gibt, als sich der Trunkenheit gewisser Gedanken in Gegenwart von Personen hinzugeben, welche dieselben nicht zu begreifen vermögen. Das ist eine schöne Gelegenheit für Sie, über die Begeisterung zu spotten, die Sie mir zuweilen zum Vorwurf machen . . . wie kann ich auch in einem so ernsten Augenblicke mich hinreißen lassen! . . . denn die Sache scheint entschieden ernst zu sein. Aber was wollen Sie, mein guter Doktor, wenn mir eine Idee in den Kopf kommt, ist es mir eben so unmöglich, nicht ihrer Phantasie zu folgen, als es mir unmöglich vorkam, einem

Schmetterling nicht nachzulaufen, da ich noch ein kleines Mädchen war."

„Und Gott weiß, wohin Sie die in allen Farben glänzenden Schmetterlinge führen, die Ihren Geist durchflattern ... Ah! der tolle Kopf, der tolle Kopf! . . ." sprach Herr Baleinier mit einer nachsichtigen, väterlichen Miene. „Wann wird er doch endlich einmal so vernünftig werden, als er schön ist?"

„In diesem Augenblick, mein guter Doktor," erwiederte Adrienne, „ich werde meine Träumereien gegen Wirklichkeiten vertauschen und, wie Sie sehen sollen, eine bestimmte Sprache sprechen."

Dann fügte sie, sich an ihre Tante wendend, bei:

„Ehe acht Tage vergehen, verlasse ich den Pavillon, den ich gegenwärtig bewohne, und beziehe ein Haus, das ich nach meinem Geschmacke habe einrichten lassen, und dort werde ich leben, wie es mir beliebt. Ich habe weder Vater noch Mutter und bin nur mir selbst über meine Handlungen Rechenschaft schuldig."

„In der That, mein Fräulein," sagte die Prinzessin die Achseln zuckend, „Sie sprechen sehr unvernünftiges Zeug; Sie vergessen, daß die Gesellschaft unverjährbare Rechte der Sittlichkeit hat, daß wir beauftragt sind, diese geltend zu machen, und wir werden unsere Pflichten nicht vernachläßigen, darauf können Sie sich verlassen."

„Also Sie, meine gnädige Frau, Sie, der Abbé d'Aigrigny, Herr Tripeaud, Sie vertreten die Sittlichkeit der Gesellschaft ... das scheint mir sehr treuherzig. Vielleicht, weil Herr Tripeaud, was ich nicht leugnen kann, mein Vermögen als das seinige betrachtet? Etwa, weil ..."

„Aber, mein Fräulein ..." rief Tripeaud.

„Gnädige Frau," sagte Adrienne zu ihrer Tante, „da sich gerade eine Gelegenheit darbietet, erbitte ich mir sogleich Erläuterungen über gewisse Interessen, die man mir, glaube ich, bisher verheimlicht hat . . ."

Bei diesen Worten Adriennen's schauderten der Abbé d'Aigrigny und die Prinzessin. Beide wechselten rasch einen besorgten, unruhigen Blick.

Adrienne bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Doch um mit Ihren Forderungen zu Ende zu kommen, hören Sie mein letztes Wort: Ich will leben, wie es mir gut dünkt. Ich glaube nicht, daß man, wenn ich ein Mann wäre, mich mit der herben, demüthigenden Vormundschaft belasten würde, die Sie mir auflegen wollen, weil ich gelebt habe, wie ich lebte, das heißt ehrlich, frei und freigebig, vor Aller Augen."

„Dieser Gedanke ist thöricht, unsinnig!" rief die Prinzessin, „so leben zu wollen, heißt die Unsittlichkeit, das Vergessen aller Schamhaftigkeit bis zur äußersten Gränze treiben."

„Nun, gnädige Frau," entgegnete Adrienne, „was für eine Ansicht haben Sie denn von so vielen armen Mädchen aus dem Volke, welche Waisen sind, wie ich, und allein und frei leben, wie ich leben will? Sie haben *nicht*, wie ich, eine geläuterte Erziehung erhalten, welche das Gemüth erhebt und reinigt. Sie besitzen nicht, wie ich, ein Vermögen, das vor allen schlimmen Versuchungen der Armuth beschützt . . . und dennoch leben sie ehrlich und stolz in ihrem Elend."

„Das Laster und die Tugend bestehen nicht für diese Canaillen!" rief der Herr Baron von Tripeaud mit einem Ausdrucke voll Zorn und abscheulicher Verachtung.

„Sie würden einen von Ihren Lackeien fortjagen, gnädige Frau, der es wagen sollte, in Ihrer Gegenwart so zu sprechen," sagte Adrienne zu ihrer Tante, ohne daß Sie ihren Widerwillen verbergen konnte, „und Sie zwingen mich, solche Dinge zu hören . . ."

Der Marquis d'Aigrigny gab unter dem Tische mit dem Knie Herrn Tripeaud einen Stoß, der sich

so weit gehen ließ, daß er in dem Salon der Prinzessin sprach, wie er in den Gängen der Börse zu sprechen gewohnt war, und er erwiederte lebhaft, um die Plumpheit des Barons wieder gut zu machen:

„Es läßt sich kein Vergleich mit diesen Leuten aufstellen, mein Fräulein . . . und eine junge Person in Ihrer Lage . . .“

„Für einen Katholiken, mein Herr Abbé, ist diese Unterscheidung nicht sehr christlich,“ entgegnete Adrienne.

„Ich kenne den Gehalt meiner Worte, mein Fräulein,“ versetzte der Abbé trocken; „übrigens hätte das unabhängige Leben, das Sie zu führen gedenken, für die Zukunft die mißlichsten Folgen, denn Ihre Familie kann Sie eines Tages verheirathen wollen, und . . .“

„Diese Sorge werde ich meiner Familie ersparen, mein Herr, wenn ich mich verheirathen will, verheirathe ich mich selbst, was meiner Ansicht nach ziemlich vernünftig ist . . . obgleich es mich, um die Wahrheit zu gestehen, wenig nach der schweren Kette gelüstet, welche uns die Selbstsucht und die Rohheit für immer an den Hals nieten.“

„Es ist unschicklich, mein Fräulein,“ sagte die Prinzessin, „so leichtsinnig von dieser gesellschaftlichen Einrichtung zu sprechen.“

„Besonders vor Ihnen, gnädige Frau; verzeihen Sie, daß ich Ihnen ein Aergerniß gegeben habe. Sie fürchten, meine unabhängige Lebensweise könnte die Bewerber ferne von mir halten? . . . für mich ein weiterer Grund, in meiner Unabhängigkeit zu verharren, denn ich hege einen Abscheu vor Bewerbern. Ich will nichts Anderes, als sie einschüchtern, ihnen die schlimmste Meinung von mir beibringen, und hiefür gibt es kein besseres Mittel, als wenn man gerade so zu leben scheint, wie sie selbst leben. Auch rechne ich auf meine Launen, meine Tollheiten, meine lieben Fehler, um vor jeder langweiligen ehelichen Verfolgung bewahrt zu bleiben.“

„Sie sollen in dieser Beziehung völlig zufrieden gestellt werden, mein Fräulein," sagte Frau von Saint-Dizier, „wenn sich unglücklicher Weise (und das ist zu befürchten) das Gerücht verbreitet, Sie treiben das Vergeßen jeder Pflicht, jeder Zurückhaltung so weit, daß Sie Morgens um acht Uhr, wie man mir gesagt hat, nach Hause kommen ... Aber ich will, ich kann nicht an das Ungeheure glauben. ..."

„Sie haben Unrecht, denn es ist so ..."

„Also, Sie gestehen es?" rief die Prinzessin.

„Ah!" rief der Abbé d'Aigrigny in tiefem Tenor.

„Ah!" rief der Baron mit einer Fistelstimme.

„Ah!" murmelte der Doktor mit einem schweren Seufzer.

Als Adrienne diese kläglichen Ausrufungen hörte, war sie im Begriff zu sprechen, vielleicht sich zu rechtfertigen, aber an einer kleinen, geringschätzenden Verziehung ihres Gesichts konnte man wahrnehmen, daß sie es verachtete, sich zu einer Erklärung herabzulassen.

„Also ist es wahr," sprach die Prinzessin. „Ah, mein Fräulein, Sie haben mich freilich daran gewöhnt, über *nichts* mehr zu staunen ... aber ich zweifelte noch an einem solchen Benehmen. ... Es bedurfte Ihrer frechen Antwort, um mich zu überzeugen."

„Lügen, Madame, kam mir immer frecher vor, als die Wahrheit sagen."

„Und woher kamen Sie, mein Fräulein? und warum ..."

„Madame," sagte Adrienne, „ich lüge nie .... aber ich sage auch nie, was ich nicht sagen will, weil es eine Feigheit ist, sich über eine empörende Anklage zu rechtfertigen. Sprechen wir nicht mehr hievon; jedes Drängen wäre in dieser Beziehung fruchtlos; fassen wir uns kurz. Sie wollen mir eine harte und demüthigende Vormundschaft aufnöthigen; ich will den Pavillon, den ich bis jetzt bewohne, verlassen, um zu leben, wo es meiner Phantasie gefällt. Wer wird

nachgeben, Sie oder ich? wir wollen sehen. Nun zu etwas Anderem . . . dieses Hotel gehört mir, es ist mir gleichgültig, wenn Sie hier wohnen bleiben, denn ich verlasse es, aber das Erdgeschoß ist unbewohnt, es enthält, außer den Empfangszimmern, zwei vollständige Wohnungen; ich habe auf einige Zeit darüber verfügt."

„Wirklich, mein Fräulein?" sagte die Prinzessin, den Abbé d'Aigrigny mit großer Verwunderung anschauend, und fügte dann ironisch bei: „Und für wen, mein Fräulein, haben Sie darüber verfügt?"

„Für drei Personen von meiner Familie."

„Was soll das bedeuten?" fragte die Prinzessin immer mehr erstaunt.

„Das bedeutet, gnädige Frau, daß ich hier einem jungen indischen Prinzen, meinem Verwandten von meiner Mutter Seite, Gastfreundschaft anbieten will; er wird in zwei bis drei Tagen ankommen, und es liegt mir daran, daß er seine Zimmer zu seiner Aufnahme bereit findet."

„Hören Sie, meine Herren?" sagte der Abbé d'Aigrigny, das tiefste Staunen heuchelnd, zu dem Doktor und zu Herrn Tripeaud.

„Das übersteigt jede Vorstellung," sprach der Baron.

„Ach!" sagte der Doktor salbungsreich, „das Gefühl ist an und für sich ein edles, aber immer dieses tolle Köpfchen."

„Vortrefflich," rief die Prinzessin, „ich kann Sie wenigstens nicht hindern, mein Fräulein, die ausschweifendsten, ungereimtesten Wünsche auszusprechen. Aber es ist zu vermuthen, daß Sie auf so schönem Wege nicht stille stehen werden. Ist das Alles?"

„Noch nicht, meine gnädige Frau; ich habe diesen Morgen erfahren, daß zwei von meinen Verwandtinnen, ebenfalls von meiner Mutter Seite... zwei arme Kinder von fünfzehn Jahren, zwei Wai-

sen.... die Töchter des Marschall Simon gestern nach einer langen Reise hier angekommen sind und sich bei der Frau des braven Soldaten aufhalten, der sie aus dem innersten Sibirien nach Frankreich bringt."

Bei diesen Worten Adrienne's konnten sich der Marquis d'Aigrigny und die Prinzessin eines heftigen Schauders nicht erwehren, und sie schauten sich ganz erschrocken an, so weit waren sie entfernt von dem Glauben, Adrienne sei von der Rückkehr der Töchter des Marschall Simon unterrichtet; diese Entdeckung war für sie niederschmetternd.

„Sie staunen ohne Zweifel, mich so gut unterrichtet zu sehen," sagte Adrienne, „zum Glücke hoffe ich Sie sogleich noch mehr in Erstaunen zu setzen;... aber um auf die Töchter des Marschall Simon zurückzukommen — Sie begreifen, gnädige Frau, daß es mir nicht möglich ist, dieselben den würdigen Personen zur Last zu lassen, bei denen sie für den Augenblick eine Zufluchtsstätte gefunden haben; obgleich diese Familie *eben* so ehrlich, als arbeitsam ist, so ist doch dort nicht ihr Platz. Ich werde sie also holen, um sie hier in der andern Wohnung im Erdgeschoße einzurichten... mit der Frau des Soldaten, welche eine vortreffliche Gouvernante für sie geben wird."

Bei diesen Worten sahen sich der Marquis d'Aigrigny und der Baron an, und der Baron rief:

„Es ist entschieden im Kopfe nicht richtig."

Adrienne fügte bei, ohne Herrn Tripeaud zu antworten:

„Der Marschall Simon kann jeden Augenblick in Paris ankommen. Sie begreifen, gnädige Frau, wie süß es für mich sein wird, ihm seine Töchter vorzustellen und ihm zu beweisen, daß sie behandelt worden sind, wie sie dieß sein sollten. Schon morgen früh werde ich Modehändlerinnen und Nähterinnen kommen lassen, damit es ihnen an nichts gebricht. Ihr

Vater soll sie bei seiner Rückkehr schön, blendend schön finden... Man sagt mir, sie seien hübsch wie Engel... Ich, eine arme Profane, werde nur Liebesgötter aus ihnen machen."

„Nun, mein Fräulein, ist es dießmal Alles?" sagte die Prinzessin mit einem spöttischen und unterdrückt zornigen Tone, während der Abbé d'Aigrigny, scheinbar ruhig und kalt, seine tödtliche Angst kaum zu verhehlen vermochte.

„Besinnen Sie sich wohl," fuhr die Prinzessin, sich an Adrienne wendend fort. „Haben Sie diese interessante Familiencolonie nicht noch mit einigen Verwandten zu vermehren?... Eine Königin würde in der That nicht großmüthiger handeln, als Sie."

„Allerdings, gnädige Frau, will ich meiner Familie eine königliche Aufnahme bereiten, wie sie dem Sohn, eines Königs und den Töchtern des Marschalls Herzogs von Ligny gebührt. Es ist so schön mit allem andern Luxus den der Gastfreundschaft des Herzens zu verbinden."

„Der Grundsatz ist allerdings edel," sagte die Prinzessin in immer größerer Aufregung; „es ist nur Schade, daß Sie, um ihn in Ausübung zu bringen, nicht die Minen von Potosi besitzen."

„Gerade in Beziehung auf eine Mine... von der man behauptet, es sei eine von den reichsten, will ich mit Ihnen sprechen, gnädige Frau; es konnte sich mir keine bessere Gelegenheit bieten. So beträchtlich auch mein Vermögen sein mag, so ist es doch nur unbedeutend im Vergleich mit dem, was jeden Augenblick unserer Familie zufließen kann... und wenn dieß geschieht, so werden Sie mir wohl das vergeben, was Sie meine königliche Verschwendung nennen."

Der Marquis d'Aigrigny fühlte sich den Schlägen einer immer furchtbarer werdenden Lage preisgegeben.

Die Medaillen-Angelegenheit war so wichtig, daß

er sie sogar dem Doktor Baleinier verheimlicht hatte, obgleich er seine Dienste für ein unermeßliches Interesse forderte; Herrn Tripeaud hatte man eben so wenig unterrichtet, denn die Prinzessin glaubte aus den Papieren des Vaters von Adrienne alle Andeutungen entfernt zu haben, welche denselben auf diese Entdeckung hätten führen können. So sah der Abbé zu seinem großen Schrecken nicht nur Fräulein von Cardoville über dieses Geheimniß belehrt, sondern er befürchtete auch, sie könnte es kundmachen.

Die Prinzessin theilte den Schrecken des Marquis d'Aigrigny und sie rief, ihre Nichte unterbrechend:

„Mein Fräulein, es gibt gewisse Familienangelegenheiten, welche geheim gehalten werden müssen, und ohne genau zu verstehen, worauf Sie anspielen, fordere ich Sie auf, diesen Gegenstand des Gesprächs zu verlassen."

„Ei! Madame, sind wir hier nicht im Familienkreise, wie dies die nicht sehr freundlichen Dinge beweisen, die wir so eben ausgetauscht haben?"

„Mein Fräulein, gleich viel... wenn es sich um Angelegenheiten von mehr oder minder bestreitbarem Interesse handelt, so ist es völlig unnöthig, davon zu sprechen, so lange man nicht die Akten unter den Augen hat."

„Und wovon sprechen wir denn seit einer Stunde, wenn nicht von Angelegenheiten von Interesse? In der That, ich begreife Ihr Erstaunen, Ihre Verlegenheit nicht..."

„Ich bin weder erstaunt, noch verlegen, mein Fräulein; aber Sie zwingen mich seit zwei Stunden so neue, so ungereimte Dinge zu hören, daß einiges Staunen in der That erlaubt ist."

„Ich bitte um Vergebung, gnädige Frau, Sie sind sehr verlegen," sagte Adrienne ihre Tante fest anschauend; „der Herr Marquis d'Aigrigny ebenfalls,

was nebst einem gewissen Verdachte, über den ich mir noch nicht Licht zu verschaffen Zeit gehabt habe..."

Dann nach einer Pause fuhr Adrienne fort:

„Sollte ich richtig errathen haben? Wir werden sehen..."

„Mein Fräulein, ich befehle Ihnen, zu schweigen," rief die Prinzessin völlig den Kopf verlierend.

„Ah! Madame," erwiederte Adrienne, „als eine Person, die sich sonst so gut zu beherrschen weiß, compromittiren Sie sich gewaltig."

Die Vorsehung, wie man sagt, kam in diesem gefährlichen Augenblick der Prinzessin und dem Marquis d'Aigrigny glücklicher Weise zu Hülfe.

Ein Kammerdiener trat ein; sein Gesicht war so bestürzt, so verstört, daß die Prinzessin lebhaft zu ihm sagte:

„Nun! Dubois, was gibt es?"

„Ich bitte die Frau Prinzessin um Verzeihung, daß ich sie trotz ihrer ausdrücklichen Befehle unterbreche; aber der Herr Polizeicommissär wünscht sie im Augenblick zu sprechen; er ist unten, mehrere Agenten sind mit Soldaten im Hof."

Unerachtet des tiefen Erstaunens, in das sie dieser neue Zwischenfall versetzte, wollte die Prinzessin die Gelegenheit benützen, um sich schnell mit dem Abbé d'Aigrigny über die drohenden Offenbarungen Adrienne's zu verständigen, und sie sagte aufstehend zu dem Marquis:

„Mein Herr Abbé, wollen Sie wohl die Gefälligkeit haben, mich zu begleiten, denn ich weiß nicht, was die Gegenwart eines Polizeicommissärs in meinem Hause bedeuten soll."

Der Marquis d'Aigrigny folgte Frau von Saint-Dizier in das nächste Zimmer.

Zweites Kapitel.

Der Verrath.

Von dem Marquis d'Aigrigny begleitet und von dem Kammerdiener gefolgt, blieb die Prinzessin von Saint-Dizier in einem Zimmer neben dem Cabinet stille stehen, in welchem Adrienne, Herr Tripeaud und der Arzt versammelt waren.

„Wo ist der Polizeicommissär?“ fragte die Prinzessin den Bedienten, der ihr die Ankunft dieses Beamten angezeigt hatte.

„Gnädige Frau, er ist in dem blauen Salon.“

„Bitten Sie ihn, einige Augenblicke auf mich warten zu wollen.“

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging ab.

Sobald er sich entfernt hatte, näherte sich Frau von Saint-Dizier lebhaft dem Marquis d'Aigrigny, dessen sonst so festes, stolzes Antlitz bleich und düster geworden war.

„Sie sehen,“ rief sie eilig, „Adrienne ist von Allem unterrichtet. Was nun thun, was anfangen?“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte der Abbé mit starrem Blicke, „diese Kundgebung ist ein furchtbarer Schlag.“

„Es ist Alles verloren!“

„Es gibt nur ein Rettungsmittel,“ spr ch der Abbé, „das wäre der Doktor.“

„Wie denn?“ rief die Prinzessin, „so geschwinde? noch heute?“

„In zwei Stunden ist es zu spät; dieses teuflische Mädchen wird dann die Töchter des Marschall Simon gesehen haben.“

„Aber, mein Gott, Frederik, das ist unmöglich... Herr Baleinier wird es nicht thun können, er hätte vorher Vorkehrungen treffen müssen, wie wir es nach der heutigen Unterredung thun sollten.“

„Daran liegt nichts," erwiederte der Abbé, „der Doctor muß es um jeden Preis versuchen."

„Aber unter welchem Vorwand?"

„Ich will mich bemühen, einen zu finden."

„Gesetzt, Sie fänden diesen Vorwand, Frederik — wenn man heute handeln muß, so wird da unten nichts vorbereitet sein."

„Beruhigen Sie sich, bei der gewöhnlichen Umsicht ist man stets vorbereitet."

„Und wie den Doctor sogleich unterrichten?" fragte die Prinzessin.

„Ihn rufen lassen, würde Verdacht bei Ihrer Nichte erwecken," sprach der Abbé nachdenkend, „dies muß man vor Allem vermeiden."

„Allerdings," versetzte die Prinzessin; „dieses Vertrauen ist eine unserer wichtigsten Quellen."

„Ein Mittel," sagte der Abbé lebhaft, „ich schreibe geschwinde einige Worte an Baleinier; einer von Ihren Bedienten überbringt sie ihm, als ob der Brief von Auswärts, von einem dringenden Kranken käme."

„Herrlicher Gedanke!" rief die Prinzessin, „Sie haben Recht. Hier auf diesem Tische liegt Alles, was Sie brauchen... Geschwinde, geschwinde! .. aber wird es dem Doctor gelingen?"

„Um die Wahrheit zu gestehen, ich wage nicht es zu hoffen," sagte der Marquis und setzte sich mit mühsam zurückgehaltenem Grimme an den Tisch. „In Folge dieser Unterredung, welche unsere Hoffnungen übertroffen hat und von unserem, hinter dem Thürvorhange des anstoßenden Zimmers verborgenen, Manne genau stenographirt worden ist, in Folge der heftigen Scenen, welche nothwendig morgen und später stattfinden müssen, kann der Doctor, wenn er sich mit gescheiten Vorsichtsmaßregeln umgibt, mit vollkommener Sicherheit handeln. Aber dies heute schon ... sogleich von ihm verlangen ... Herminie ... es ist in

der That eine Thorheit, daran zu denken." Und der Marquis warf heftig die Feder, die er in der Hand hatte, von sich und fügte dann in einem Tone bitterer Entrüstung bei: „Im Augenblicke des Sieges alle seine Hoffnungen vernichtet sehen zu müssen!.. Ah! die Folgen von dieser ganzen Geschichte sind unberechenbar!.. Ihre Nichte fügt uns viel Böses zu... viel Böses."

Es ist nicht möglich, den Ausdruck dumpfen Zornes, unversöhnlichen Hasses zu beschreiben, mit dem der Marquis d'Aigrigny die letzten Worte aussprach.

„Frederik!" rief die Prinzessin voll Angst, indem sie ihre Hand auf die des Marquis stützte, „ich beschwöre Sie, verzweifeln Sie noch nicht. Der Geist des Doctors ist so reich an Hülfsquellen; er ist uns so sehr ergeben... versuchen wir es immerhin."

„Es ist wenigstens eine Chance," sagte der Abbé und nahm die Feder wieder auf.

„Setzen wir den schlimmsten Fall," sprach die Prinzessin, „Adrienne gehe heute Abend hin, um die Töchter des Marschall Simon zu holen... Vielleicht findet sie dieselben nicht mehr..."

„Das darf man nicht hoffen. Die Befehle von Rodin können unmöglich so schnell ausgeführt worden sein... man hätte uns davon benachrichtigt."

„Allerdings... schreiben Sie also dem Doctor, ich will Ihnen Dubois schicken; er wird ihm Ihren Brief überbringen. Muth, Frederik, wir werden dieses unbändige Mädchen zu überwältigen wissen..." Dann fügte Frau von Saint-Dizier mit einer, in einem Punkte zusammengedrängten, Wuth bei: „Oh! Adrienne, Adrienne, Du sollst sie mir theuer bezahlen, Deine frechen Spöttereien und die Angst, die Du uns verursachst."

In dem Augenblick, wo sie sich zu entfernen im

Begriff war, wandte sich die Prinzessin noch einmal um und sagte zu dem Marquis:

„Erwarten Sie mich hier; ich werde Ihnen mittheilen, was der Besuch des Commissärs zu bedeuten hatte, und wir kehren dann mit einander zurück.

Die Prinzessin verschwand.

Der Abbé d'Aigrigny schrieb eilig einige Worte mit krampfhafter Hand.

Drittes Kapitel.

Die Falle.

Nach dem Abgange der Frau von Saint-Dizier und des Marquis d'Aigrigny war Adrienne mit Herrn Baleinier und dem Baron Tripeaud in dem Cabinet ihrer Tante geblieben.

Als man die Erscheinung des Commissärs ankündigte, fühlte sich Fräulein von Cardoville sehr beunruhigt, denn ohne Zweifel kam der Beamte, wie es Aricol befürchtet hatte, um sich die Erlaubniß zu erbitten, Nachforschungen im Innern des Hotels und des Pavillon anstellen zu dürfen, in der Absicht, den Grobschmied aufzufinden, den man hier verborgen glaubte.

Adrienne war nicht ruhig, obgleich sie das Versteck Agricols für sehr geheim hielt; für den Fall eines unglücklichen Ausgangs dieser Sache fand sie die Gelegenheit sehr günstig, ihren Schützling sogleich dem Doctor zu empfehlen, der, wie gesagt, in hohem Grade mit einem der einflußreichsten Minister der Zeit befreundet war.

Adrienne näherte sich dem Arzte, der leise mit dem Baron plauderte, und sagte mit ihrem weichsten Tone zu ihm:

„Mein guter Herr Baleinier, ich wünschte ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen.“

Und mit einem Blicke zeigte ihm Fräulein von Cardoville die Fenstervertiefung eines Kreuzstockes.

„Zu Ihren Befehlen, mein Fräulein ...“ erwiederte der Arzt und stand auf, um Adrienne zu dem Fenster zu folgen.

Herr Tripeaud, der das junge Mädchen fürchtete, wie das Feuer, war, da er sich nicht mehr durch die Gegenwart des Abbé unterstützt fühlte, äußerst zufrieden über diesen Zwischenfall; um sich eine gewisse Haltung zu geben, stellte er sich wieder zur Beschauung vor ein Heiligenbild, das zu bewundern er gar nicht müde zu werden schien.

Als Fräulein von Cardoville genug von dem Baron entfernt war, um von diesem nicht gehört zu werden, sagte sie zu dem Arzte, der stets wohlwollend, stets lächelnd auf ihre Erklärung wartete:

„Mein guter Doctor, Sie sind mein Freund, Sie sind der meines Vaters gewesen. So eben haben Sie sich, trotz Ihrer schwierigen Stellung, als mein einziger Parteigänger gezeigt.“

„Keineswegs, mein Fräulein, sagen Sie nicht solche Dinge,“ erwiederte der Doctor, einen scherzhaften Zorn heuchelnd: „Pest! Sie würden mir schöne Sachen machen .... Wollen Sie wohl schweigen ... Vade retro Satana!! Was so viel bedeuten will: lassen Sie mich in Ruhe, reizender kleiner Teufel!“

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Adrienne lächelnd, „ich werde Ihre Stellung nicht gefährden; erlauben Sie mir nur, Sie daran zu erinnern, daß Sie mir sehr oft Ihre Dienste angeboten, daß Sie mich Ihrer Ergebenheit versichert haben.“

„Stellen Sie mich auf die Probe und Sie werden sehen, daß ich mein Wort halte.“

„Gut! geben Sie mir sogleich einen Beweis hievon,“ sagte Adrienne lebhaft.

„Sehr gern, es freut mich, wenn Sie mich beim Worte nehmen. Was soll ich für Sie thun?“

„Sie stehen immer noch in enger Verbindung mit Ihrem Freunde, dem Minister?“

„Allerdings; ich behandle ihn gerade jetzt an einer so gewaltigen Heiserkeit, daß er keinen Ton mehr von sich geben kann; dieses Uebel befällt ihn immer am Vorabend des Tages, wo man ihm in der Kammer eine Frage vorlegen soll; er hat das lieber...“

„Sie müssen bei Ihrem Minister etwas für mich sehr Wichtiges erreichen.“

„Für Sie? .... Und in welcher Beziehung?“

Der Kammerdiener der Prinzessin trat ein, übergab Herrn Baleinier einen Brief und sagte zu diesem:

„Ein fremder Bedienter hat so eben diesen Brief für den Herrn Doctor gebracht; es ist sehr dringend.“

Der Doctor nahm den Brief, der Kammerdiener entfernte sich wieder.

„Das sind die Unannehmlichkeiten des Verdienstes,“ sprach Adrienne lächelnd; „man läßt Ihnen nicht einen Augenblick Ruhe, armer Doctor.“

„Sprechen Sie nicht hievon, mein Fräulein,“ erwiederte der Arzt, der eine gewisse Bewegung des Staunens nicht verbergen konnte, als er die Handschrift des Marquis d'Aigrigny erkannte. „Diese Teufel von Kranken glauben in der That, wir seien von Eisen und wir wissen uns die ganze Gesundheit zu verschaffen, die ihnen fehlt... sie sind in der That unbarmherzig... Doch, Sie erlauben, mein Fräulein?“ sagte Herr Baleinier und fragte Adrienne mit dem Blicke, ehe er das Siegel erbrach.

Fräulein von Cardoville antwortete mit einem anmuthigen Zeichen des Kopfes.

Der Brief des Marquis d'Aigrigny war nicht lang; der Arzt las ihn gleichsam mit einem Blicke;

trotz seiner gewöhnlichen Klugheit zuckte er die Achseln und sprach lebhaft:

„Heute ... das ist unmöglich ... er ist ein Narr.“

„Es handelt sich ohne Zweifel um einen armen Kranken, der seine ganze Hoffnung auf Sie gesetzt hat ... der Sie erwartet ... der Sie ruft ... Seien Sie gut, mein lieber Herr Baleinier, weisen Sie seine Bitte nicht zurück ... es ist so süß, das Vertrauen, das man einflößt, zu rechtfertigen.“

Es war zugleich eine große Annäherung und ein außerordentlicher Widerspruch zwischen dem Gegenstande des Briefes, den der unversöhnlichste Feind Adrienne's an den Arzt geschrieben hatte, und den Worten des Mitleids, welche diese mit einem so rührenden Tone sprach, daß der Doctor sehr darüber betreten war.

Er schaute Fräulein von Cardoville mit beinahe verlegener Miene an und erwiederte:

„Es handelt sich wirklich um einen von meinen Kunden, der sehr .. sogar zu viel auf mich rechnet, denn er verlangt etwas Unmögliches von mir .. Doch warum sollen Sie sich für einen Unbekannten interessiren?“

„Wenn er unglücklich ist ... kenne ich ihn. Mein Schützling, für den ich Sie um die Unterstützung Ihres Ministers bitte, war mir auch beinahe unbekannt, und jetzt interessire ich mich auf das Lebhafteste für ihn; denn, wenn ich es Ihnen sagen soll, mein Schützling ist der Sohn des würdigen Soldaten, der die Töchter des Marschall Simon aus Sibirien hierher gebracht hat.“

„Wie? Ihr Schützling ist ...“

„Ein braver Handwerksmann, die Stütze seiner Familie; aber ich muß Ihnen Alles sagen, hören Sie, wie die Sache sich verhält.“

Die Mittheilung, welche Adrienne dem Doctor machen wollte, wurde von Frau von Saint-Dizier

unterbrochen, die, vom Abbé d'Aigrigny gefolgt, heftig die Thüre ihres Cabinets öffnete.

Man las auf dem Gesichte der Prinzessin einen Ausdruck, mühsam unter dem falschen Scheine zorniger Entrüstung verborgener, höllischer Freude.

Der Marquis d'Aigrigny hatte, in das Cabinet eintretend, rasch dem Doctor einen fragenden Blick zugeworfen.

Dieser antwortete mit einer verneinenden Bewegung des Kopfes.

Der Abbé biß sich vor stummer Wuth in die Lippen; da er seine letzte Hoffnung auf den Doctor gesetzt hatte, so mußte er seine Pläne für immer vernichtet halten, trotz des neuen Schlages, den die Prinzessin Adrienne beizubringen im Begriffe war.

„Meine Herren," sagte Frau von Saint-Dizier mit kurzer, rascher Betonung, denn sie erstickte beinahe vor boshafter Freude; „meine Herren, wollen Sie Platz nehmen; ich habe Ihnen neue und seltsame Dinge in Beziehung auf dieses Fräulein mitzutheilen."

Und sie bezeichnete ihre Nichte mit einem Blicke voll Haß und Verachtung, der sich nicht wohl beschreiben läßt.

„Nun, mein armes Kind, was gibt es denn? was will man wieder von Ihnen?" sagte Herr Baleinier mit freundlichem, Tone, ehe er das Fenster verließ, wo er neben Adrienne stand; „was auch geschehen mag, zählen Sie auf mich."

Und hienach nahm der Arzt zwischen dem Marquis d'Aigrigny und Herrn Tripeaud Platz.

Bei der verletzenden Anrede ihrer Tante hatte Fräulein von Cardoville den Kopf hoch aufgerichtet.

Eine lebhafte Röthe übergoß ihr Antlitz; ungeduldig, aufgebracht über die neuen Angriffe, mit denen man sie bedrohte, ging sie an den Tisch, an dem die Prinzessin saß, und sagte mit bewegter Stimme zu Herrn Baleinier:

„Ich erwarte Sie so bald als möglich bei mir... mein lieber Doctor; Sie wissen, ich muß Sie nothwendig sprechen."

Und Adrienne ging einen Schritt gegen die Bergère, auf welcher ihr Hut lag.

Die Prinzessin erhob sich ungestüm und rief:

„Was machen Sie, Fräulein?"

„Ich entferne mich, Madame... Sie haben mir Ihren Willen ausgesprochen, ich habe Ihnen den meinigen bezeichnet, das genügt; in Beziehung auf die übrigen Angelegenheiten von Belang werde ich Jemand mit meinen Forderungen beauftragen."

Fräulein von Cardoville nahm ihren Hut.

Als Frau von Saint-Dizier sah, daß ihr die Beute entgehen sollte, lief sie hastig auf ihre Nichte zu, faßte sie mit Hintansetzung aller Schicklichkeit krampfhaft am Arm und rief:

„Bleiben Sie!!"

„Ah!"... Madame,..." erwiederte Adrienne mit einem Tone schmerzlicher Verachtung; „wo sind wir denn hier?"

„Sie wollen entwischen... Sie haben Angst?" sagte Frau von Saint-Dizier und maß dabei ihre Nichte mit einer geringschätzenden Miene.

Durch die Worte: „Sie haben Angst...." hätte man Adrienne von Cardoville in den Schmelzofen getrieben. Ihren Arm durch eine Geberde voll Adel und Stolz von der pressenden Hand der Tante befreiend, warf Adrienne den Hut auf ein Fauteuil, kehrte zu dem Tische zurück und sagte gebieterisch zu der Prinzessin:

„Es gibt noch etwas Stärkeres, als den tiefen Widerwillen, den mir diese ganze Geschichte einflößt, dies ist die Furcht, der Feigheit beschuldigt zu werden. Sprechen Sie, Madame, ich höre..."

Und den Kopf hoch aufgerichtet, das Gesicht leicht gefärbt, das Auge halb durch eine Thräne der Ent-

rüstung verschleiert, die Arme über die Brust gekreuzt, welche unwillkührlich von lebhafter Aufregung zitterte, krampfhaft mit der Spitze ihres schönen Fußes auf den Boden stoßend, heftete Adrienne einen festen Blick auf ihre Tante.

Die Prinzessin wollte nun das Gift, von dem sie angeschwollen war, Tropfen für Tropfen einflößen und ihr Opfer, überzeugt, daß es ihr nicht entkommen könnte, so lange als möglich leiden lassen.

„Meine Herren,“ sagte Frau von Saint-Dizier mit gemäßigter Stimme, „hören Sie, was geschehen ist ... Man benachrichtigte mich, daß mich der Polizeicommissär zu sprechen wünsche; ich begab mich zu ihm und er entschuldigte sich demüthig wegen der Pflicht, die ihn in mein Haus führe. Man hatte einen Menschen, gegen den ein Verhaftsbefehl erlassen worden ist, in den Gartenpavillon gehen sehen ...“

Adrienne zitterte, es war kein Zweifel mehr, die Sache betraf Agricol.

„Der Beamte,“ fuhr die Prinzessin fort, „bat mich um Erlaubniß, diesen Menschen im Hotel und im Pavillon suchen zu dürfen. Er war hiezu berechtigt. Ich forderte ihn auf, im Pavillon anzufangen und begleitete ihn ... Trotz des unerklärlichen Benehmens, das sich das Fräulein zu Schulden kommen läßt, fiel es mir nicht einen Augenblick ein, zu glauben, sie hätte sich in irgend einer Beziehung in diese beklagenswerthe Polizei-Angelegenheit gemischt .... Ich täuschte mich ...“

„Was wollen Sie damit sagen, Madame?“ rief Adrienne.

„Sie sollen es erfahren, mein Fräulein,“ erwiederte die Prinzessin mit triumphirender Miene. „Eines nach dem Andern ... Es war etwas zu voreilig von Ihnen, daß Sie sich vorhin so spöttisch und hochmüthig zeigten. Ich begleite also den Commissär bei seinen Nachsuchungen. Wir kommen in den Pavillon.

Denken Sie sich das Erstaunen, die Verwunderung dieses Beamten bei dem Anblick der drei Geschöpfe, welche wie Komödiantinnen costumirt sind. Dieser Umstand ist übrigens auf mein Verlangen im Protokoll aufgenommen worden, denn solche Ausschweifungen kann man nicht genug in Aller Augen bewahrheiten."

„Die Frau Prinzessin hat sehr weise gehandelt!" sprach Tripeaud, sich verbeugend. „Es war gut, daß man auch die Gerichte über diesen Gegenstand in's Klare setzte."

Zu sehr mit dem Schicksale des Handwerksmannes beschäftigt, um an eine kräftige Antwort für Herrn Tripeaud oder Frau von Saint-Dizier zu denken, suchte Adrienne nur ihre Unruhe zu verbergen und hörte schweigend zu.

„Der Beamte," fuhr Frau von Saint-Dizier fort, fing mit einem strengen Verhöre bei diesen jungen Mädchen an und fragte sie, ob nicht ein Mann, so viel sie wüßten, in den von dem Fräulein bewohnten Salon gekommen wäre. Sie antworteten mit unglaublicher Frechheit, sie hätten Niemand hineingehen sehen."

„Die braven, redlichen Mädchen!" dachte Adrienne freudig; „der arme Arbeiter ist gerettet; die Protektion des Doktor Baleinier wird das Uebrige thun."

„Zum Glücke," sprach die Prinzessin, „hatte mich eine von meinen Frauen, Madame Grivois, begleitet; diese vortreffliche Person, welche sich erinnerte, daß sie das Fräulein diesen Morgen um acht Uhr hatte nach Hause kehren sehen, sagte naiver Weise zu dem Beamten: der Mensch, den man suchte, könnte sich wohl durch die kleine Gartenthüre hereingeschlichen haben, welche von dem Fräulein von Cardoville unwillkührlich bei ihrer Rückkehr offen gelassen worden sei."

„Es wäre auch gut gewesen, Frau Prinzessin," sprach Tripeaud, „in das Protokoll aufnehmen zu las-

sen, das Fräulein sei Morgens um acht Uhr nach Hause gekommen."

„Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein," entgegnete der Doktor seiner Rolle getreu; „das lag ganz außerhalb der Sphäre der Nachforschungen, welche der Commissär vornahm."

„Aber, Doctor," sprach Tripeaud.

„Aber, Herr Baron," sagte Herr Baleinier mit entschiedenem Tone, „das ist meine Meinung."

„Und das ist nicht die meinige, Doktor," erwiederte die Prinzessin, „ich hielt es wie Herr Tripeaud für wichtig, daß man die Sache in das Protokoll aufnehme, und ich konnte an dem verwirrten, schmerzlichen Blicke des Beamten wahrnehmen, wie peinlich es ihm war, die ärgerliche Aufführung einer jungen Person von so hoher gesellschaftlicher Stellung eintragen zu müssen."

„Ich glaube es wohl, Madame," sprach Adrienne ungeduldig, „Ihre Schamhaftigkeit kommt ungefähr der dieses reinen Polizeicommissärs gleich; aber es scheint mir, Ihre gemeinschaftliche Unschuld empörte sich etwas zu rasch; Sie und er hätten bedenken können, daß es gar nichts Außerordentliches ist, wenn ich um sechs Uhr Morgens ausgehend um acht Uhr zurückkehre."

„Wenn die Entschuldigung auch etwas spät kommt, so ist sie doch wenigstens aufrichtig," sagte die Prinzessin unwillig.

„Ich entschuldige mich nicht, Madame," erwiederte Adrienne stolz, „aber da Herr Baleinier aus Freundschaft für mich ein Wort zu meinen Gunsten zu sagen die Güte hatte, so gab ich die nöthige Erläuterung eines Umstandes, den ich vor Ihnen aufzuhellen nicht Lust habe."

„Dann bleibt die Sache im Protokoll festgestellt, bis das Fräulein eine Erklärung darüber gibt," sprach Tripeaud.

Die Stirne auf seine Hand gestützt, blieb der Abbé d'Aigrigny dieser ganzen Scene gleichsam fremd, so bestürzt war er über die Folgen, die das Zusammentreffen von Fräulein von Cardoville mit den Töchtern des Marschall Simon haben mußte, denn man durfte nicht daran denken, Adrienne mit Gewalt diesen Abend an einem Ausgang zu verhindern.

Frau von Saint-Dizier fuhr fort:

„Die Thatsache, welche dem Commissär ein so großes Aergerniß bereitet hatte, ist nichts im Vergleich mit dem, was ich Ihnen noch mitzutheilen habe, meine Herren. Wir durchsuchten also den Pavillon in allen Richtungen, ohne Jemand zu finden .... wir hatten so eben das Schlafzimmer des Fräuleins verlassen, denn dieses durchsuchten wir zuletzt, als Madame Grivois die Bemerkung gegen mich machte, eine von den vergoldeten Leisten einer falschen Thüre sei nicht hermetisch verschlossen; wir lenten die Aufmerksamkeit des Beamten auf diese sonderbare Erscheinung ... seine Agenten prüfen, forschen; eine Füllung dreht sich auf sich selbst ... und wissen Sie, was man nun entdeckte? .... nein, nein, es ist so abscheulich, so empörend, daß ich es nie wagen werde ...“

„Nun wohl, Madame, so werde ich es wagen,“ sprach Adrienne entschlossen, als sie zu ihrem großen Schmerze Agricols Zufluchtsort verrathen sah, „ich will Ihrer Schamhaftigkeit die Erzählung dieses neuen Aergernisses ersparen .... doch was ich Ihnen sage, sage ich durchaus nicht, um mich rechtzufertigen.“

„Es wäre doch wohl der Mühe werth, mein Fräulein ....“ erwiederte Frau von Saint-Dizier mit verächtlichem Lächeln, „ein Mann von Ihnen in Ihrem Schlafzimmer verborgen!“

„Ein Mann in Ihrem Schlafzimmer verborgen!“ rief der Marquis d'Aigrigny und warf den Kopf mit einer Entrüstung zurück, unter der eine grausame Freude nur schlecht verborgen war.

„Ein Mann in dem Schlafzimmer des Fräuleins!" fügte der Baron Tripeaud bei. „Ich hoffe, man hat dies ebenfalls in das Protokoll aufgenommen?"

„Ja, ja, mein Herr," anwortete die Prinzessin mit triumphirender Miene.

„Aber dieser Mann," sagte der Doktor heuchlerisch, „war ohne Zweifel ein Dieb. Das erklärt sich also von selbst .... jedem andern Verdacht gebricht es an Wahrscheinlichkeit."

„Ihre Nachsicht für das Fräulein führt sie irre, Herr Baleinier," sagte die Prinzessin trocken.

„Man kennt diese Art von Dieben," versetzte Tripeaud, „es sind gewöhnlich sehr reiche junge Leute..."

„Sie täuschen sich, mein Herr," entgegnete Frau von Saint-Dizier, „Fräulein Adrienne erhebt ihre Blicke nicht so hoch, sie beweist, daß eine Verirrung nicht nur verbrecherisch, sondern auch gemein sein kann. Ich wundere mich nun nicht mehr über die Sympathien, welche das Fräulein vorhin für das Volk aussprach... Es ist dies um so rührender, als der Mann, den das Fräulein bei sich verborgen hatte, eine Blouse trug."

„Eine Blouse!" rief der Baron mit der Miene des größten Ekels, „dann war es also ein Mensch vom Volk... Die Haare müssen einem zu Berge stehen."

„Dieser Mensch ist ein Grobschmied, er hat es zugestanden," sagte die Prinzessin; „aber man muß gerecht sein, es ist ein ziemlich hübscher Bursche, und ohne Zweifel hat Mademoiselle bei der seltsamen Religion, zu der sie sich für das Schöne bekennt...."

„Genug, Madame, genug," rief plötzlich Adrienne, welche, es verachtend eine Antwort zu geben, bis jetzt mit steigender, schmerzlicher Entrüstung ihrer Tante zugehört hatte; „ich war so eben im Begriff, mich in Beziehung auf eine von Ihren gehässigen Anschuldigungen zu rechtfertigen; ich werde mich nicht zum zwei-

ten Male einer solchen Schwäche überlassen... Nur ein Wort, Madame... dieser ehrliche, rechtschaffene Handwerksmann ist ohne Zweifel verhaftet?"

„Allerdings, man hat ihn verhaftet und unter gutem Geleite in das Gefängniß geführt... Das durchschneidet Ihnen das Herz, nicht wahr, mein Fräulein?" sagte die Prinzessin mit triumphirender Miene; „Ihr zärtliches Mitleid für diesen interessanten Grobschmied muß in der That groß sein, denn Sie verlieren völlig Ihre ironische Keckheit."

„Ja, Madame, denn ich habe etwas Besseres zu thun, als über lächerliche und abscheuliche Dinge zu spotten," sagte Adrienne, deren Augen sich bei dem Gedanken an die grausame Unruhe der Familie des gefangenen Agricol in Thränen hüllten und nahm ihren Hut, setzte ihn auf, knüpfte die Bänder und wandte sich an den Doctor:

„Herr Baleinier, ich habe Sie vorhin um Ihre Fürsprache bei dem Minister gebeten."

„Ja, mein Fräulein, und ich werde mir ein großes Vergnügen daraus machen, Ihr Vermittler bei demselben zu sein."

„Ihr Wagen ist unten?"

„Ja, mein Fräulein," erwiederte der Doctor äußerst erstaunt.

„Sie werden wohl die Güte haben, mich sogleich zu dem Minister zu führen. Von Ihnen vorgestellt, wird er mir die Gnade oder vielmehr die Gerechtigkeit nicht verweigern, die ich von ihm zu erbitten habe."

„Wie, mein Fräulein," sagte die Prinzessin, „Sie wagen es, nach dem, was vorgefallen ist, ohne meine Erlaubniß einen solchen Entschluß zu fassen? aber das ist unerhört."

„Das ist erbarmungswürdig," fügte Tripeaud bei, „doch man muß auf Alles gefaßt sein."

In dem Augenblick, wo Adrienne den Doctor

fragte, ob sein Wagen unten wäre, zitterte der Marquis d'Aigrigny.

Ein Blitz strahlender, unerwarteter Freude glänzte in seinem Auge und kaum war er im Stande die heftige Aufregung zu bemeistern, als er mit einem eben so raschen als bezeichnenden Blicke sich an den Arzt wandte und dieser ihm mit einem zweimaligen Niederschlagen der Wimpern, als Zeichen des Einverständnisses und der Einwilligung, antwortete.

Und als die Prinzessin mit zornigem Tone Adrienne zurief: „Mein Fräulein, ich verbiete Ihnen das Haus zu verlassen," so sagte der Abbé d'Aigrigny zu Frau von Saint-Dizier mit einer seltsamen Biegung der Stimme: „Ich glaube, gnädige Frau, man kann das Fräulein der Sorge des Herrn Doctors anvertrauen."

Der Marquis sprach die Worte: der Sorge des Herrn Doctors auf eine so bezeichnende Weise aus, daß die Prinzessin, nachdem sie nach einander den Arzt und den Abbé d'Aigrigny angeschaut hatte, Alles so gut begriff, daß sich ihr Antlitz mit Strahlen übergoß.

Dies hatte sich nicht nur äußerst rasch ereignet, sondern es war auch bereits beinahe Nacht geworden. Völlig in schmerzliche Gedanken über das Schicksal Agricols vertieft, vermochte Adrienne die verschiedenen zwischen der Prinzessin, dem Doctor und dem Abbé ausgetauschten Zeichen, welche überdies für sie unverständlich gewesen wären, nicht wahrzunehmen.

Da jedoch Frau von Saint-Dizier nicht den Anschein haben wollte, als räumte sie der Bemerkung des Marquis das Feld, so sagte sie:

„Obgleich mir der Doctor sehr nachsichtig gegen Mademoiselle zu sein scheint, so würde ich es doch vielleicht nicht ganz unpassend finden, sie ihm anzuvertrauen. Indessen kann ich nicht wohl einen solchen Vorgang dulden, denn von heute an soll das Fräulein keinen andern Willen haben, als den meinigen."

„Frau Prinzessin,“ sagte mit ernster Miene der Doctor, der sich stellte, als wäre er etwas ärgerlich über die Worte der Frau von Saint-Dizier, „ich glaube nicht, daß ich nachsichtig, sondern daß ich gerecht gegen das Fräulein gewesen bin; ich stehe zu ihren Befehlen, wenn sie es wünscht, um sie zu dem Minister zu führen; ich weiß nicht, um was sie bitten will, aber ich halte sie für unfähig, das Vertrauen zu mißbrauchen, das ich in sie setze, um mich zu veranlassen, eine unverdiente Empfehlung zu unterstützen.“

Gerührt bot Adrienne herzlich dem Doctor die Hand und sagte:

„Seien Sie ruhig, mein würdiger Freund... Sie werden mir für den Schritt, zu dem ich Sie bewogen habe, Dank wissen, denn Sie haben den halben Antheil an einer edlen Handlung.“

Tripeaud, der bei dem neuen Plane des Doctors und des Abbé nicht in das Geheimniß gezogen war, sagte ganz leise mit erstaunter Miene zu dem letzteren:

„Wie, man läßt sie gehen?“

„Ja, ja,“ erwiederte der Marquis d'Aigrigny und gab ihm ein Zeichen auf die Prinzessin zu hören, welche zu sprechen im Begriffe war.

Diese näherte sich wirklich ihrer Nichte und sagte mit langsamer, abgemessener Betonung und jedem ihrer Worte einen besonderen Nachdruck verleihend:

„Noch ein Wort, mein Fräulein... ein letztes Wort in Gegenwart dieser Herren. Antworten Sie mir: sind Sie trotz der furchtbaren Anschuldigungen, die auf Ihnen lasten, immer noch entschlossen, meinen Willen nicht anzuerkennen?“

„Ja, Madame.“

„Trotz des so eben stattgefundenen offenkundigen Aergernisses bestehen Sie darauf, sich meiner Gewalt zu entziehen?“

„Ja, Madame.“

„Sie weigern sich also geradezu, sich dem strengen

und anständigen Leben zu unterziehen, das ich Ihnen vorschreibe?"

„Ich habe Ihnen vorhin gesagt, Madame, daß ich diesen Ort verlassen werde, um allein und nach meinem Gefallen zu leben."

„Und das ist Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes Wort."

„Bedenken Sie wohl... es ist eine ernste Sache... nehmen Sie sich in Acht."

„Ich habe Ihnen gesagt, Madame, mein letztes Wort... ich sage es nie zweimal..."

„Meine Herren, Sie hören," sprach die Prinzessin... Ich habe Alles in der Welt gethan, um eine Versöhnung zu erreichen, aber vergebens; das Fräulein hat also ganz allein sich selbst die Maßregeln zuzuschreiben, zu denen ich bei einer so frechen Empörung meine Zuflucht nehmen muß."

„Es sei so, Madame," sagte Adrienne.

Dann sich an Herrn Baleinier wendend:

„Kommen Sie, kommen Sie, mein lieber Doctor, ich sterbe vor Ungeduld, gehen wir geschwinde... jede verlorene Minute kann einer redlichen Familie bittere Thränen kosten."

Und Adrienne verließ mit dem Doctor rasch den Salon.

Einer von den Bedienten der Prinzessin ließ den Wagen von Herrn Baleinier vorfahren; von diesem unterstützt, stieg Adrienne ein, ohne daß sie bemerkte, daß er einige Worte ganz leise zu dem Livreebedienten sagte, der den Kutschenschlag geöffnet hatte.

Sobald der Doctor neben Fräulein von Cardoville saß, schloß der Diener den Wagen. Nach einer Sekunde sagte er mit lauter Stimme zu dem Kutscher:

„An das Hotel des Ministers, durch die kleine Einfahrt."

Die Pferde eilten davon.

Viertes Kapitel.

Ein falscher Freund.

Die Nacht war eingetreten, düster und kalt.

Der Himmel, bis zum Sonnenuntergang rein, verschleierte sich immer mehr mit grauen, bleifarbigen Wolken. Der Wind wehte mit aller Gewalt und hob da und dort in Wirbeln die Masse des Schnees empor, der zu fallen anfing.

Die Laternen warfen nur eine zweifelhafte Helle in das Innere des Wagens von Doctor Baleinier, in welchem er allein mit Adrienne von Cardoville saß.

Das reizende Antlitz von Adrienne zeichnete sich, in ihrem kleinen Hut von grauem Castor eingeschlossen und schwach durch den Schein der Laternen beleuchtet, weiß und rein auf dem dunklen Stoffe ab, mit dem das Innere des Wagens ausgeschlagen war, welchen jetzt der süße, reizende, man möchte beinahe sagen, wollüstige Duft durchzog, der stets den Kleidern der Frauen von ausgezeichneter Eleganz entströmt. Die Haltung der jungen Dame, welche neben dem Doctor saß, war voll Anmuth. Ihre zierliche, schlanke, in ein Kleid von blauem Tuche eingeschlossene Taille drückte ihre geschmeidige Wellenform dem schwellenden Kissen ein, auf das sie sich lehnte; ihre kleinen, übereinander gekreuzten und etwas ausgestreckten Füße ruhten auf einem dicken Bärenfell, das als Teppich diente. Mit der blendenden, entblößten linken Hand hielt sie ihr prachtvoll gesticktes Taschentuch, mit dem sie, zum großen Erstaunen des Herrn Baleinier, ihre thränenfeuchten Augen trocknete.

Ja, denn sie fühlte jetzt die Gegenwirkung der peinlichen Scenen, denen sie so eben im Hotel Saint-Dizier beigewohnt hatte. Auf die fieberhafte, nervige Begeisterung, welche sie bis jetzt aufrecht gehalten, folgte bei ihr nun eine schmerzliche Niederge-

schlagenheit; denn Adrienne, so entschlossen in ihrer Unabhängigkeit, so stolz in ihrer Verachtung, so unversöhnlich in ihrer Ironie, so kühn in ihrer Empörung gegen einen ungerechten Druck, war von einer tiefen Empfindlichkeit, welche sie stets vor ihrer Tante und vor deren Umgebung verbarg.

Trotz ihrer Versicherung war nichts weniger männlich, als Adrienne von Cardoville. Sie war im Gegentheil ihrem ganzen Wesen nach Frau, aber gerade als Frau wußte sie auch eine große Selbstbeherrschung zu behaupten, sobald das geringste Zeichen von Schwäche von ihrer Seite ihre Feinde erfreuen oder stolz machen konnte.

Der Wagen rollte seit einigen Momenten; zum großen Erstaunen des Doctors stille ihre Thränen trocknend, hatte Adrienne noch kein Wort gesprochen.

„Wie ... mein liebes Fräulein Adrienne?" sagte Herr Baleinier, wirklich verwundert über die Aufregung des Mädchens; „wie! ... Sie, so eben noch so muthig ... Sie weinen?"

„Ja," antwortete Adrienne mit zitternder Stimme, „vor Ihnen ... einem Freunde ... aber vor meiner Tante ... o nie!"

„Doch ... bei dieser langen Unterredung ... Ihre Spöttereien ..."

„Ei! mein Gott ... glauben Sie denn, daß ich nicht wider Willen in diesem Kriege der Sarkasmen zu glänzen suche? ... Nichts mißfällt mir so sehr, als diese Art von Kämpfen bitterer Ironie, zu denen ich durch die Nothwendigkeit, mich gegen diese Frau, Ihre Freundin, zu vertheidigen, gezwungen werde ... Sie sprechen von meinem Muth ... ich versichere Sie, er hielt nicht Stand, um einen boshaften Geist zur Schau zu stellen, sondern um Alles das zu verbergen, was ich litt, als ich mich einer so plumpen Behandlung ausgesetzt sah ... vor Leuten, die ich hasse, die ich

verachte... ich, die ich ihnen im Ganzen nie Böses zugefügt habe, ich, die ich nichts Anderes verlange, als allein, frei, ruhig zu leben und glückliche Menschen um mich her zu sehen."

„Was wollen Sie? man beneidet Sie um Ihr Glück und um das, welches Ihnen die Anderen zu danken haben..."

„Und vollends meine Tante!" rief Adrienne voll Entrüstung, „meine Tante, deren Leben nur ein langer Skandal gewesen ist, klagt mich auf eine so empörende Weise an! als ob sie mich nicht stolz, nicht rechtschaffen genug wüßte, um nur eine Wahl zu treffen, der ich mich vor aller Welt rühmen könnte... Mein Gott, wenn ich liebte, so würde ich es sagen, ich wäre stolz darauf; denn die Liebe ist, wie ich sie verstehe, das Herrlichste auf dieser Welt..."

Dann fuhr Adrienne mit verdoppelter Bitterkeit fort: „Wozu nützen Ehre und Offenherzigkeit, wenn sie uns nicht vor einem eben so albernen, als gehässigen Verdacht schützen!!!"

Nach diesen Worten hielt sich Fräulein von Cardoville ihr Taschentuch abermals vor die Augen.

„Nun, mein liebes Fräulein," sagte Herr Baleinier mit salbungsreicher Betonung, „beruhigen Sie sich... es ist Alles vorüber... Sie haben in mir einen ergebenen Freund..."

Und dieser Mensch erröthete, während er so sprach, trotz seiner teuflischen Schlauheit.

„Ich weiß es, Sie sind mein Freund," sagte Adrienne, „ich werde es nie vergessen, daß Sie sich heute, indem Sie meine Partie nahmen, dem Zorne meiner Tante aussetzten; denn es ist mir nicht unbekannt, daß sie Macht besitzt, oh! große Macht für das Böse."

„Was das betrifft..." sprach der Doctor, eine tiefe Gleichgültigkeit heuchelnd „wir Aerzte sind vor einem solchen Zorne geschützt."

„Oh, mein lieber Herr Baleinier, Frau von Saint-Dizier und ihre Freunde vergeben nie!“ — und das junge Mädchen bebte. „Nur meine unüberwindliche Abneigung, mein angeborener Abscheu gegen Alles, was feig, treulos und boshaft ist, konnten mich dahin bringen, so offen mit ihr zu brechen... Aber wenn es sich... was soll ich Ihnen sagen... wenn es sich um den Tod handelte, ich würde nicht zögern... und dennoch,“ fügte sie mit jenem anmuthreichen Lächeln bei, das ihrem bezaubernden Antlitz so mächtige Reize verlieh, „und dennoch liebe ich das Leben ungemein... und wenn ich mir einen Vorwurf zu machen habe, so ist es der, daß ich es zu glänzend, zu schön, zu harmonisch liebe. Aber Sie wissen, ich gestehe meine Fehler...“

„Nun, nun, ich werde wieder ruhiger,“ sagte der Doctor heiter, „Sie lächeln, das ist ein gutes Zeichen.“

„Oft ist es das Gescheiteste, und doch... sollte ich es nach den Drohungen, die meine Tante gegen mich ausgesprochen hat? aber was vermag sie? Was sollte diese Art von Familienrath bedeuten? Konnte sie im Ernste glauben, die Ansichten eines Herrn d'Aigrigny, eines Herrn Tripeaud dürften einen Einfluß über mich ausüben?... Und dann sprach sie von strengen Maßregeln. Was für Maßregeln meinte sie damit...? wissen Sie es?“

„Unter uns gesagt, ich glaube, die Prinzessin wollte sie nur erschrecken... und sie rechnete wohl darauf, durch Ueberredung auf Sie zu wirken. Ganz unpassender Weise hält sie sich für eine Mutter der Kirche und träumt von Ihrer Bekehrung,“ sprach boshaft der Doctor, welcher Adrienne um jeden Preis beruhigen wollte; „aber denken wir nicht mehr hieran. Ihre schönen Augen müssen in ihrem vollen Glanze leuchten, um den Minister, den wir zu besuchen im Begriffe sind, zu verführen, zu bezaubern.“

„Sie haben Recht, mein lieber Doctor... man

müßte stets den Kummer fliehen, denn einer von seinen geringsten Nachtheilen besteht darin, daß er uns den Kummer der Andern vergessen läßt; doch sehen Sie, ich benütze Ihre Zuvorkommenheit, ohne Ihnen zu sagen, was ich von Ihnen erwarte..."

„Wir haben zum Glück Zeit zu plaudern, denn unser Staatsmann wohnt sehr weit von Ihrem Hotel."

„Ich setze Ihnen den Gegenstand mit zwei Worten auseinander," sprach Adrienne. „Die Gründe, welche mich bestimmen, an diesem würdigen Arbeiter Antheil zu nehmen, habe ich Ihnen bereits genannt. Diesen Morgen kam er zu mir und gestand mir ganz in Verzweiflung, er sei durch mehrere Lieder gefährdet, die er gemacht habe (denn er ist Dichter); er werde, obgleich unschuldig, mit einer Verhaftung bedroht, doch wenn man ihn in das Gefängniß brächte, so müßte seine Familie, die er allein erhält, Hungers sterben. Er bat mich daher, Caution für ihn zu leisten, damit man ihn frei arbeiten ließe. An Ihre vertraute Bekanntschaft mit dem Minister denkend, versprach ich ihm meinen Beistand, aber man war dem armen Jungen schon auf der Spur; ich hatte den Gedanken, ihn bei mir verbergen zu lassen, und Sie wissen, auf welche Weise meine Tante diese Handlung ausgelegt hat. Sagen Sie mir nun, glauben Sie, daß der Minister auf Ihre Empfehlung die Freigebung dieses Handwerkers gegen Caution bewilligen wird?"

„Ganz ohne Widerrede... Das hat nicht einen Schatten von Schwierigkeit; besonders wenn Sie ihm den Thatbestand mit der Beredsamkeit des Herzens vorstellen, welche Sie in so hohem Maaße besitzen."

„Wissen Sie, mein lieber Herr Balcinier, warum ich den vielleicht seltsamen Entschluß gefaßt habe, Sie zu bitten, mich, das junge Mädchen, zu dem Minister zu führen?"

„Ohne Zweifel, um auf eine dringlichere Weise Ihren Schützling zu empfehlen."

„Ja ... und auch, um durch einen auffallenden Schritt die Verleumdungen kurz abzuschneiden, welche meine Tante unfehlbar ausstreuen wird, und welche sie, wie Sie gesehen haben, bereits in das Protokoll des Polizeicommissärs eintragen ließ ... Ich habe es also vorgezogen, mich offenherzig und unumwunden an einen Mann von erhabener Stellung zu wenden ... ich werde ihm sagen, wie sich die Sache verhält, und er wird mir glauben, weil die Wahrheit einen Ausdruck hat, in welchem man sich nicht täuscht."

„Alles dies, mein liebes Fräulein Adrienne, ist weise und vollkommen vernünftig geurtheilt. Sie werden, wie man zu sagen pflegt, mit einer Klappe zwei Fliegen schlagen, oder vielmehr durch eine gute Handlung zwei Acte der Gerechtigkeit bewerkstelligen. Sie vernichten zum voraus gefährliche Verleumdungen und lassen einem würdigen Burschen Gerechtigkeit widerfahren."

„Schön," sagte Adrienne lachend, „meine Heiterkeit stellt sich wieder ein ... Dank sei es dieser glücklichen Voraussicht!"

„Mein Gott!" erwiederte der Doctor philosophisch, „im Leben hängt Alles von dem Gesichtspunkte ab."

Adrienne war so unwissend in Dingen einer constitutionellen Regierung und in den Verwaltungsarbeiten, sie hegte ein so großes Vertrauen zu dem Doctor, daß sie nicht einen Augenblick an dem zweifelte, was der letztere ihr sagte. Freudig versetzte sie:

„Welches Glück! wenn ich nachher die Töchter des Marschall Simon aufsuche, kann ich die arme Mutter des Arbeiters beruhigen, welche zu dieser Stunde vielleicht in der grausamsten Angst schwebt, da sie ihren Sohn nicht zurückkommen sieht!"

„Ja, Sie werden dieses Vergnügen haben," sprach Herr Baleinier lächelnd, „denn wir wollen dergestalt sollicitiren und intriguiren, daß die gute Mutter von

Ihnen die Freigebung dieses braven Jungen erfahren muß, ehe sie weiß, daß man ihn verhaftet hat."

„Wie viel Güte, wie viel Zuvorkommenheit von Ihrer Seite," sagte Adrienne. „In der That, wenn es sich nicht um so wichtige Beweggründe handelte, müßte ich es mir zum Vorwurfe machen, Ihnen eine so kostbare Zeit zu rauben, mein lieber Herr Baleinier; aber ich kenne Ihr Herz..."

„Ich habe kein anderes Verlangen, als Ihnen meine tiefe Ergebenheit, meine aufrichtige Anhänglichkeit an den Tag zu legen," sagte der Doctor und nahm eine Prise Tabak.

Zu gleicher Zeit aber warf er einen unruhigen Blick durch den Kutschenschlag, denn der Wagen fuhr über die Place de l'Odeon hin und trotz des heftigen Schneegestöbers sah man die Façade des beleuchteten Theaters; Adrienne aber, welche in diesem Augenblick den Kopf nach derselben Seite wandte, konnte über den seltsamen Weg staunen, den man sie nehmen ließ.

Um ihre Aufmerksamkeit durch eine geschickte Wendung abzuziehen, rief der Doctor plötzlich aus:

„Ach! großer Gott, daß ich es ganz vergessen mußte!"

„Was haben Sie denn, Herr Baleinier?" fragte Adrienne lebhaft.

„Ich vergaß eine für das Gelingen unseres Gesuches sehr wichtige Sache."

„Und was denn?..." fragte das Mädchen unruhig.

Herr Baleinier lächelte boshaft.

„Alle Menschen," sagte er, „haben ihre Schwächen und ein Minister hat mehr als irgend ein anderer Mensch. Derjenige, an welchen wir das Gesuch richten, hält auf eine lächerliche Weise auf seinen Titel, und der erste Eindruck wäre ein unangenehmer, wenn sie ihn nicht mit einem deutlich ausgesprochenen Herr Minister anreden würden."

„Das mag immerhin sein, mein lieber Herr Baleinier," erwiederte Adrienne ebenfalls lächelnd. „Ich werde sogar bis zu der Excellenz gehen; denn das ist, wie ich glaube, auch ein Titel, auf den sie Anspruch zu machen haben."

„Gegenwärtig nicht . . . aber gerade um so mehr; wenn Sie jedoch ein paar mal ein Monseigneur entschlüpfen lassen könnten, so würde unsere Angelegenheit geschwind und ohne Mühe zum Ziele geführt."

„Seien Sie unbesorgt, da es Bürgerminister gibt, wie es Bürgeredelleute gibt, so werde ich mich des Herrn Jourdain erinnern und die gefräßige Eitelkeit Ihres Staatsmannes zu sättigen suchen."

„Ich überlasse Ihnen den Herrn Minister, er ist in guten Händen," sprach der Arzt, indem er zu seiner Freude sah, daß der Wagen durch düstere Gassen rollte, welche von der Place de l'Odeon nach dem Quartier du Pantheon führten; „aber unter diesen Umständen habe ich nicht den Muth, meinem Freunde, dem Minister, seinen Stolz vorzuwerfen, da dieser gerade unsere Sache zu unterstützen im Stande ist."

„Ueberdies ist diese kleine List ganz unschuldig," fügte Fräulein von Cardoville bei, „und ich mache mir kein Gewissen daraus, meine Zuflucht dazu zu nehmen . . ." Dann sich nach dem Kutschenschlage vorbeugend, sagte sie:

„Mein Gott, wie traurig, wie schwarz sind diese Straßen! welch ein Wind, welcher Schnee . . . . In welchem Quartiere befinden wir uns denn?"

„Wie, undankbare, entartete Bewohnerin? Sie erkennen nicht an dem Mangel an Leben Ihr liebes Quartier, den Faubourg St. Germain?"

„Ich glaubte, wir hätten ihn längst verlassen."

„Ich auch," sprach der Arzt, sich an den Schlag vorbeugend, um den Ort zu erkennen, wo er sich befände, „aber wir sind noch in diesem Quartier." Durch

den Schnee geblendet, welcher ihm das Gesicht peitscht, wird sich mein unglücklicher Kutscher getäuscht haben. Jetzt aber sind wir auf dem rechten Wege ... Ja, ich kenne mich wieder aus, wir sind in der Rue St. Guillaume, die allerdings, beiläufig gesagt, nicht sehr heiter ist. Uebrigens kommen wir in zehn Minuten zu dem Privateingange des Ministers, denn die Vertrauten, wie ich, genießen das Vorrecht, den Förmlichkeiten des großen Thores zu entgehen."

Fräulein von Cardoville kannte, wie die Personen, welche nur ausfahren, gewisse Straßen von Paris sehr wenig und eben so wenig die ministeriellen Gewohnheiten. Sie zweifelte daher nicht einen Augenblick an dem, was ihr Herr Baleinier sagte, auf welchen sie überdies ein ganz außerordentliches Vertrauen setzte.

Seit der Abfahrt aus dem Hotel Saint-Dizier hatte der Doctor eine Frage auf der Zunge, die er indessen aus Furcht, sich in den Augen von Adrienne zu compromittiren, an diese zu machen zögerte.

Als diese von sehr wichtigen Interessen sprach, deren Vorhandensein man ihm verborgen hatte, entging dem Doctor, einem sehr feinen, sehr geschickten Beobachter, die große Verlegenheit der Prinzessin und des Herrn Abbé d'Aigrigny nicht.

Er zweifelte nicht daran, daß das gegen Adrienne gerichtete Complott (ein Complott, welches er blindlings aus Unterwürfigkeit gegen den Willen des Ordens unterstützte), sich auf diese Interessen beziehe, die man ihm verborgen hatte, und gerade deshalb brannte er vor Begierde, die Sache in Erfahrung zu bringen, denn er hatte, wie jedes Mitglied der finsteren Congregation, zu der er gehörte, mit Gewalt die Gewohnheit der Angeberei angenommen, und es entwickelten sich dem zu Folge in ihm die gehässigen, jedem Zustande der Schuldgenossenschaft anklebenden Laster, nämlich der Neid, das Mißtrauen und eine eifersüchtige Neugierde.

Man wird daher leicht begreifen, daß der Doctor Baleinier, obgleich vollkommen entschlossen, die Entwürfe von Herrn d'Aigrigny zu unterstützen, mit ganzer Seele darnach trachtete, das zu erforschen, was man ihm verheimlicht hatte. Er besiegte auch nun sein Zögern und sagte, da er die Gelegenheit günstig fand und sein Forschen nicht wohl Aufschub litt, nach kurzem Stillschweigen zu Adrienne:

„Ich bin im Begriffe, eine vielleicht unbescheidene Frage an Sie zu machen. In jedem Falle, wenn Sie dieselbe so finden, antworten Sie nicht . . ."

„Fahren Sie fort . . . ich bitte Sie."

„Einige Minuten, ehe man Ihrer Frau Tante die Ankunft des Polizeicommissärs ankündigte, sprachen Sie, wenn ich mich nicht täusche, von großen Interessen, die man Ihnen bis dahin verborgen hätte."

„Ja, allerdings."

„Diese Worte," fuhr Herr Baleinier, jede Silbe langsam betonend fort, „diese Worte schienen einen lebhaften Eindruck auf die Prinzessin zu machen."

„Einen so lebhaften Eindruck," erwiederte Adrienne, „daß sich ein gewisser Verdacht, den ich hatte, in Gewißheit verwandelte."

„Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, meine reizende Freundin," sprach der Doctor mit schmeichlerischem Tone, „daß ich, wenn ich dieses Umstandes gedenke, dies nur thue, um Ihnen meine Dienste anzubieten, falls Ihnen dieselben zu irgend Etwas nützen könnten. Sollten Sie es jedoch nur entfernt unpassend finden, mir irgend etwas in dieser Hinsicht mitzutheilen, so denken Sie, ich habe nichts gesagt."

Adrienne wurde ernsthaft, überlegend, und antwortete nach einem Stillschweigen von ein paar Augenblicken:

„Es gibt in dieser Hinsicht Dinge, welche ich nicht weiß, andere, die ich Ihnen sagen kann, und wieder andere, die ich Ihnen verschweigen muß. Sie sind

heute so gut, daß ich mich glücklich fühle, Ihnen einen neuen Beweis meines Zutrauens geben zu können."

"Dann will ich nichts wissen," antwortete der Doctor mit zerknirschter, demüthiger Miene, "denn es hätte das Aussehen, als nähme ich eine Art von Belohnung an, während ich tausendfach durch das Vergnügen, Ihnen dienen zu können, bezahlt bin."

"Hören Sie...," sagte Adrienne, ohne daß es schien, als berücksichtigte sie die zarten Skrupel von Herrn Baleinier. "Ich habe gewichtige Gründe zu glauben, daß eine ungeheure Erbschaft in einer mehr oder minder nahen Zeit unter die Mitglieder meiner Familie getheilt werden muß... ich kenne diese nicht alle, denn nach dem Widerruf des Edicts von Nantes haben sich diejenigen, von welchen die Familie abstammt, in fremde Länder zerstreut und sind verschiedenen Schicksalen unterworfen gewesen."

"In der That?" rief der Doctor im höchsten Grade neugierig, "wo ist diese Erbschaft? Von wem kommt sie? In welchen Händen ist sie gegenwärtig?"

"Ich weiß es nicht."

"Und wie wollen Sie Ihre Rechte gültig machen?"

"Ich werde es bald erfahren."

"Wer wird Sie hierüber belehren?"

"Ich kann es Ihnen nicht sagen."

"Wer hat Ihnen überhaupt mitgetheilt, daß diese Erbschaft besteht?"

"Ich kann es Ihnen ebenfalls nicht sagen," versetzte Adrienne mit einem schwermüthigen und weichen Tone, der in seltsamem Widerspruch mit ihrer gewöhnlichen lebhaften Unterhaltung stand. "Das ist ein Geheimniß, ein sonderbares Geheimniß... Und wenn mir in Augenblicken der Begeisterung, in denen Sie mich zuweilen überraschten, die außerordentlichen Umstände einfielen, die sich auf dieses Geheimniß beziehen... ja... da erwachten in mir herrliche, großartige Gedanken."

Adrienne schwieg nun ganz in ihre Erinnerungen vertieft.

Herr Baleinier versuchte es nicht mehr, sie denselben zu entziehen.

Einmal bemerkte Fräulein von Cardoville die Richtung nicht, welche der Wagen nahm; dann war es dem Doctor nicht unangenehm, über das, was er gehört hatte, nachzudenken. Mit seiner gewöhnlichen Scharfsichtigkeit hatte er eine unbestimmte Ahnung, daß es sich für den Abbé d'Aigrigny um eine Erbschaftsangelegenheit handelte; er nahm sich sogleich vor, diese Sache zum Gegenstand eines geheimen Berichtes zu machen: entweder handelte Herr d'Aigrigny bei diesem Verhältniß nach den Instructionen des Ordens, oder er verfuhr nach seiner persönlichen Eingebung; im ersten Falle bestätigte der geheime Bericht des Doctors eine Thatsache, im zweiten enthüllte er eine andere.

Eine Zeit lang beobachteten Fräulein von Cardoville und Herr Baleinier ein tiefes Schweigen, das nicht einmal durch das Geräusche der Wagenräder unterbrochen wurde, indem diese über eine dicke Schneelage hinrollten, denn die Straßen wurden immer öder.

Trotz seiner treulosen Gewandtheit, trotz seiner Keckheit, trotz der Verblendung der Bethörten war der Doctor nicht ganz beruhigt über den Erfolg seiner Machination. Der kritische Augenblick nahte heran und der geringste, ungeschickt in Adrienne erweckte Verdacht konnte die Pläne des Doctors scheitern machen.

Bereits durch die Aufregungen des peinlichen Tages ermüdet, schauerte Adrienne von Zeit zu Zeit, denn die Kälte wurde immer schärfer und in dem eiligen Verlangen, Herrn Baleinier zu begleiten, hatte sie einen Mantel oder einen Shawl zu nehmen vergessen.

Seit einigen Augenblicken fuhr der Wagen an einer großen, sehr hohen Mauer hin, welche durch den

Schnee weiß auf einem völlig schwarzen Himmel hervortrat.

Es herrschte eine tiefe, düstere Stille.

Der Wagen hielt an.

Der Bediente klopfte auf eine besondere Weise an ein großes Hofthor; zuerst that er zwei hastige Schläge, dann einen dritten durch einen langen Zwischenraum davon getrennten.

Adrienne bemerkte diesen Umstand nicht, denn die Schläge waren sehr wenig geräuschvoll und der Doctor hatte überdies das Wort genommen, um mit seiner Stimme den Lärm dieses Signals zu bedecken.

„Endlich sind wir an Ort und Stelle," sagte er heiter zu Adrienne, „seien Sie verführerisch, seien Sie ganz Sie selbst."

„Beruhigen Sie sich hierüber, ich werde mein Bestes zu thun suchen," sprach Adrienne lächelnd und fügte dann unwillkührlich schauernd bei: „Welche abscheuliche Kälte!... Ich gestehe Ihnen, mein lieber Herr Baleinier, wenn ich meine armen kleinen Verwandtinnen bei der Mutter unseres braven Arbeiters aufgesucht habe, kehre ich diesen Abend mit großer Freude in meinen hübschen, gut erwärmten und glänzend beleuchteten Salon zurück, denn Sie kennen meine Abneigung gegen Kälte und Dunkelheit."

„Das ist ganz natürlich," erwiederte der Arzt, „die reizendsten Blumen blühen nur im Lichte und in der Wärme."

Während der Arzt und Fräulein von Cardoville diese Worte austauschten, ächzte ein schweres Thor auf seinen Angeln und der Wagen fuhr in den Hof ein. Der Doctor stieg zuerst aus, um Adrienne seinen Arm anzubieten.

Fünftes Kapitel.

Das Cabinet des Ministers.

Der Wagen hielt vor einer kleinen, einige Stufen hohen, mit Schnee bedeckten Freitreppe, welche auf eine mit einer Lampe beleuchtete Hausflur führte.

Um die etwas schlüpfrigen Stufen zu ersteigen, stützte sich Adrienne auf den Arm des Doctors.

„Mein Gott! wie Sie zittern," sprach dieser.

„Ja..." sagte das Mädchen schauernd, „ich fühle eine tödtliche Kälte. In meiner Hast bin ich ohne Shawl weggegangen... Aber wie traurig sieht dieses Haus aus!" fügte sie, die Freitreppe hinaufsteigend, bei.

„Es ist das, was man das kleine Hotel des Ministeriums nennt, das Sanctum Sanctorum, wohin sich unser Staatsmann von dem Geräusche der Profanen zurückzieht," sprach Herr Baleinier lächelnd. „Haben Sie die Güte einzutreten."

Und er stieß die Thüre einer ziemlich großen, völlig öden Hausflur auf.

„Man hat Recht, wenn man sagt," fuhr Herr Baleinier, eine lebhafte Aufregung unter dem Scheine von Heiterkeit verbergend fort, „Haus des Ministers... Haus des Emporkömmlings... kein Bedienter (kein Kanzleiaufwärter, hätte ich sagen sollen) im Vorzimmer... Aber zum Glücke," fügte er, die Thüre eines Zimmers öffnend, bei, das an die Hausflur stieß:

„Erzogen im Serail, kenn' ich des Labyrinthes Gänge."

Fräulein von Cardoville wurde in einen mit grünen Tapeten ausgeschlagenen Salon geführt, dessen einfaches Geräthe aus Stühlen und Fauteuils bestand, welche mit gelbem Utrechter Sammet überzogen waren. Der Boden glänzte sorgfältig gewichst, eine kreisförmige Lampe, welche nur ein Drittel ihrer Helle von sich gab, war viel höher aufgehängt, als dieß gewöhnlich der Fall ist.

Adrienne fand dieses Zimmer auffallend einfach für die Wohnung eines Ministers; obgleich sie keinen Verdacht hegte, konnte sie sich doch einer Bewegung des Staunens nicht erwehren und blieb eine Minute auf der Thürschwelle stehen. Herr Baleinier, der sie am Arme führte, errieth die Ursache ihrer Verwunderung und sagte lächelnd:

„Diese Wohnung kommt Ihnen sehr schäbig für eine Excellenz vor, nicht wahr? Aber wenn Sie wüßten, was constitutionelle Sparsamkeit ist!... Uebrigens werden Sie einen Monseigneur finden, welcher ebenso... filzig aussieht, wie sein Mobiliar... Wollen Sie die Güte haben, eine Sekunde auf mich zu warten, ich werde den Minister in Kenntniß setzen und Sie bei ihm melden... ich komme im Augenblick zurück."

Und sachte seinen Arm von dem von Adrienne losmachend, welche sich unwillkürlich an ihn anpreßte, öffnete der Arzt eine kleine Seitenthüre und verschwand durch diese.

Adrienne von Cardoville blieb allein.

Sie fand, obgleich sie sich die Ursache dieses Eindruckes nicht erklären konnte, das große, kalte, nackte Zimmer mit den Kreuzstöcken ohne Vorhänge Unglück weissagend, und als sie allmählig in seiner Ausstattung mehrere Sonderbarkeiten wahrnahm, die sie Anfangs nicht bemerkt hatte, fühlte sie sich von einer unbeschreiblichen Unruhe erfaßt.

So sah sie, als sie sich dem Kamine näherte, zu ihrem großen Erstaunen, daß die Oeffnung desselben völlig durch ein eisernes Gitter verschlossen war, und daß man die Feuerzange und die Schaufel mittelst eiserner Kettchen festgemacht hatte. Bereits in große Verwunderung versetzt durch diese Seltsamkeit, wollte sie mit einer mechanischen Bewegung einen Lehnstuhl an sich ziehen, der an dem Täfelwerk stand.

Dieser Lehnstuhl blieb unbeweglich.

Adrienne bemerkte, daß der Rücken desselben,

wie der der andern Stühle, an einer von den Füllungen durch kleine eiserne Klammern befestigt war.

Lächelnd sagte sie zu sich selbst:

„Sollte man so wenig Vertrauen zu dem Staatsmanne haben, bei welchem ich mich befinde, daß man die Meubeles an die Wände nagelt?“

Adrienne hatte diesen etwas gezwungenen Scherz gemacht, um gegen das peinliche Gefühl zu kämpfen, das immer mehr sich ihrer bemächtigte; denn es herrschte die düsterste Stille an diesem Orte und nichts offenbarte die Bewegung, die Thätigkeit, welche gewöhnlich einen großen Mittelpunkt der Geschäfte umgeben.

Nur von Zeit zu Zeit hörte das Mädchen die heftigen Stöße des außen wehenden Windes.

Es war mehr als eine Viertelstunde vergangen. Herr Baleinier kehrte nicht zurück.

In ihrer lebhaften Ungeduld wollte Adrienne Jemand herbeirufen, um sich nach Herrn Baleinier und dem Minister zu erkundigen. Sie schlug die Augen auf, und suchte eine Glockenschnur auf den Seiten des Spiegels. Sie sah keine, aber sie bemerkte, daß das, was sie bis jetzt in Folge des Helldunkels im Zimmer für einen Spiegel gehalten hatte, ein großes, sehr glänzendes Blatt Weißblech war. Als sie näher hinzutrat, stieß sie an einen großen Leuchter von Bronze... dieser Leuchter war, wie die Pendeluhr, in den Marmor des Kamins eingekittet.

In einer gewissen Stimmung des Geistes nehmen oft die unbedeutendsten Umstände furchtbare Verhältnisse an. So machten dieser unbewegliche Leuchter, diese an das Täfelwerk befestigten Meubeles, der durch ein Blatt von Weißblech ersetzte Spiegel, die tiefe Stille, die immer mehr sich verzögernde Abwesenheit von Herrn Baleinier, einen so lebhaften Eindruck auf Adrienne, daß sie eine dumpfe Furcht in sich zu fühlen anfing.

Sie setzte jedoch ein so unbegränztes Vertrauen

auf den Arzt, daß sie sich ihre Angst zum Vorwurf machte und sich sagte, das, was dieselbe verursache, habe im Ganzen kein wirkliches Gewicht und es sei unvernünftig, sich durch solche Geringfügigkeiten beängstigen zu lassen. Die Abwesenheit von Herrn Baleinier verzögere sich ohne Zweifel dadurch, daß er warte, bis die Geschäfte des Ministers ihren Empfang möglich machen würden.

Nichtsdestoweniger und obgleich sie sich auf diese Weise zu beruhigen suchte, erlaubte sich Adrienne, von der Furcht beherrscht, das, was sie unter andern Umständen nie gewagt hätte, sie näherte sich allmählig der kleinen Thüre, durch welche der Arzt verschwunden war, und horchte.

Sie hielt den Athem zurück, horchte, ... und hörte nichts.... Plötzlich ertönte ein dumpfes und schweres Geräusch, wie das von einem fallenden Körper, über ihrem Kopfe ... es kam ihr sogar vor, als hörte sie ein dumpfes Seufzen.

Rasch emporschauend sah sie einige Theilchen zerbröckelter Malerei, welche sich ohne Zweifel durch die Erschütterung des oberen Bodens losgemacht hatten, herabfallen.

Adrienne konnte ihrer Furcht nicht länger widerstehen und lief nach der Thüre, durch welche sie mit dem Doctor eingetreten war, um Jemand zu rufen.

Zu ihrem großen Erstaunen fand sie diese Thüre von außen geschlossen.

Seit ihrem Eintritte hatte sie jedoch kein Geräusch eines Schlüssels vernommen, und überdies war dieser außen.

Immer mehr erschrocken, stürzte das Mädchen nach der kleinen Thüre, durch welche der Doctor verschwunden war und an der sie soeben gelauscht hatte. ... Diese Thüre war ebenfalls von außen geschlossen.

Adrienne beabsichtigte jedoch gegen den Schrecken zu kämpfen, der sich ihrer auf eine unüberwindliche

Weise bemächtigte; sie rief die Festigkeit ihres Charakters zu Hülfe und wollte, wie man gewöhnlich sagt, sich zur Vernunft bringen.

„Ich habe mich wohl getäuscht," sagte sie; „ich habe nur einen Sturz gehört, das Seufzen besteht nur in meiner Einbildungskraft; . . . tausend Gründe sprechen dafür, daß eine Sache, und nicht ein Mensch gefallen ist. . . . Aber diese verschlossenen Thüren . . . Vielleicht weiß man nicht, daß ich hier bin; man wird geglaubt haben, es wäre Niemand in diesem Zimmer."

Nach diesen Worten schaute Adrienne ängstlich umher, bald fügte sie aber mit fester Stimme bei:

„Keine Schwäche, es handelt sich nicht darum, mich über meine Lage zu täuschen, nein, im Gegentheil, ich muß ihr gerade in das Gesicht schauen. Offenbar bin ich hier nicht bei einem Minister, das beweisen mir tausend Dinge. . . . Herr Baleinier hat mich also hintergangen. Doch in welcher Absicht? Warum hat er mich hieher geführt, und wo bin ich?"

Diese zwei Fragen schienen Adrienne gleich unauflöslich; nur blieb es ihr entschieden, daß sie das Opfer der Treulosigkeit von Herrn Baleinier war.

Für diese redliche, edle Seele war eine solche Gewißheit so furchtbar, daß sie dieselbe im Gedanken an die vertrauensvolle Freundschaft, welche sie diesem Manne stets bewiesen hatte, immer noch von sich stoßen wollte, und Adrienne sagte mit Bitterkeit zu sich selbst:

„Sieh da, wie die Schwäche, die Furcht uns oft zu ungerechten, zu gehässigen Vermuthungen führen. Ja, denn es ist nicht erlaubt, wenn nicht die unleugbarsten Beweise vorhanden sind, an einen so höllischen Betrug zu glauben. Ich will Jemand rufen, das ist das einzige Mittel, mir Licht zu verschaffen."

Dann erinnerte sie sich, daß keine Glocke zu finden war, und sie sprach:

„Gleich viel, wir wollen klopfen, man wird schon kommen.“

Und mit ihrer kleinen, zarten Hand klopfte Adrienne wiederholt an die Thüre.

Aus dem dumpfen, matten Tone, den die Thüre von sich gab, ließ sich schließen, daß sie sehr dick war.

Niemand antwortete.

Sie lief zu der andern Thüre.

Dasselbe Klopfen von ihrer Seite, dieselbe tiefe Stille . . . außen durch das Stöhnen des Windes unterbrochen.

„Ich bin nicht furchtsamer, als eine Andere,“ sagte Adrienne bebend. „Ich weiß nicht, ob es die tödtliche Kälte ist, die hier herrscht . . . aber ich schaudere unwillkührlich; wohl versuche ich es, mich gegen jede Schwäche zu wehren, aber ich glaube, daß Jedermann wie ich das, was hier vorgeht . . . seltsam . . . . beängstigend finden würde.“

Plötzlich erscholl ein Geschrei, oder vielmehr ein wildes abscheuliches Geheul mit aller Wuth in dem Zimmer, welches über demjenigen lag, wo sich Adrienne befand, und kurz darauf erschütterte ein dumpfes, heftiges Stampfen den Plafond, als ob sich mehrere Personen in einen energischen Kampf eingelassen hätten.

Adrienne stieß einen gewaltigen Schrei des Schreckens aus, wurde bleich wie eine Todte, blieb einen Augenblick starr vor Bestürzung, lief an eines von den mit Läden verschlossenen Fenstern und öffnete es rasch.

Ein heftiger, mit geschmolzenem Schnee vermischter Windstoß peitschte das Antlitz von Adrienne, drang in den Saal ein, machte das rauchige Licht der Lampe flackern und flammen und löschte es endlich ganz aus.

In tiefe Finsterniß versetzt, sich mit den krampfhaft zusammengezogenen Händen an den Stangen haltend, welche an dem Fenster angebracht waren,

gab Fräulein von Cardoville der so lange bekämpften Angst nach und war eben im Begriff, um Hülfe zu rufen, als ein unerwartetes Schauspiel sie auf einige Minuten vor Schrecken verstummen machte.

Ihr gegenüber erhob sich in geringer Entfernung ein zweites paralleles Gebäude.

Inmitten der schwarzen Finsterniß, welche den Raum erfüllte, glänzte ein beleuchtetes Fenster.

Durch seine Scheiben bemerkte Adrienne eine bleiche, hagere, fleischlose Figur, welche eine Art von Leintuch nach sich schleppte und unabläßig in größter Eile an dem Kreuzstock hin und her lief.

Den Blick auf dieses Fenster geheftet, welches in der Dunkelheit der Nacht erglänzte, blieb Adrienne wie durch den Zauber der finstern Erscheinung fest gebannt; aber dieses Schauspiel vermehrte ihren Schrecken bis zu dem höchsten Punkte, den er erreichen konnte, und sie rief aus Leibeskräften um Hülfe, ohne sich von den Gitterstangen loszumachen, an die sie sich angeklammert hatte.

Nach einigen Secunden, während sie so um Hülfe rief, traten zwei große Weiber stillschweigend in das Zimmer ein, in welchem sich Adrienne von Cardoville befand, die immer noch an dem Fenster angeklammert dieselben nicht wahrnehmen konnte.

Diese zwei, etwa vierzig bis fünfzig Jahre alten, männlich aussehenden, Weiber waren nachläßig und schmutzig gekleidet, wie Stubenmägde der niedrigsten Sorte. Ueber ihren Kleidern trugen sie große Schürzen von blauer Leinwand, welche, am Halse ausgeschnitten, bis auf ihre Füße herabfielen.

Die Eine, welche eine Lampe in der Hand hielt, hatte ein breites, rothes, glänzendes Gesicht, eine ausgeschlagene Nase, grüne Augen und flachsfarbige Haare, welche ungeordnet von einer schmutzig weißen Haube zusammengehalten waren.

Gelb, trocken, knochig, trug die Andere eine

Trauerhaube, welche ihr mageres, erdfahles, pergamentartiges, von Pockennarben zerrissenes und durch schwere schwarze Augenbrauen verfinstertes Gesicht eng umschloß; einige lange graue Haare beschatteten ihre Oberlippe.

Alle Beide waren also stillschweigend durch die kleine Thüre in dem Augenblick eingetreten, wo sich Adrienne um Hülfe rufend an dem Fenster festhielt.

Diese Weiber zeigten sich mit einem Winke das junge Mädchen, und während die Eine ihre Lampe auf den Kamin stellte, näherte sich die Andere (diejenige, welche die schwarze Trauerhaube trug) dem Kreuzstocke und legte ihre große knochige Hand Fräulein von Cardoville auf die Schulter.

Sich rasch umwendend, stieß diese beim Anblick der finsteren Gestalt abermals einen Schrei des Schreckens aus.

Als diese erste Bewegung des Staunens vorüber war, beruhigte sich Adrienne einigermaßen. So zurückstoßend dieses Weib auch erschien, so war es doch wenigstens eine Person, mit der sie sprechen konnte. Sie rief also lebhaft und mit bebender Stimme: „Wo ist Herr Baleinier?“

Die zwei Frauen schauten sich an, tauschten ein Zeichen des Einverständnisses aus und antworteten nicht.

„Ich frage Sie, Madame,“ sprach Adrienne, „wo ist Herr Baleinier, der mich hieher gebracht hat? Ich will ihn sogleich sehen . . .“

„Er ist weggefahren,“ antwortete die dicke Frau.

„Weggefahren!“ . . . rief Adrienne, . . . „weggefahren ohne mich! . . . . Aber mein Gott, was soll denn das bedeuten?“

Dann nach kurzem Nachdenken fuhr sie fort: „Holt mir einen Wagen!“ . . .

Die zwei Weiber schauten sich die Achseln zuckend an.

„Ich bitte Sie, Madame," sagte Adrienne mit gepreßter Stimme, „ich bitte Sie, mir einen Wagen zu holen, da sich Herr Baleinier ohne mich entfernt hat. Ich will fort von hier."

„Ruhig, ruhig, Madame," erwiederte das große Weib (man nannte sie die Thomas), welche sich das Ansehen gab, als hörte sie nicht, was Adrienne sagte. „Es ist die Stunde.... Sie müssen schlafen gehen..."

„Schlafen gehen!!" rief Fräulein von Cardoville voll Schrecken; „aber mein Gott, das ist um wahnsinnig zu werden...." Dann sich an die zwei Weiber wendend:

„Was ist das für ein Haus? wo bin ich? Antwortet!"

„Sie sind in einem Hause," antwortete die Thomas mit rauher Stimme, „wo man nicht durch das Fenster schreien darf, wie Sie so eben gethan haben."

„Und wo man nicht die Lampe auslöschen darf, wie Sie es thun," fügte das andere Weib, Gervaise genannt, hinzu, „sonst... werden wir uns erzürnen."

Adrienne fand kein Wort. Sie bebte vor Angst und schaute die furchtbaren Weiber abwechselnd starr an. Ihre Vernunft erschöpfte sich völlig, um zu begreifen, was vorging. Plötzlich erschien sie errathen zu haben und sie rief:

„Ich sehe, es waltet hier eine Täuschung ob... ich kann sie mir nicht erklären... aber in jedem Fall ist es eine Täuschung.... Ihr haltet mich für eine Andere... Wißt Ihr, wer ich bin... ich heiße Adrienne von Cardoville... hört Ihr wohl... Adrienne von Cardoville!... Ihr seht also... es steht mir frei, von hier wegzugehen. Niemand in der Welt hat das Recht, mich mit Gewalt zurückzuhalten. Ich befehle Euch also, mir sogleich einen Wagen zu holen... Findet sich keiner in diesem Quartier, so gebt mir Jemand, der mich begleitet und in meine

Wohnung in der Rue de Babylone, in das Hotel Saint-Dizier, führt. Ich werde diese Person großmüthig belohnen und Euch ebenfalls ..."

„Sind wir bald fertig?" sagte die Thomas, „wozu soll es nützen, daß Sie uns Alles das sagen?"

„Nehmt Euch in Acht," sprach Adrienne, welche alle ihr zu Gebot stehende Mittel ausbeuten wollte. „Wenn Ihr mich mit Gewalt zurückhaltet, wird eine ernste Geschichte daraus entstehen. Ihr wißt nicht, was Ihr Euch aussetzt."

„Wollen Sie sich wohl schlafen legen? Ja, oder nein?" fragte die Gervaise mit ungeduldiger, harter Miene.

„Hört, Madame," erwiederte Adrienne eilig, „laßt mich gehen ... und ich gebe jeder von Euch zweitausend Franken ... Ist das nicht genug? Ich gebe Euch zehn ... zwanzig ... was Ihr wollt ... Ich bin reich; aber laßt mich gehen ... Mein Gott! ... laßt mich gehen ... Ich will nicht bleiben ... ich habe hier bange, ich ..." rief das unglückliche Mädchen mit herzzerreißendem Tone.

„Zwanzigtausend Franken ... wie ist das? sag' einmal, Thomas!"

„Sei doch ruhig, Gervaise, das ist immer das alte Lied von Allen ..."

„Gut! da Gründe, Bitten, Drohungen vergeblich sind," sagte Adrienne, große Energie aus ihrer verzweifelten Lage schöpfend, „so erkläre ich Euch, daß ich fort will, und zwar sogleich ... Wir wollen sehen, ob man die Frechheit hat, Gewalt gegen mich zu gebrauchen! ..."

Und Adrienne machte entschlossen einen Schritt gegen die Thüre.

Aber in diesem Augenblick erscholl abermals das rohe, wilde Geschrei, das dem Geräusche des Kampfes vorhergegangen war, der Adrienne so sehr in

Schrecken gesetzt hatte. Aber diesmal war das furchtbare Geheul von keinem Stampfen mehr begleitet.

„O welch ein Geschrei!“ sagte Adrienne stille stehend, und in ihrer Angst näherte sie sich den zwei Weibern. „Dieses Geschrei! ... hört Ihr es .... aber was ist denn das für ein Haus, wo man dergleichen hören muß? ... Und dann da unten?“ fügte sie beinahe wahnsinnig bei und deutete auf das andere Gebäude, von dem ein beleuchtetes Fenster in der Dunkelheit glänzte, ein Fenster, an welchem die weiße Figur immer noch hin und her ging. „Da unten, seht Ihr? ... was ist das? ...“

„Nun, das“ — sprach die Thomas, „das sind Personen, die sich, wie Sie, nicht vernünftig betragen haben.“

„Was sagt Ihr?“ rief Fräulein von Cardoville, voll Schrecken die Hände ringend, „aber mein Gott, was ist denn das für ein Haus? Was thut man ihnen denn?“

„Man legt ihnen das ... an,“ sprach die Thomas und zeigte einen Gegenstand, den sie unter ihrem Arme hielt, „ja, man legt ihnen die Jacke an.“

„Ah!!“ stöhnte Adrienne, ihr Gesicht voll Entsetzen in den Händen verbergend.

Eine gräßliche Entdeckung hatte sie erleuchtet...

Endlich begriff sie Alles...

Nach den lebhaften Gemüthsbewegungen des Tages mußte dieser letzte Schlag eine furchtbare Wirkung hervorbringen. Die Unglückliche fühlte sich einer Ohnmacht nahe; ihre Hände fielen zurück, ihr Gesicht wurde schauderhaft bleich, ihr ganzer Körper zitterte, und sie hatte kaum noch die Kraft, auf die Kniee fallend und mit erschrockenem Blicke die Jacke bezeichnend, mit halb erloschener Stimme zu sagen:

„O nein!... Habt Mitleid... nicht das... Gnade... Madame... ich werde thun, was Ihr wollt...“

Dann brachen ihre Kräfte vollends zusammen;

sie kämpfte gegen sich selbst, aber ohne die Weiber, welche zu ihr heranliefen und die Ohnmächtige in in ihren Armen auffingen, wäre sie auf den Boden gestürzt.

„Eine Ohnmacht ist nicht gefährlich...“ sagte die Thomas. „Wir wollen sie auf ihr Bett legen und auskleiden. Das wird bald vorüber sein.“

„Trage Du sie,“ erwiederte Gervaise, „ich will die Lampe nehmen.“

Die große, kräftige Thomas hob Fräulein von Cardoville auf, als ob es ein eingeschlafenes Kind gewesen wäre, hielt sie auf ihren Armen und folgte der andern in das Zimmer, durch welches Herr Baleinier verschwunden war.

Dieses Zimmer war vollkommen rein, aber eisig nackt; eine grünliche Tapete bedeckte die Wände, ein kleines eisernes, sehr niedriges Bett, dessen Randleiste eine kleine Tafel bildete, stand in einer von den Ecken. Der Ofen war von einem eisernen Gitterwerk umgeben, daß man sich ihm nicht nähern konnte; ein an die Wand befestigter Tisch, ein vor demselben stehender, an den Boden genagelter Stuhl, eine Commode von Mahogoniholz und ein Strohfauteuil bildeten die traurige Ausstattung. Der Kreuzstock ohne Vorhänge war innen mit einem eisernen Gitter versehen, damit man die Fensterscheiben nicht zerbrechen konnte.

In diesen düstern Aufenthalt, der einen so schmerzlichen Contrast mit dem reizenden Pallaste der Rue de Babylone bildete, wurde Adrienne von der Thomas getragen, welche von Gervaise unterstützt Fräulein von Cardoville auf das Bett setzte. Die Lampe stellte man auf die Tafel der Randleiste.

Während eine von den Wärterinnen sie aufrecht hielt, zog die Andere der Leblosen, welche den Kopf auf die Brust hängen ließ, das Tuchkleid aus.

Obgleich ohnmächtig, floßen zwei schwere Thränen langsam aus ihren großen geschlossenen Augen, deren

lange schwarze Wimpern einen Schatten auf ihre durchsichtig bleichen Wangen warfen. Ihr Hals und ihr elfenbeinener Busen waren von Wellen goldener Seide ihres prachtvollen Haares übergossen, das sich bei ihrem Falle aufgelöst hatte.

Als die furchtbare Megäre das atlaßene Corsett aufschnürte, welches minder zart, minder frisch, minder weiß war, als dieser jungfräuliche, reizende Körper, der sich schlank und geschmeidig wie eine leicht rosenfarbige Alabasterstatue unter der Spitze und dem Batist rundete, als sie mit ihren plumpen, rothen, schwieligen Händen die nackten Schultern und Arme von Adrienne berührte, bebte diese unwillkührlich, obgleich sie nicht völlig zu sich kam, bei dieser rohen Betastung.

„Hat sie doch kleine Füße!“ sprach die Wärterin, welche jetzt niedergekniet war, um Adrienne Schuhe und Strümpfe abzuziehen. „Sie hätten in der That beide in meiner hohlen Hand Platz.“

Wirklich war bald ein kleiner, frischrother Fuß, weich wie der eines Kindes und da und dort von azurfarbigen Adern überzogen, entblößt und ebenso ein Bein mit rosigem Knöchel und Knie, von so zarten, reinen Umrissen, wie bei der Diana der Antike.

„Und wie lang sind diese Haare!“ sagte die Thomas, „wie lang und weich sind sie, sie könnte darauf gehen... es wäre doch Schade, wenn man sie abschneiden müßte, um ihr Eis auf den Schädel zu legen.“

Und dieses sagend, drehte die Thomas, so gut sie es konnte, diese herrlichen Haare am Kopfe von Adrienne zusammen.

Ach, es war nicht mehr die weiße und leichte Hand von Georgette, von Florine oder Hebe, welche die schöne Gebieterin mit so viel Liebe und Stolz bedienten!

Als Adrienne abermals die rohe Berührung der

Hände der Wärterin fühlte, befiel sie dasselbe Nervenzittern, aber nur in verstärktem Maaße.

War es gleichsam ein instinktartiges, magnetisch während ihrer Ohnmacht bewerkstelligtes Zurückstoßen, war es die Kälte der Nacht... Adrienne bebte bald abermals und kam allmählig zu sich.

Es ist nicht möglich, ihren Schrecken, ihren Abscheu, ihre keusche Entrüstung zu schildern, als sie die zahlreichen Locken, welche ihr von Thränen gebadetes Gesicht bedeckten, mit ihren beiden Händen auf die Seite geschoben hatte und sah, daß sie sich halb nackt zwischen diesen beiden abscheulichen Megären befand.

Adrienne stieß Anfangs einen Schrei der Scham und des Entsetzens aus. Dann warf sie, um den Blicken dieser zwei Weiber zu entgehen, durch eine Bewegung, schneller als der Gedanke, die Lampe um, welche auf der Randleiste ihres Bettes stand und auf dem Boden zerbrechend erlosch.

Inmitten der Finsterniß hüllte sich das unglückliche Kind in seine Betten und Leintücher und brach in ein herzzerreißendes Schluchzen aus.

Die Wärterinnen schrieben das Geschrei und die heftige Handlung von Adrienne einem Anfall des Wahnsinns zu.

„Ah! Sie fangen wieder an, die Lampen auszulöschen und zu zerbrechen ... es scheint, das ist Ihre Idee?" rief die Thomas zornig und tappte in der Dunkelheit umher. „Gut... ich habe Sie gewarnt, Sie sollen diese Nacht die Jacke haben, wie die Tolle da oben."

„Ganz recht," sprach die Andere, „halte sie gut, Thomas, ich will Licht holen... Wir zwei werden schon mit ihr zum Ziele kommen!"

„Eile... denn trotz ihrer süßlichen Miene scheint sie ganz ordentlich wahnsinnig zu sein, und wir werden wohl die Nacht bei ihr zubringen müssen."

. . . .

Trauriger, schmerzlicher Contrast!

Am Morgen hatte sich Adrienne erhoben, lächelnd, glücklich, inmitten aller Wunder des Luxus und der Künste, umgeben von der zarten, eifrigen Sorge der drei reizenden jungen Mädchen, welche sie bedienten.... In ihrer edlen, übersprudelnden Laune hatte sie einem jungen indischen Prinzen, ihrem Verwandten, eine Ueberraschung von feenhafter Pracht bereitet. Sie hatte den hochherzigen Entschluß in Beziehung auf die zwei von Dagobert zurückgebrachten Waisen gefaßt... In ihrer Unterredung mit Frau von Saint-Dizier hatte sie sich nach und nach stolz und empfindlich, schwermüthig und heiter, ironisch und ernst, rechtschaffen und muthig gezeigt... Als sie endlich in dieses verfluchte Haus kam, geschah es, um Begnadigung für einen ehrlichen und fleißigen Arbeiter zu erbitten.

Und am Abend fühlte sich Fräulein von Cardoville, durch einen schändlichen Verrath den plumpen Händen zweier gemeinen Irren-Wärterinnen überantwortet, in das abscheuliche Gewand der Narren, genannt die Jacke, eingezwängt.

. . . .

Fräulein von Cardoville brachte eine furchtbare Nacht in Gesellschaft der zwei Megären zu.

Wie groß war ihr Erstaunen, als sie am andern Morgen um neun Uhr den Doctor Baleinier, immer lächelnd, immer wohlwollend, immer väterlich, in ihr Zimmer treten sah!

„Nun, mein Kind,“ sprach er mit liebevoller und weicher Stimme, „wie haben wir die Nacht zugebracht?“

Sechstes Kapitel.

Der Besuch.

Die Wärterinnen von Fräulein von Cardoville hatten derselben, ihren Bitten und besonders dem Versprechen, vernünftig sein zu wollen, nachgebend, die Jacke nur einen Theil der Nacht angelassen. Am Morgen war sie aufgestanden und hatte sich allein, ohne daß man sie daran verhinderte, angekleidet.

Adrienne saß auf dem Rande ihres Bettes. Ihre furchtbare Bläſſe, die tiefe Verstörtheit ihrer Gesichtszüge, ihre von dem düstern Feuer des Fiebers glänzenden Augen, das krampfhafte Zittern, welches von Zeit zu Zeit ihren Körper schüttelte, zeigten bereits die traurigen Folgen dieser schrecklichen Nacht auf ihre äußerst empfängliche, nervöse Natur.

Bei dem Anblick des Doctor Baleinier, der mit einem Zeichen Gervaise und die Thomas weggehen hieß, blieb Fräulein von Cardoville versteinert.

Sie fühlte eine Art von Schwindel über die Frechheit dieses Menschen... Er wagte es, sich vor ihr zu zeigen!...

Aber als der Arzt mit seiner süßlichen Stimme und einem Tone voll zärtlicher Theilnahme wiederholte:

„Nun, mein liebes Kind, wie haben wir die Nacht zugebracht?“

— fuhr Adrienne lebhaft mit ihren Händen an die brennende Stirne, als wollte sie sich fragen, ob sie wachte oder träumte. Dann schaute sie den Arzt an, ihre Lippen öffneten sich halb... aber sie zitterten dergestalt, daß es ihr unmöglich war, auch nur ein Wort zu artikuliren.

Der Zorn, die Entrüstung, die Verachtung und besonders das so grausam schmerzliche Gefühl, welches edlen Herzen das feiger Weise verrathene Ver-

trauen verursacht, drückten Adrienne dergestalt zu Boden, daß sie völlig außer Standes war, das Stillschweigen zu brechen.

„Nun wohl, ich sehe, wie die Sache steht," sagte der Doctor, traurig den Kopf schüttelnd. „Sie sind mir sehr böse, nicht wahr? Ei, mein Gort! ich war darauf gefaßt, mein liebes Kind."

Diese mit heuchlerischer Frechheit ausgesprochenen Worte stachelten Adrienne furchtbar auf. Sie erhob sich. Ihre bleichen Wangen wurden von Flammen übergossen. Ihr großes, schwarzes Auge funkelte; sie richtete ihr schönes Antlitz stolz auf; über ihre Oberlippe zog ein Lächeln voll verächtlicher Bitterkeit hin, und in stillem Grimme ging das junge Mädchen vor Herrn Baleinier vorüber, der immer noch saß, und wandte sich mit raschem, sicherem Schritte nach der Thüre.

Diese Thüre, an der man eine kleine vergitterte Oeffnung bemerkte, war von Außen geschlossen.

Adrienne wandte sich gegen den Doctor um, deutete mit einer befehlenden Geberde auf die Thüre und sagte:

„Oeffnen Sie mir!"

„Beruhigen Sie sich, mein liebes Fräulein Adrienne," sagte der Arzt, „beruhigen Sie sich... sprechen wir mit einander als gute Freunde, denn Sie wissen es... ich bin Ihr Freund..."

Und er nahm langsam eine Prise Tabak.

„Also, mein Herr," entgegnete Adrienne mit einer vor Zorn zitternden Stimme, „also werde ich dieses Haus nicht noch heute verlassen?"

„Ach! nein... mit solchen Exaltationen... wenn Sie wüßten, wie Ihr Gesicht entflammt ist... wie Ihre Augen glühen... Ihr Puls muß achtzig Schläge in der Minute haben. Ich beschwöre Sie, mein liebes Kind, erschweren Sie Ihren Zustand nicht durch diese leidige Aufregung."

Adrienne schaute den Doctor fest an, kehrte nach ihrem Bette zurück und setzte sich auf den Rand.

„Schön,“ sprach Herr Baleinier, „seien Sie vernünftig, und ich sage Ihnen noch einmal, wir wollen als gute Freunde mit einander sprechen.“

„Sie haben Recht, mein Herr,“ antwortete Adrienne mit bewältigter Stimme und in vollkommen ruhigem Tone, „sprechen wir als Freunde ... Sie wollen mich für eine Wahnsinnige ausgeben, nicht wahr?“

„Mein liebes Kind, Sie sollen eines Tages eben so viel Dankbarkeit für mich haben, als Sie jetzt Abneigung gegen mich fühlen; und diese Abneigung, ich habe sie vorhergesehen... Aber so peinlich auch gewisse Pflichten sind, man muß sich ergeben und sie erfüllen,“ sagte Doctor Baleinier seufzend und mit einem so natürlich überzeugten Tone, daß sich Adrienne einer Bewegung des Staunens nicht erwehren konnte. Aber bald schwebte wieder ein bitteres Lächeln über ihre Lippen und sie entgegnete:

„Ah, ganz gewiß ... Alles dies ist zu meinem Besten?“

„Offenherzig gesprochen, mein liebes Fräulein, habe ich je eine andere Absicht gehabt, als die, Ihnen nützlich zu sein?“

„Ich weiß nicht, mein Herr, ob Ihre Unverschämtheit nicht noch viel verabscheuungswürdiger ist, als Ihr feiger Verrath!“

„Ein Verrath!“ sagte Herr Baleinier mit schmerzlicher Miene die Achseln zuckend, „ein Verrath!... aber bedenken Sie doch, mein liebes Kind... Glauben Sie, wenn ich nicht rechtschaffen, gewissenhaft in Ihrem Interesse handeln würde, ich käme diesen Morgen hieher und trotzte Ihrer Entrüstung, die ich zu erwarten hatte? Ich bin der Chef dieser Heilanstalt, welche mir gehört;... aber ich habe hier zwei von meinen Zöglingen, welche Aerzte sind, wie ich, und

mich unterstützen; ich könnte ihnen also Ihre Pflege übertragen.... Aber nein... das wollte ich nicht... ich kenne Ihren Charakter, Ihre Natur, die Vorgänge, und ich vermag Sie, selbst abgesehen von der Theilnahme, welche ich für Sie hege, besser als irgend Jemand auf eine zuträgliche Weise zu behandeln."

Adrienne hatte Herrn Baleinier angehört, ohne ihn zu unterbrechen; sie schaute ihn fest an, und sagte:

„Mein Herr... wie viel bezahlt man Ihnen... dafür, daß Sie mich für verrückt ausgeben?"

„Mein Fräulein!" rief Herr Baleinier, unwillkührlich verletzt.

„Ich bin reich... Sie wissen es," sprach Adrienne mit niederschmetternder Verachtung, „ich verdopple die Summe, die man Ihnen gibt.... Auf! mein Herr, im Namen der... Freundschaft, wie Sie sagen... erlauben Sie mir wenigstens, das, was man Ihnen versprechen hat, zu überbieten."

„Ihre Wärterinnen theilten mir in ihrer Meldung von dieser Nacht mit, daß Sie ihnen denselben Antrag gemacht haben," sagte Herr Baleinier, seine frühere Kaltblütigkeit wieder gewinnend.

„Um Vergebung, mein Herr, ich bot ihnen an, was man armen Frauen ohne Erziehung anbieten kann, die das Unglück nöthigt, sich um die schmerzliche Stelle zu bewerben, welche sie einnehmen... Aber Sie, mein Herr, ein Mann der Welt, ein Mann von großem Wissen... ein Mann von viel Geist... das ist etwas Anderes.... das bezahlt man viel theuerer. Es gibt Verrath um jeden Preis.... Gründen Sie also Ihre Weigerung nicht auf das mäßige Anerbieten, das ich diesen Unglücklichen gemacht habe. ... Lassen Sie hören, wie viel wollen Sie?"

„Ihre Wärterinnen sprachen in ihrem Berichte von dieser Nacht auch von Drohungen," versetzte Herr Baleinier stets sehr kalt. „Haben Sie nicht ebenfalls

solche an mich zu richten? Glauben Sie mir, mein liebes Kind, wir wollen sogleich alle Bestechungsversuche und alle Rachedrohungen erschöpfen... wir kommen sodann auf die wahre Lage der Dinge zurück."

„Ah! meine Drohungen werden vergeblich sein," rief Fräulein von Cardoville und ließ ihrer bis jetzt zurückgehaltenen Entrüstung die Zügel schießen. „Ah, Sie glauben, mein Herr, wenn ich diesen Ort verlassen habe, — denn der Einsperrung muß am Ende doch ein Ziel gesteckt sein, werde ich nicht mit lauter Stimme Ihren schändlichen Verrath verkündigen? Ah, Sie glauben, ich werde nicht der Verachtung, dem Abscheu Aller Ihre schändliche Genossenschaft mit Frau von Saint-Dizier preisgeben?... Ah, Sie glauben, ich werde die niederträchtige Behandlung, welche ich hier zu erfahren habe, verschweigen? Aber so wahnsinnig ich auch bin, so weiß ich doch, daß es Gesetze gibt, und von diesen werde ich glänzende Genugthuung für mich, Schande, Brandmarkung und Strafe für Sie und die Ihrigen fordern.... Denn unter uns gesagt.... sehen Sie, das ist fortan ein Haß... ein Krieg auf Leben und Tod, und ich werde, um ihn durchzukämpfen, alle meine Kräfte, meinen Verstand, meinen...."

„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, mein liebes Fräulein Adrienne," entgegnete der Doctor stets vollkommen ruhig und freundlich. „Nichts wäre schädlicher für Ihre Genesung, als thörichte Hoffnungen. Sie würden Sie in einem Zustande beklagenswerther Exaltation erhalten. Man muß also die Umstände genau auseinandersetzen, damit Sie Ihre Stellung klar vor Augen haben. Erstens: Sie können diesen Ort durchaus nicht verlassen. Zweitens: Sie können keine Verbindung mit außen anknüpfen. Drittens: in dieses Haus kommen nur Leute, deren ich vollkommen sicher bin. Viertens: ich bin in jeder Beziehung vor Ihren Drohungen und vor Ihrer Rache

geschützt, denn alle Umstände, alle Rechte sind auf meiner Seite."

„Alle Rechte!! mich hier einschließen..."

„Man hätte sich hiezu nicht ohne eine Menge von Beweggründen entschieden, von denen die einen immer gewichtiger waren, als die anderen."

„Ah! man hat Beweggründe?..."

„Leider viele."

„Und man wird sie vielleicht offenbaren?"

„Ach! sie sind nur zu wahr, und wenn Sie sich eines Tags an die Gerichte wenden, wie Sie mir so eben gedroht haben..., ei, mein Gott! so werden wir zu unserem großen Bedauern genöthigt sein, anzuführen: die mehr als auffallende Seltsamkeit Ihrer Lebensweise; — Ihre Manie, die Frauen, von denen Sie umgeben sind, zu costumiren; — Ihre übertriebenen Ausgaben; — die Geschichte des indischen Prinzen, dem Sie eine mehr als königliche Gastfreundschaft anbieten; — Ihren unerhörten Entschluß, mit achtzehn Jahren allein leben zu wollen, wie ein Junggeselle; — das Abenteuer mit dem Menschen, den man in Ihrem Schlafzimmer verborgen gefunden hat;... endlich würde man das Protokoll Ihres Verhöres von gestern vorbringen, das sorgfältig von einer hiemit beauftragten Person aufgenommen worden ist."

„Wie... gestern...," rief Adrienne mit eben so viel Entrüstung, als Staunen."

„Mein Gott, ja; damit man eines Tags in Ordnung wäre, wenn Sie das Interesse mißkennen sollten, das wir an Ihnen nehmen, haben wir Ihre Antworten durch einen Mann stenographiren lassen, der in einem anstoßenden Zimmer hinter dem Thürvorhange saß... und wenn Sie einst mit ruhigerem Gemüthe, mit kaltem Blute dieses Verhör wieder lesen... so werden Sie gewiß nicht mehr über den Entschluß staunen, den man zu fassen sich genöthigt gesehen hat."

„Fahren Sie fort, mein Herr," sagte Adrienne verächtlich.

„Da die Umstände, welche ich Ihnen hier angeführt habe, bestätigt und anerkannt sind, so müssen Sie wohl einsehen, mein liebes Fräulein, daß die Verantwortlichkeit von denjenigen, welche Sie lieben, vollkommen gedeckt ist; sie müssen die Störung des Geistes zu heilen suchen, die sich bis jetzt allerdings nur durch ärgerliche Manien kundgibt, aber bei weiterer Entwickelung Ihre Zukunft bedeutend gefährden würde. ... Nach meiner Ansicht kann man nun auf eine Radicalcur mittelst einer zugleich moralischen und physischen Behandlung hoffen.... wobei erste Bedingung ist, Sie aus der bizarren Umgebung zu entfernen, welche auf eine so gefährliche Weise Ihre Einbildungskraft steigert, während hier die Stille der Zurückgezogenheit, die wohlthätige Ruhe eines einfachen und einsamen Lebens, meine eifrige, ich darf wohl sagen, väterliche Fürsorge allmälig eine völlige Genesung herbeiführen werden."

„Also, mein Herr," sprach Adrienne mit bitterem Lachen, „die Liebe für eine edle Unabhängigkeit, die Freigebigkeit, der Cultus des Schönen, die Abneigung gegen Alles, was gemein und feig ist, — das sind die Krankheiten, von denen Sie mich heilen müssen; ich befürchte unheilbar zu sein, denn seit geraumer Zeit trachtet meine Tante danach, die Genesung herbeizuführen."

„Es mag sein, es gelingt uns vielleicht nicht, aber wir werden wenigstens den Versuch machen; Sie sehen also wohl... es gibt eine Masse sehr gewichtiger Umstände, die den Entschluß motiviren, welcher im Familienrathe gefaßt worden ist, was mich völlig vor Ihren Drohungen schützt; .... darauf wollte ich zurückkommen; ein Mann von meinem Alter, von meinem Ansehen handelt nie leichtsinnig bei dergleichen Verhältnissen; Sie werden also nunmehr begreifen, was

ich Ihnen gesagt habe; mit einem Worte, hoffen Sie nicht, vor Ihrer völligen Genesung von hier wegzukommen, und überzeugen Sie sich, daß ich vor Ihren Drohungen geschützt bin und geschützt sein werde... Da dieser Punkt nun einmal festgestellt ist.... so wollen wir von Ihrem gegenwärtigen Zustande mit aller Theilnahme sprechen, die Sie mir einflößen."

„Ich finde, mein Herr, daß Sie, wenn ich verrückt bin, sehr vernünftig mit mir sprechen."

„Sie verrückt!!... Gott sei es gedankt... mein armes Kind... Sie sind es noch nicht... und ich hoffe, daß Sie es durch meine Sorge nie werden... Um Sie zu verhindern, es zu werden, muß man auch zu rechter Zeit einschreiten... und glauben Sie mir, es ist bereits schon mehr, als zur rechten Zeit... Sie schauen mich mit erstaunter, mit ganz seltsamer Miene an... Welches Interesse kann ich dabei haben, wenn ich so mit Ihnen spreche? Begünstige ich den Haß Ihrer Tante? aber in welcher Absicht? Was vermag sie für oder wider mich? Ich denke von ihr zu dieser Stunde nicht mehr und nicht minder gut als gestern. Führe ich etwa eine neue Sprache gegen Sie? habe ich nicht gestern wiederholt gegen Sie der gefährlichen Exaltation Ihres Geistes, Ihrer seltsamen Manien erwähnt? Ich habe List gebraucht, um Sie hieher zu bringen... Eh! allerdings!! ich habe mit allem Eifer die Gelegenheit ergriffen, die Sie mir selbst boten... das ist abermals wahr, mein liebes Kind... denn nie wären Sie freiwillig hierher gekommen;... früher oder später hätte man einen Vorwand suchen müssen, um Sie in dieses Hauses zu führen.... und meiner Treue, ich gestehe Ihnen... ich sagte mir: vor Allem ihr Interesse... Thue, was Du mußt, komme, was da will."

Je länger Herr Baleinier sprach, desto mehr nahm das Antlitz von Adrienne, auf dem zuvor abwechselnd Entrüstung und Verachtung zu lesen ge-

wesen waren, einen seltsamen Ausdruck von Angst und Schrecken an.

Als sie diesen Mann auf eine scheinbar so natürliche und offenherzige, so überzeugte und gleichsam so billige und vernünftige Weise sich ausdrücken hörte, fühlte sie eine größere Bangigkeit, als je...

Ein in solche Formen gekleideter grausamer Verrath erschreckte sie hundert mal mehr, als der offen zugestandene Haß von Frau von Saint-Dizier.... Sie fand endlich diese freche Heuchelei so ungeheuer, daß sie dieselbe beinahe für unmöglich hielt.

Adrienne besaß so wenig die Kunst, ihre Gefühle zu verbergen, daß Herrn Baleinier, einem geschickten und tief forschenden Physiognomiker, der Eindruck nicht entging, den er hervorbrachte.

„Sieh da," sprach er zu sich selbst, „das ist ein unermeßlicher Schritt; auf die Verachtung und den Zorn ist der Schrecken gefolgt, — der Zweifel ist nicht mehr ferne; ich gehe nicht von hinnen, bis sie mir freundlich gesagt hat: „Kommen Sie bald wieder, mein guter Herr Baleinier."

Der Arzt fuhr also mit einer traurigen und bewegten Stimme, welche aus der Tiefe seines Herzens zu kommen schien, fort:

„Ich sehe... Sie mißtrauen mir immer noch... was ich Ihnen sage, ist nichts, als Betrug, Lüge, Heuchelei, Haß, nicht wahr? Sie hassen... ich... und warum? mein Gott! warum? was haben Sie mir gethan? oder vielmehr — Sie werden diesen Grund als entscheidender bei einem Manne meiner Sorte annehmen," fügte Herr Baleinier mit Bitterkeit bei, „oder vielmehr, welches Interesse habe ich, Sie zu hassen? Wie... Sie... die Sie sich nur in diesem Zustande befinden in Folge übermäßiger Steigerung der edelmüthigsten Instinkte.... Sie, die Sie, so zu sagen, nur an der Krankheit Ihrer Fähigkeiten leiden ... Sie können kalt, entschlossen, einen ehrlichen Mann,

der Ihnen bis jetzt nur Beweise seiner Zuneigung gegeben hat, des feigsten, schwärzesten, abscheulichsten Verbrechens anklagen, mit dem sich ein Mensch zu beflecken vermag... Ja, ich sage Verbrechen... weil der grausame Verrath, dessen Sie mich beschuldigen, keinen andern Namen verdienen würde. Sehen Sie, mein liebes Kind, das ist schlimm, sehr schlimm, und ich bemerke, daß ein unabhängiger Geist eben so viel Unbilligkeit und Unduldsamkeit an den Tag legen kann, als die beschränktesten Seelen. Das ärgert mich... nein, das schmerzt mich... ja, ich versichere Sie, das schmerzt mich tief."

Und der Doctor fuhr mit der Hand über seine feuchten Augen.

Wir müssen darauf Verzicht leisten, den Ton, den Blick, die Physiognomie, die Geberde des Doctors, während er so sprach, zu schildern.

Der geschickteste und geübteste Advokat, der größte Komödiant der Welt hätte diese Scene nicht besser gespielt, als Herr Baleinier ... es hätte sie sogar Niemand so gut gespielt, wie er ... denn unwillkührlich von der Lage der Dinge fortgerissen, war Herr Baleinier halb selbst von dem, was er sagte, überzeugt.

Er fühlte mit einem Worte die ganze Abscheulichkeit seines Betruges, aber er wußte auch, daß Adrienne nicht daran glauben könnte; denn es gibt so furchtbare Combinationen, daß reine und redliche Seelen sie nie als möglich anzunehmen im Stande sind; taucht unwillkührlich ein erhabener Geist den Blick in den Abgrund des Bösen, so erfaßt ihn jenseits einer gewissen Tiefe der Schwindel und er vermag nichts mehr zu unterscheiden.

Und dann haben die verkehrtesten Menschen einen Tag, eine Stunde, einen Augenblick, wo das, was Gott Gutes in jedes Geschöpf gelegt hat, wider ihren Willen zu Tage ausgeht.

Adrienne war zu anziehend, sie befand sich in einer zu grausamen Lage, als daß der Doctor nicht im Grunde seines Herzens einiges Mitleid für die Unglückliche hätte fühlen sollen; die ihm längst obliegende Verbindlichkeit, sich den Anschein der Sympathie gegen sie zu geben, das reizende Vertrauen, welches das junge Mädchen in ihn setzte, waren für diesen Menschen süße und theuere Gewohnheiten geworden .... aber Sympathie und Gewohnheiten mußten vor einer unversöhnlichen Nothwendigkeit weichen.

So vergötterte der Marquis d'Aigrigny seine Mutter; sterbend rief sie ihn... und er reiste, trotz des letzten Wunsches einer mit dem Tode ringenden Mutter.

Wie sollte Herr Baleinier nach einem solchen Beispiel Adrienne nicht geopfert haben! Die Mitglieder des Ordens, von dem er einen Theil bildete, gehörten ihm; ... aber er gehörte ihnen vielleicht noch viel mehr, als sie ihm, denn eine lange Genossenschaft mit dem Bösen erzeugt furchtbare, unauflösliche Bande.

In dem Augenblick, wo Herr Baleinier so warm mit Fräulein von Cardoville zu sprechen aufhörte, glitt das Brettchen, welches von Außen das Gitter der Thüre verschloß, sachte in seinem Falze zurück und zwei Augen schauten aufmerksam in das Zimmer.

Herr Baleinier bemerkte es nicht.

Adrienne konnte ihren Blick nicht von dem des Doctors losmachen, der einen Zauber auf sie zu üben schien. Stumm, niedergebeugt, von einem unbestimmten Schrecken ergriffen, unfähig, in die finsteren Tiefen der Seele dieses Menschen zu dringen, unwillkührlich durch die halb geheuchelte, halb wahre Aufrichtigkeit seines rührenden und schmerzlichen Tones bewegt, hatte das junge Mädchen einen Augenblick des Zweifels.

Zum ersten Male kam Adrienne der Gedanke, Herr Baleinier mache sich eines abscheulichen Irrthums schuldig, aber er begehe ihn vielleicht in gutem Glauben.

Die Angst der Nacht, die Gefahren ihrer Lage,

ihre fieberhafte Aufregung, Alles trug dazu bei, Unruhe und Unentschlossenheit in ihrem Geiste zu erzeugen. Sie betrachtete den Arzt mit wachsendem Erstaunen, machte sodann eine heftige Anstrengung gegen sich selbst, um nicht einer Schwäche zu weichen, deren furchtbare Folgen sie unbestimmt in der Ferne sah, und rief:

„Nein ... nein, mein Herr, ich will nicht ... ich kann Ihnen nicht glauben ... Sie haben zu viel Kenntnisse, zu viel Erfahrung, um einen solchen Irrthum zu begehen."

„Einen Irrthum ..." entgegnete Herr Baleinier mit ernstem, traurigen Tone, „einen Irrthum ... lassen Sie mich mit Ihnen im Namen dieser Kenntnisse, dieser Erfahrung sprechen, die Sie mir zugestehen. Hören Sie mich einige Augenblicke an, mein liebes Kind .... und dann werde ich nur an Sie selbst appelliren!"

„An mich selbst ..." versetzte das junge Mädchen voll Stauen. „Sie wollen mich überzeugen, daß ..." hier sich unterbrechend, fügte sie mit krampfhaftem Lachen bei: „Zu Ihrem Triumphe würde in der That nichts fehlen, als daß Sie mich zu dem Geständniß brächten, ich sei wahnsinnig ... mein Platz sei hier ... ich sei Ihnen ..."

„Zu Dankbarkeit verpflichtet ... ja, Sie sind mir Dank schuldig, wie ich Ihnen am Anfang dieser Unterredung gesagt habe ... Hören Sie mich doch ... meine Worte werden grausam sein, denn es gibt Wunden, die man nur mit Feuer und Schwert heilt. Ich beschwöre Sie, mein liebes Kind ... bedenken Sie ... werfen Sie einen unparteiischen Blick auf Ihr vergangenes Leben ... hören Sie auf Ihre eigenen Gedanken ... und Sie werden bange haben. ... Erinnern Sie sich jener Augenblicke seltsamer Begeisterung, in denen Sie, wie Sie sagten, nicht mehr der Erde angehörten ... und dann, ich beschwöre Sie, so

lange es noch Zeit ist, zu dieser Stunde, wo Ihr Geist noch hinreichend Licht bewahrt hat, um zu vergleichen ... vergleichen Sie Ihr Leben mit dem anderer Mädchen von Ihrem Alter. Lebt nur ein einziges, wie Sie leben? Denkt nur ein einziges, wie Sie denken? wenn Sie sich nicht etwa so unendlich erhaben über den andern Frauen halten, daß Sie im Namen dieser Erhabenheit ein Leben und Gewohnheiten annehmen können, wie man dies nirgends in der Welt findet."

„Ich habe nie diesen thörichten Dünkel gehabt, mein Herr, das wissen Sie wohl," sprach Adrienne und schaute den Doctor mit wachsendem Bangen an.

„Welchem Umstande, mein armes Kind, soll man dann Ihre so seltsame, so unerklärliche Lebensweise zuschreiben? Werden Sie sich je überreden können, sie sei vernünftig? Ah, mein liebes Kind, nehmen Sie sich wohl in Acht, Sie stehen jetzt noch bei reizenden Originalitäten, bei poetischen Ueberströmungen ... bei süßen, unbestimmten Träumereien ... doch der Abhang ist unwiderstehlich, unselig ... Nehmen Sie sich wohl in Acht! Der gesunde, anmuthige, geistreiche Theil Ihres Wesens hat noch die Oberhand, drückt Ihren Seltsamkeiten noch sein Siegel auf ... Aber Sie wissen nicht, mit welcher furchtbaren Heftigkeit der wahnsinnige Theil sich entwickelt und in einem gegebenen Augenblicke den andern erstickt. Dann sind es nicht mehr reizende Bizarrerien, wie die Ihrigen, sondern lächerliche, abscheuliche Ausbrüche des Wahnwitzes."

„Ah, wie bange wird mir!" sprach das unglückliche Kind, mit den zitternden Händen über ihre brennende Stirne fahrend.

„Dann," fuhr Herr Baleinier mit bebender Stimme fort, „dann erlöschen die letzten Lichter des Geistes. Der Wahnsinn ... ich muß wohl dieses furchtbare Wort aussprechen ... der Wahnsinn gewinnt

die Oberhand und tritt in seiner vollen, unzähmbaren Wuth hervor."

„Wie bei der Frau ... da oben," murmelte Adrienne.

Und den Blick brennend, starr, hob sie langsam ihren Finger zum Plafond empor.

„Bald," versetzte der Arzt, selbst erschrocken über die furchtbare Consequenz seiner Worte, aber der unerbittlichen Bestimmung seiner Lage weichend, „bald wird der Wahnsinn albern, thierisch, das unglückselige Geschöpf, das von demselben befallen ist, bewahrt nichts mehr Menschliches, als die Form ... es hat nur die Instinkte der Thiere ... wie diese, ißt es mit Gefräßigkeit, wie sie, geht es in der Zelle hin und her, in welcher man es einzuschließen sich genöthigt gesehen hat... Das ist sein ganzes Leben ..."

„Wie bei der Frau da unten."

Und den Blick immer mehr verwirrt, streckte Adrienne langsam den Arm nach dem Fenster des Gebäudes aus, das man aus dem Kreuzstock ihres Zimmers sehen konnte.

„Allerdings, ja!" rief Herr Baleinier, „wie Sie, unglückliches Kind, waren diese Frauen jung, schön, geistreich; aber ach! wie Sie, trugen sie den unseligen Keim des Wahnsinns in sich, der, da man ihn nicht zur rechten Zeit zerstört hatte ... wuchs ... immer wuchs ... und auf ewig ihren Geist erstickte."

„O Barmherzigkeit!" rief Fräulein von Cardoville, deren Kopf der Schrecken völlig verwirrt hatte, „Barmherzigkeit! sagen Sie mir nicht solche Dinge noch einmal ... ich habe bange ... führen Sie mich von hier weg ... ich sage Ihnen, führen Sie mich von hier weg!" rief sie mit herzzerreißendem Tone, „denn ich werde am Ende wahnsinnig, wie Sie glauben."

Dann gegen die furchtbare Angst kämpfend, von der sie unwillkührlich befallen war, fügte Adrienne bei: „Nein, o nein ... hoffen Sie das nicht ... ich

werde nicht wahnsinnig, ich habe meine ganze Vernunft. Bin ich so blind, das zu glauben, was Sie mir sagen! Allerdings lebe ich, wie Niemand sonst, ich denke, wie Niemand, es ärgern mich Dinge, welche Niemand ärgern, aber was beweist das? Daß ich nicht Anderen gleiche. Habe ich ein schlechtes Herz? bin ich neidisch, selbstsüchtig? Meine Ideen sind seltsam, ich gestehe es, mein Gott, ich gestehe es; aber Herr Baleinier, Sie wissen wohl, ihr Ziel ist edel, erhaben ..." Und die Stimme von Adrienne wurde bewegt, flehend; ihre Thränen flossen in reichlichem Maaße. „Ich habe in meinem ganzen Leben keine böse Handlung begangen; hatte ich Unrecht, so war es Folge meiner Großmuth. Wenn man alle Welt um sich her zu glücklich sehen will, so ist man darum noch nicht wahnsinnig ... und dann fühlt man selbst sehr wohl, ob man verrückt ist oder nicht; ich bin es nicht ... Aber weiß ich es nun ... Sie sagen mir so furchtbare Dinge von den zwei Frauen dieser Nacht ... Sie müssen das besser wissen, als ich ... Doch dann," fügte Fräulein von Cardoville im Tone der Verzweiflung bei, „es muß dann etwas zu thun sein; wenn Sie mich lieben, warum haben Sie so lange gewartet? Hätten Sie nicht früher Mitleid mit mir haben können? Und das Abscheuliche dabei ist ... daß ich nicht einmal weiß, ob ich Ihnen glauben darf ... es ist vielleicht eine Falle ... aber nein, nein, Sie weinen ... dann ist es wahr ... da Sie weinen," fügte sie bei und schaute Herrn Baleinier an, welcher in der That trotz seiner cynischen Natur und seiner Härte sich der Thränen beim Anblick dieser namenlosen Qualen nicht erwehren konnte.

„Sie weinen über mich ... es ist also wahr ... aber mein Gott! dann ist doch wohl etwas zu thun, nicht so? Oh! ich werde Alles thun, was Sie wollen ... oh! Alles ... um nicht zu sein, wie diese Frauen ... wie die Frauen dieser Nacht, und wenn es zu

spät wäre? oh! nein . . . es ist nicht zu spät . . . nicht wahr, mein guter Herr Baleinier . . . oh! nun bitte ich Sie um Verzeihung wegen der Worte, die ich Ihnen sagte, als Sie eintraten. Damals, Sie begreifen wohl . . . wußte ich noch nicht."

Auf diese durch Schluchzen unterbrochenen und mit einer Art von Fieberirrsinn ausgesprochenen Worte folgten einige Minuten des Stillschweigens, während denen der Arzt tief erschüttert seine Thränen trocknete.

Die Kräfte verließen ihn.

Adrienne hatte ihr Gesicht in den Händen verborgen. Plötzlich richtete sie den Kopf auf. Ihre Züge waren ruhiger, obwohl durch ein Nervenzittern bewegt.

„Herr Baleinier," sprach sie mit rührender Würde, „ich weiß nicht, was ich Ihnen so eben gesagt habe. Die Furcht ließ mich, glaube ich, irre reden. Ich habe mich nun wieder gefaßt. Hören Sie mich: ich weiß, ich bin in Ihrer Gewalt. Nichts kann mich derselben entreißen . . . Sind Sie für mich ein unversöhnlicher Feind? . . . Sind Sie ein Freund? ich weiß es nicht. Befürchten Sie wirklich, wie Sie mich versichern, daß das, was in diesem Augenblick bei mir nur Bizarrerie ist, später Wahnsinn werden könnte, oder sind Sie vielleicht der Mitschuldige einer höllischen Machination? . . . Sie allein wissen es . . . Trotz meines Muthes erkläre ich mich für besiegt, was man auch von mir wollen mag . . . hören Sie, was es auch sein mag . . . ich unterschreibe zum voraus . . . ich gebe mein Wort, es ist redlich, wie Sie wissen . . . Sie werden nun kein Interesse mehr haben, mich hier zurückzuhalten . . . Wenn Sie dagegen meine Vernunft aufrichtig in Gefahr glauben, und ich gestehe, Sie haben in meinem Innern unbestimmte, furchtbare Zweifel rege gemacht, dann sagen Sie es mir, ich werde Ihnen glauben . . . ich bin allein, Ihrer Gnade anheim gegeben, ohne Freunde, ohne Rath . . . Blindlings vertraue ich Ihnen

. . . Flehe ich zu meinem Retter oder zu meinem Henker? ... ich weiß es nicht, aber ich sage Ihnen: hier ist meine Zukunft, hier ist mein Leben, nehmen Sie, ich habe nicht mehr die Kraft, um mit Ihnen darum zu kämpfen."

Diese rührenden Worte einer schmerzlichen Resignation, eines verzweifelnden Vertrauens brachten der Unentschlossenheit von Herrn Baleinier den letzten Schlag bei.

Bereits grausam bewegt durch diese Scene, wollte er, ohne die Folgen von dem, was er zu thun im Begriffe war, zu bedenken, Adrienne wenigstens über die gräßlichen und ungerechten Befürchtungen beruhigen, die er in ihr rege zu machen gewußt hatte. Die Gefühle der Reue und des Wohlwollens, welche Herrn Baleinier belebten, waren auf seinem Antlitz zu lesen.

Sie waren nur zu sichtbar zu lesen . . .

In dem Augenblick, wo er sich Fräulein von Cardoville näherte, um ihre Hand zu ergreifen, ließ sich eine kleine, schneidende, spitzige Stimme hinter der Oeffnung in der Thüre vernehmen, welche nur die Worte sprach:

„Herr Baleinier . . ."

„Rodin . . ." murmelte der Doctor erschrocken, „er hat mich bespäht!!"

„Wer ruft Ihnen?" fragte das Mädchen Herrn Baleinier.

„Einer, den ich für diesen Morgen hieher beschieden habe . . . um mit ihm in das nahe liegende Kloster Sainte-Marie zu gehen," erwiederte der Doctor verlegen.

„Was haben Sie mir nun zu antworten?" fragte Adrienne mit tödtlicher Angst.

Nach einem Augenblicke feierlichen Schweigens, während dessen er den Kopf nach der Thüre umwandte, sagte der Doctor mit tief bewegter Stimme:

„Ich bin ... was ich immer gewesen bin ... ein Freund, unfähig Sie zu täuschen."

Adrienne wurde bleich wie eine Todte.

Dann reichte sie Herrn Baleinier die Hand und sprach mit einer Stimme, der sie Ruhe zu verleihen suchte:

„Ich danke ... ich werde Muth haben ... Kann es lange währen?"

„Einen Monat vielleicht ... die Einsamkeit ... die Ueberlegung ... eine angemessene Diät ... meine beständige Sorge ... beruhigen Sie sich ... Alles, was sich mit Ihrem Zustande verträgt, soll Ihnen gestattet sein. Man wird jede Rücksicht für Sie haben. Mißfällt Ihnen dieses Zimmer, so gibt man Ihnen ein anderes."

„Nein ... dieses oder ein anderes, gleich viel," antwortete Adrienne mit tiefer Niedergeschlagenheit.

„Auf! Muth gefaßt, es ist kein Grund zur Verzweiflung ..."

„Sie schmeicheln mir vielleicht," erwiederte Adrienne mit düsterem Lächeln; dann fügte sie bei: „Auf baldiges Wiedersehen, mein lieber Herr Baleinier. Meine einzige Hoffnung beruht nun auf Ihnen."

„Und ihr Haupt neigte sich auf ihre Brust, Ihre Hände fielen auf den Schooß und sie blieb bleich, unbeweglich, niedergeschmettert auf dem Rande ihres Bettes sitzen.

„Wahnsinnig!" sagte sie, als Herr Baleinier verschwunden war, „vielleicht wahnsinnig!"

. . . .

Wir haben diese bei Weitem weniger romantische Episode, als man wohl glauben dürfte, des Breiteren dargestellt.

Mehr als einmal haben Interessen, Rachgier, treulose Machinationen die unkluge Leichtigkeit mißbraucht, mit der man aus der Hand ihrer Familien

oder ihrer Freunde **Kostgänger** in einige Privatanstalten für Irren aufnimmt.

Wir werden später unsere Gedanken über die Einführung einer von der Behörde ausgehenden Aufsicht mittheilen, deren Zweck es sein sollte, periodisch diese zur Aufnahme von Irren bestimmten Anstalten zu überwachen ... und ebenso andere nicht minder wichtige und noch mehr jeder Aufsicht entzogene Anstalten ... von denen bald die Rede sein soll.

Siebentes Kapitel.

Vorgefühle.

Während die hier erzählten Begebenheiten sich in der Heilanstalt des Doctor Baleinier ereigneten, fielen andere Scenen ungefähr zu derselben Stunde in der Rue Brise-Miche bei Françoise Baudoin vor.

Es hatte sieben Uhr Morgens in der Kirche Saint-Merry geschlagen. Der Tag war düster, Regen und Graupen schlugen an die Fenster des traurigen Zimmers der Frau von Dagobert.

Françoise, welche nichts von der Verhaftung ihres Sohnes wußte, hatte den ganzen Abend und sodann einen Theil der Nacht in schmerzlicher Unruhe gewartet, aber sich endlich, der Müdigkeit, dem Schlafe nachgebend, gegen drei Uhr Morgens auf eine Matratze neben dem Bette von Rose und Blanche geworfen.

Bei Tagesanbruch erhob sich Françoise, um in die Mansarde von Agricol hinaufzusteigen, in der allerdings sehr schwachen Hoffnung, er dürfte seit einigen Stunden zurückgekehrt sein.

Rose und Blanche waren aufgestanden und hatten sich angekleidet. Sie befanden sich allein in der traurigen, kalten Stube.

Rabat-joie, den Dagobert in Paris zurückgelassen hatte, lag vor dem erkalteten Ofen ausgestreckt, und, die lange Schnauze zwischen den zwei Vorderpfoten, verließ er mit seinen Augen die zwei Schwestern nicht.

Diese hatten in der Nacht wenig geschlafen und die Aufregung, die Angst der Frau von Dagobert wahrgenommen. Sie hatten gesehen, wie sie bald mit sich selbst sprechend auf und abging, bald bei dem leisesten Geräusche, das von der Treppe kam, horchte, bald vor einem Crucifixe niederkniete, das in einer Ecke des Zimmers stand.

Die Waisen vermutheten nicht, daß die vortreffliche Frau so inbrünstig für ihren Sohn betend, auch für sie betete; denn der Zustand ihrer Seelen flößte ihr Schrecken ein.

Am Tage vorher, nach der eiligen Abreise von Dagobert nach Chartres, war Françoise anwesend, als Rose und Blanche das Bett verließen, und forderte sie auf, ihr Morgengebet zu sprechen. Sie antworteten der guten Frau ganz naiv: sie wüßten keines, und ihr einziges Gebet bestünde darin, daß sie ihre Mutter anriefen, welche im Himmel wäre.

Als Françoise, tief bewegt von schmerzlichem Erstaunen, von Kinderlehre, Confirmation, Abendmahl mit ihnen sprach, so rissen die zwei Schwestern ihre Augen voll Verwunderung auf und begriffen nicht, was sie sagen wollte.

Erschrocken über die Unwissenheit der zwei Mädchen in Beziehung auf Religion, glaubte die Frau von Dagobert, ihre Seele schwebe in einer um so größeren Gefahr, als die Waisen, da sie dieselben fragte, ob sie wenigstens die Taufe empfangen hätten, (und sie erklärte ihnen die Bedeutung dieses Sacraments), ihr antworteten: sie glaubten nicht, denn in dem Flecken, wo sie während der Verbannung ihrer

Mutter nach Sibirien geboren worden seien, gebe es weder eine Kirche, noch einen Pfarrer.

Wenn man sich in den Gesichtspunkt von Françoise stellt, so wird man ihre furchtbare Bangigkeit begreifen, denn in ihren Augen waren diese Mädchen, welche sie bereits zärtlich liebte — so viel Reizendes, so viel Anmuthiges besaßen sie — arme, unschuldig der ewigen Verdammniß geweihte Götzendienerinnen. Sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, ihren Schrecken nicht verbergen; sie schloß die Kleinen in ihre Arme, versprach, sobald als möglich sich mit ihrem Seelenheile zu beschäftigen, und beklagte es, daß Dagobert nicht daran gedacht hätte, sie auf der Reise taufen zu lassen. Dieser Gedanke war allerdings dem Exreitergrenadier nicht gekommen.

Als Françoise am Tage vorher Rose und Blanche verließ, um sich zum Sonntagsgottesdienst zu begeben, wagte sie es nicht, die Waisen mitzunehmen, in Betracht, daß ihre völlige Unwissenheit in religiösen Dingen, wenn nicht gerade einen Scandal herbeiführen, doch wenigstens ihre Anwesenheit in der Kirche unnütz machen müßte. Aber Françoise flehte in inbrünstigen Gebeten die himmlische Barmherzigkeit für die Waisen an, welche nichts von der so verzweifelten Lage ihrer Seele wußten.

Rose und Blanche blieben also allein in der Stube während der Abwesenheit der Frau von Dagobert. Sie trugen immer noch Trauerkleider. Ihre reizenden Gesichter erschienen mehr nachdenkend, als traurig; obgleich sie an ein äußerst unglückliches Leben gewöhnt waren, fühlten sie sich doch seit ihrer Ankunft in der Rue Brise-Miche betroffen über den peinlichen Contrast, welcher zwischen der armseligen Wohnung, in der sie Aufnahme erhielten, und den Wundern stattfand, welche sich ihre jugendliche Einbildungskraft im Gedanken an Paris, an diese goldene Stadt ihrer Träume, geschaffen hatte.

Bald machte ihr so leicht begreifliches Erstaunen Gedanken von einem für ihr Alter sonderbaren Ernste Platz. Die Betrachtung dieser würdigen und fleißigen Armuth ließ die Waisen nicht mehr als Kinder, sondern als Mädchen überlegen. Bewunderungswürdig durch ihren richtigen Verstand, durch ihr Mitgefühl für das Gute, durch ihr edles Herz, durch ihren zugleich zarten und muthigen Charakter, hatten sie seit vierundzwanzig Stunden viel beobachtet, viel nachgesonnen.

„Meine Schwester," sagte Rose zu Blanche, als Françoise das Zimmer verlassen hatte," die arme Frau von Dagobert ist sehr unruhig. Hast Du ihre Aufregung diese Nacht wahrgenommen? Wie sie weinte, wie sie betete!"

„Ihr Kummer rührte mich, wie Dich, meine Schwester, und ich fragte mich, was die Ursache desselben sein dürfte."

„Ich glaube es zu errathen. Vielleicht sind wir die Ursache ihrer Unruhe."

„Warum, meine Schwester? Weil wir keine Gebete kennen und nicht wissen, ob wir getauft sind?"

„Das schien ihr allerdings sehr peinlich zu sein. Ich war im höchsten Maaße gerührt darüber, denn es beweist, daß sie uns zärtlich liebt; aber ich konnte nicht begreifen, daß wir eine furchtbare Gefahr laufen sollten, wie sie sagte."

„Ich auch nicht, meine Schwester. Wir geben uns Mühe, nichts zu thun, was unsrer Mutter, die uns sieht und hört, mißfallen könnte ..."

„Wir lieben diejenigen, welche uns lieben; wir hassen Niemand; wir ergeben uns in Alles, was uns widerfährt ... Was kann man uns Schlimmes vorwerfen?"

„Nichts. Aber siehst Du, meine Schwester, wir könnten unwillkührlich etwas thun ..."

„Wir?"

„Ja ... und deßhalb sagte ich zu Dir: ich be-

fürchte, wir dürften die Ursache der Unruhe der Frau von Dagobert sein."

„Wie so?"

„Höre, meine Schwester . . . Gestern wollte Madame Françoise an den groben Säcken nähen, welche hier auf dem Tische liegen . . ."

„Ja . . . und nach Verlauf einer halben Stunde sagte sie uns ganz traurig, sie könnte nicht fortfahren . . . sie sähe nicht deutlich, ihre Augen wären verloren."

„Also kann sie nicht mehr arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen . . ."

„Nein, ihr Sohn, Herr Agricol, unterstützt sie. Er sieht so gut, so heiter, so glücklich aus, daß er sich seiner Mutter weihen darf. Ah, das ist der würdige Bruder unseres Engels Gabriel!"

„Du sollst hören, warum ich von der Arbeit des Herrn Agricol spreche . . . unser guter alter Dagobert hat uns gesagt, bei unserer Ankunft in Paris würde nur noch etwas Münze übrig sein."

„Das ist wahr."

„Er ist also wie seine Frau außer Standes, seinen Unterhalt zu gewinnen; was sollte ein alter Soldat wie er thun?"

„Du hast Recht, er versteht nichts, als uns zu lieben und wie seine Kinder zu pflegen."

„Folglich muß Herr Agricol auch seinen Vater unterstützen . . . den Gabriel ist ein armer Priester, der nichts besitzt und folglich nichts für diejenigen, welche ihn erzogen haben, vermag. Du siehst also, Herr Agricol unterhält allein die ganze Familie."

„Allerdings, es sind übrigens sein Vater, seine Mutter, es ist seine Pflicht und er thut es mit freudigem Herzen."

„Ja, meine Schwester . . . aber uns . . . uns ist er nichts schuldig . . ."

„Was sagst Du, Blanche?"

„Er wird also genöthigt sein, auch für uns zu arbeiten, da wir nichts in der Welt besitzen.“

„Daran dachte ich nicht; das ist richtig.“

„Siehst Du, meine Schwester, unser Vater mag immerhin Marschall und Herzog von Frankreich sein, wie Dagobert sagt; wir mögen immerhin viel von dieser Medaille hoffen; so lange unser Vater nicht hier ist, so lange sich unsere Hoffnungen nicht verwirklicht haben, werden wir nur arme Waisen sein und der braven Familie zur Last fallen, der wir so viel zu danken haben und die im Ganzen so sehr beschränkt ist... daß...“

„Warum unterbrichst Du Dich, meine Schwester?“

„Was ich Dir sagen will, würde andere Personen vielleicht lachen machen, aber Du wirst mich begreifen: als die Frau von Dagobert gestern den armen Rabatjoie fressen sah, sagte sie traurig: „Ach, mein Gott, er ißt so viel, als eine Person!“ Die Art und Weise, wie sie diese Worte sprach, brachte mich beinahe zum Weinen. Urtheile, wie arm sie sind, und wir sollen die Noth noch vermehren.“

Und die zwei Schwestern schauten sich betrübt an, während Rabat-joie sich das Ansehen gab, als verstünde er nicht, was man von seiner Gefräßigkeit sagte.

„Meine Schwester, ich verstehe Dich,“ sprach Rose nach kurzem Stillschweigen. „Nun, man darf Niemand zur Last sein. Wir sind jung, wir haben guten Muth. Wir wollen uns bis zur Entscheidung unserer Lage als Arbeitertöchter betrachten... Im Ganzen ist unser Großvater selbst nur ein Handwerksmann. Wir wollen Arbeit suchen und unser Brod selbst verdienen... Sein Brod verdienen... wie glücklich, wie stolz muß man dabei sein!“

„Gutes Schwesterchen!“ rief Blanche und umarmte Rose; „welch' in Glück! Du bist mir zuvorgekommen... umarme mich!“

„Wie?“

„Dein Vorhaben war auch das meinige... Ja, als ich gestern die Frau von Dagobert so traurig ausrufen hörte, ihr Gesicht wäre verloren, schaute ich Deine sehr großen Augen an, die mich an die meinigen erinnerten, und sagte zu mir selbst: „Wenn die arme Frau unseres alten Dagobert ihr Gesicht verloren hat, so sehen, wie es mir scheint, die Demoiselles Rose und Blanche Simon sehr hell, was eine Ausgleichung bildet,“ fügte Blanche lächelnd bei...

„Und genau genommen sind die Demoiselles Simon nicht so ungeschickt,“ versetzte Rose ebenfalls lächelnd, „daß sie nicht Säcke von grauer Leinwand nähen könnten, die ihnen vielleicht die Finger etwas schinden werden, aber das ist gleichgültig.“

„Du siehst, wir dachten zu zwei, wie immer; ich wollte Dir nur eine Ueberraschung bereiten und warten, bis wir allein wären, um Dir meine Gedanken zu sagen.“

„Ja, aber etwas quält mich dabei.“

„Was denn?“

„Einmal werden Dagobert und seine Frau nicht verfehlen, uns zu sagen: „„Meine Demoiselles, Sie sind nicht dafür geschaffen, grobe, gemeine Leinwandsäcke zu nähen. Pfui!... die Töchter eines Marschalls von Frankreich;““ und wenn wir dann darauf bestehen, so wird man uns antworten: „„wir können Ihnen keine Arbeit geben... wenn Sie wollen, so suchen Sie... meine Demoiselles.““ Und wer wird dann in der größten Verlegenheit sein? die Demoiselles Simon; denn wo sollen wir Arbeit finden?“

„Allerdings, wenn sich Dagobert etwas in den Kopf gesetzt hat...“

„Oh, wenn man ihm hübsch schmeichelt...“

„Ja, bei gewissen Dingen... aber bei anderen ist er zu nichts zu bewegen. Wenn wir ihn auf der Reise abhalten wollten, sich so viel Mühe mit uns zu machen...“

„Meine Schwester," rief Rose, „ein Gedanke, ein vortrefflicher Gedanke."

„Geschwinde, laß hören..."

„Du kennst die junge Arbeiterin, die man die Mayeux nennt, sie scheint so zuvorkommend, so dienstfertig..."

„Oh! ja, und so schüchtern, so bescheiden; man sollte immer glauben, sie befürchte, lästig zu sein, selbst wenn sie einen nur anschaut. Gestern bemerkte sie nicht, daß ich sie beobachtete, sie betrachtete Dich mit einer so gutmüthigen, mit einer so sanften Miene, sie schien so glücklich, daß mir die Thränen vor Rührung in die Augen traten."

„Nun, wir müßten die Mayeux fragen, wie sie es macht, um Aufträge zu finden, denn sicherlich lebt sie von ihrer Arbeit."

„Du hast Recht, sie wird es uns sagen, und wenn wir es wissen, mag Dagobert immerhin zanken, und den Stolzen für uns spielen wollen, wir werden so hartnäckig sein, wie er."

„Ganz richtig, wir müssen Charakter haben, wir müssen ihm beweisen, daß, wie er selbst sagt, Soldatenblut in unsern Adern fließt."

„„Du behauptest, wir werden eines Tages vielleicht reich sein, mein guter Dagobert?"" wollen wir ihm sagen, „„nun! desto besser; wir werden uns mit dem größten Vergnügen dieser Zeit erinnern.""

„Das ist also abgemacht, nicht wahr, Rose? Sobald wir einmal mit der Mayeux allein sind, müssen wir sie in das Vertrauen ziehen und um Auskunft bitten: sie ist eine so gute Person, daß sie es uns nicht abschlagen wird."

„Wenn unser Vater zurückkommt, wird er auch unseren Muth anzuerkennen wissen, daran zweifle ich gar nicht."

„Und er wird uns seinen Beifall spenden, daß wir

uns selbst genügen wollten, als ob wir allein auf der Welt wären."

Bei diesen Worten ihrer Schwester bebte Rose. Eine Wolke der Traurigkeit, beinahe des Schreckens, zog über ihr reizendes Antlitz hin und sie rief:

„Mein Gott! meine Schwester, was für ein furchtbarer Gedanke!"

„Was hast Du denn? Du machst mir bange."

„In dem Augenblicke, wo Du sagtest, unser Vater würde es anzuerkennen wissen, daß wir uns selbst genügen wollten, als ob wir allein auf der Welt wären... kam mir ein schrecklicher Gedanke... ich weiß nicht warum... doch halt... fühle, wie mein Herz schlägt, man sollte glauben, es stehe uns ein Unglück bevor."

„Es ist wahr, Dein armes Herz schlägt mit aller Gewalt... aber woran hast Du denn gedacht, Du erschreckst mich."

„Als wir verhaftet wurden, trennte man uns doch wenigstens nicht, und dann war das Gefängniß ein Zufluchtsort..."

„Ja, ein sehr trauriger, obgleich mit Dir getheilt."

„Aber wenn uns, als wir hier ankamen, ein Zufall... ein Unglück... von Dagobert getrennt hätte; wenn wir uns allein... verlassen, ohne Mittel... in dieser großen Stadt gesehen hätten?"

„Ah! meine Schwester... Du hast Recht... Mein Gott, was wäre aus uns geworden?"

Bei diesem grausamen Gedanken blieben die Schwestern einen Augenblick stumm, niedergeschlagen.

Ihre bis jetzt von einer edeln Hoffnung belebten hübschen Gesichter erbleichten, verdüsterten sich.

Nach langem Stillschweigen hob Rose das Haupt wieder in die Höhe: ihre Augen waren von Thränen feucht.

„Mein Gott," sagte sie mit zitternder Stimme, „warum macht uns dieser Gedanke so traurig, meine

Schwester? Mein Herz ist so beklommen, als ob uns dieses Unglück eines Tages treffen sollte...“

„Ich fühle, wie Du... eine große Bangigkeit in mir... Ach!... alle Beide verloren in dieser ungeheuern Stadt... Was würden wir anfangen?“

„Ruhig... Blanche... keine solche Gedanken... Sind wir nicht hier bei Dagobert... mitten unter diesen guten Leuten?“

„Siehst Du, meine Schwester,“ versetzte Rose mit überlegender Miene, „es ist vielleicht gut, daß uns ein solcher Gedanke gekommen ist.“

„Warum?“

„Wir werden jetzt diese armselige Wohnung um so besser finden, als wir hier vor allen Befürchtungen geschützt sind. Und wenn wir mittelst unserer Arbeit versichert sein dürfen, daß wir Niemand zur Last fallen — was wird uns dann in Erwartung der Ankunft unsere. Vaters fehlen?“

„Es wird uns nichts fehlen... Du hast Recht... aber warum ist uns denn dieser Gedanke gekommen? warum beugt er uns so schmerzlich nieder?“

„Ja... warum? Sind wir im Ganzen denn nicht hier unter Freunden, die uns lieben? Wie können wir denn nun denken, wir würden je allein und verlassen in Paris sein? Ein solches Unglück kann uns unmöglich widerfahren, nicht wahr, meine Schwester?“

„Unmöglich...“ erwiederte Rose bebend, „und wenn man uns am Tage vor unserer Ankunft in jener deutschen Stadt, wo der arme Jovial getödtet wurde, gesagt hätte: „„Morgen werdet Ihr Gefangene sein,““ so würden wir, wie heute, geantwortet haben: „„das ist unmöglich. Ist nicht Dagobert da, um uns zu beschützen? was haben wir zu befürchten?““ Und dennoch, erinnerst Du Dich, meine Schwester, zwei Tage nachher waren wir im Gefängniß in Leipzig.“

„Oh! sprich nicht so, meine Schwester... das macht mir bange.“

Und mit einer gleichzeitigen Bewegung nahmen sich die Schwestern bei der Hand, preßten sich enge an einander an und schauten mit unwillkührlicher Furcht um sich her.

Eine tiefe, seltsame, unerklärliche Angst hatte sie erfaßt, eine unbestimmte Drohung stand vor ihrem Auge, wie eines von den schwarzen Vorgefühlen, die uns so sehr in Schrecken setzen, — wie jene Unglück weissagenden Ahnungen, welche oft ein düsteres Licht auf die geheimnißvollen Tiefen der Zukunft werfen.

Seltsame, unbegreifliche Divinationen, oft eben so schnell vergessen, als gefühlt, die uns aber später, wenn die Ereignisse dieselben rechtfertigen, durch die Erinnerung in ihrer ganzen unheilvollen Bedeutung wieder erscheinen.

. . . .

Die Töchter des General Simon waren noch in die Traurigkeit vertieft, welche diese seltsamen Gedanken in ihnen erregt hatten, als die Frau Dagoberts, aus der Mansarde ihres Sohnes herabkommend, mit schmerzlich verstörten Zügen eintrat.

Achtes Kapitel.

Der Brief.

Als Françoise in die Stube zurückkam, war eine solche Veränderung in ihrem Gesichte vorgegangen, daß sich Rose des Ausrufs nicht enthalten konnte:

„Mein Gott! Madame, was haben Sie denn?“

„Ach! meine lieben Demoiselles, ich kann es Ihnen nicht länger verbergen ...“ und Françoise zerfloß in Thränen; „seit gestern lebe ich nicht mehr; ich erwartete meinen Sohn, wie gewöhnlich, zum Abendbrod ... er ist nicht gekommen. Ich wollte mir nicht

Bayerische Staatsbibliothek

anmerken lassen, wie sehr mich das bereits bekümmerte... von Minute zu Minute erwartete ich ihn... denn seit zehn Jahren ist er nie schlafen gegangen, ohne mich zu umarmen... Einen Theil der Nacht brachte ich hier an der Thüre zu, um zu lauschen, ob ich seinen Tritt nicht hören würde... ich habe nichts gehört... Endlich um drei Uhr warf ich mich auf meine Matratze. Nun habe ich so eben nachgesehen, ob mein Sohn, wie ich allerdings nur sehr schwach hoffte, nicht am Morgen zurückgekommen wäre..."

„Nun, Madame?"

„Er ist nicht gekommen!" antwortete die arme Mutter ihre Augen trocknend. -

Rose und Blanche schauten sich äußerst bewegt an, derselbe Gedanke beschäftigte beide; wenn Agricol nicht zurückkäme, wie sollte diese Familie leben? würden sie dann unter diesen Umständen nicht eine doppelt peinliche Last?

„Vielleicht, Madame," sprach Blanche, „vielleicht blieb Herr Agricol so lange bei der Arbeit, daß es ihm zu spät wurde, um gestern Abend zurückzukehren."

„Oh! nein, nein, er wäre um Mitternacht gekommen, da er wohl wußte, welche Unruhe mir sein Ausbleiben bereiten würde... Ach!... es wird ihm ein Unglück widerfahren sein... vielleicht ist er in der Schmiede verwundet worden; er ist so eifrig, so muthig bei der Arbeit!... ah! mein armer Sohn!!! Und als ob ich nicht genug Angst seinetwegen hätte, muß ich mich auch noch wegen der armen jungen Arbeiterin quälen, welche da oben wohnt."

„Wie, Madame?"

„Als ich meinen Sohn nicht fand, trat ich bei ihr ein, um ihr meinen Jammer zu erzählen, denn sie ist beinahe eine Tochter für mich... ich habe sie nicht gefunden... in der kleinen Kammer, die sie bewohnt, graute der Tag kaum... das Bett war

Bayerische Staatsbibliothek

nicht berührt ... Wohin ist sie so frühe gegangen, sie, die nie ausgeht?"

Rose und Blanche schauten sich mit neuer Unruhe an, denn sie zählten auf die Unterstützung der Mayeux bei dem Entschlusse, den sie gefaßt hatten. Zum Glücke wurden sie, wie Françoise, beinahe in demselben Augenblick beruhigt, denn nach zweimaligem bescheidenem Klopfen an die Thüre hörte man die Stimme der Mayeux:

„Ist es erlaubt, einzutreten, Madame Françoise?"

Mit einer gleichzeitigen Bewegung liefen Rose und Blanche nach der Thüre und öffneten dem jungen Mädchen.

Rauhreif und Schnee fielen unablässig seit dem vorhergehenden Abend; das Zitzkleid der jungen Arbeiterin, ihr baumwollenes Halstuch, ihre Haube von schwarzem Tulle, welche ihre zwei dicken, kastanienbraunen Zöpfe bedeckte und ihr bleiches, interessantes Gesicht umschloß, waren auch ganz von Wasser getränkt; die Kälte hatte ihre weißen, magern Hände gräulich gemacht; man sah nur an dem Glanze der gewöhnlich so sanften und schüchternen Augen, daß dieses arme, so gebrechliche, so furchtsame Wesen aus der ernsten Bedeutung der Umstände eine ungewöhnliche Energie geschöpft hatte.

„Mein Gott .... woher kommst Du, meine gute Mayeux?" fragte Madame Françoise; „ich wollte soeben nachsehen, ob mein Sohn zurückgekehrt wäre... öffnete Deine Thüre und war ganz erstaunt, Dich nicht zu finden ... Du bist also sehr frühzeitig ausgegangen?"

„Ich bringe Ihnen Nachrichten von Agricol ..."

„Von meinem Sohne?" rief Françoise zitternd, „was ist ihm begegnet? Du hast ihn gesehen? Du hast ihn gesprochen? wo ist er?"

„Ich habe ihn nicht gesehen, aber ich weiß, wo er ist."

Dann, als sie bemerkte, daß Françoise erbleichte, fügte sie bei:

„Beruhigen Sie sich, er befindet sich wohl, er läuft keine Gefahr.“

„Gott sei gepriesen! Herr, Du wirst nicht müde Deiner Barmherzigkeit gegen eine arme Sünderin... vorgestern hast Du mir meinen Gatten zurückgegeben, heute nach einer so grausamen Nacht beruhigst Du mich über das Leben meines Sohnes.“

Bei diesen Worten warf sich Françoise auf die Kniee und bekreuzte sich mit frommer Geberde.

Während des kurzen Stillschweigens, das durch die andächtige Bewegung von Françoise veranlaßt wurde, näherten sich Rose und Blanche der Mayeux und sagten Ihr ganz leise mit einem Ausdrucke rührender Theilnahme:

„Wie naß Sie sind, Sie müssen sehr kalt hahaben... nehmen Sie sich in Acht, damit Sie nicht krank werden.“

„Wir wagten es nicht, Madame Françoise an das Anzünden des Ofens zu erinnern, nun aber wollen wir es ihr sagen.“

Eben so erstaunt, als bewegt von dem Wohlwollen, das ihr die Töchter des Marschall Simon erwiesen, antwortete die Mayeux, empfänglicher, als jede Andere, für den geringsten Beweis von Güte, mit einem Blicke unaussprechlicher Dankbarkeit:

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre guten Absichten, meine Fräulein. Seien Sie unbesorgt: ich bin an die Kälte gewöhnt und überdies so unruhig, daß ich es nicht fühle.“

„Und mein Sohn?“ sagte Françoise, sich erhebend, nachdem sie einige Augenblicke auf den Knieen geblieben war. „Warum hat er die Nacht auswärts zugebracht? Du wußtest also, wo Du ihn finden könntest, meine gute Mayeux? Wird er bald kommen? Warum zögert er?“

„Madame Françoise, ich versichere Sie, daß sich Agricol ganz wohl befindet; aber ich muß Ihnen sagen, daß eine Zeit lang . . .“

„Nun?“

„Fassen Sie Muth, Madame!“

„Ah, mein Gott! . . . ich habe keinen Tropfen Blut in meinen Adern. Was ist denn geschehen? . . . Warum werde ich ihn denn nicht sehen?“

„Ach, Madame er ist verhaftet!“

„Verhaftet!“ riefen Rose und Blanche voll Schrecken.

„Dein Wille geschehe, o Herr, in allen Dingen!“ sprach Françoise. „Aber das ist ein sehr großes Unglück . . . verhaftet . . . er . . . so gut, so rechtschaffen. Und warum ihn verhaften? . . . Das muß ein Mißverständniß sein.“

„Vorgestern,“ antwortete die Mayeux, „habe ich einen anonymen Brief erhalten. Man zeigte mir an, Agricol könne jeden Augenbick wegen seines G e s a n g e s d e r A r b e i t e r verhaftet werden. Wir verabredeten mit einander, daß er zu dem reichen Fräulein der Rue du Babylone gehen sollte, das ihm seine Dienste angeboten hatte. Agricol sollte von der Dame sich eine Caution erbitten, um dadurch das Gefängniß zu vermeiden. Gestern Morgen ist er von hier fortgegangen, um sich zu ihr zu begeben.“

„Du wußtest Alles das, und sagtest mir nichts davon, und er eben so wenig . . . Warum hat man es vor mir verborgen gehalten?“

„Um Sie nicht umsonst zu beunruhigen, Madame Françoise, denn auf die Großmuth dieses Fräuleins rechnend, erwartete ich Agricol jeden Augenblick. Gestern Abend, als ich ihn nicht kommen sah, sagte ich zu mir selbst: Vielleicht halten ihn die Formalitäten, um die Caution zu leisten, so lange zurück . . . Aber die Zeit ging vorüber, er erschien nicht . . . So habe ich diese ganze Nacht gewacht, um ihn zu erwarten.“

„Das ist wahr, meine gute Mayeux, Du hast Dich nicht schlafen gelegt.“

„Ich war zu unruhig ... Auch bin ich diesen Morgen vor Tag, da ich meine Angst nicht überwältigen konnte, ausgegangen. Ich hatte die Adresse dieser jungen Dame in der Rue de Babylone im Kopfe behalten, und dahin lief ich nun.“

„Oh! gut, gut!“ sprach Françoise voll Angst, „Du hast Recht gehabt. Dieses Fräulein sah nach dem, was mir mein Sohn sagte, so gut, so edelmüthig aus...“

Die Mayeux schüttelte traurig den Kopf. Eine Thräne glänzte in ihren Augen und sie fuhr fort:

„Als ich in der Rue de Babylone anlangte, war es noch Nacht. Ich wartete, bis es heller Tag geworden war.“

„Armes Kind... Du, so furchtsam, so gebrechlich,“ sprach Françoise tief gerührt; „so weit gehen und bei so abscheulichem Wetter! Ah, Du bist eine wahre Tochter für mich!“

„Ist denn Agricol nicht auch ein Bruder für mich?“ versetzte die Mayeux sanft erröthend, und fuhr dann fort:

„Als es heller Tag war, wagte ich es, an der Thüre des kleinen Pavillon zu läuten. Ein reizendes junges Mädchen, dessen Antlitz jedoch bleich und traurig erschien, öffnete mir. „„Mademoiselle, ich komme im Namen einer unglücklichen, verzweifelnden Mutter,““ sagte ich sogleich, um ihre Theilnahme zu erregen, denn ich war so ärmlich gekleidet, daß ich wie eine Bettlerin weggeschickt zu werden befürchten mußte. Als ich aber im Gegentheil sah, daß mich das junge Mädchen gütig anhörte, so fragte ich, ob nicht am Tage zuvor ein junger Arbeiter hier erschienen wäre, um die Gebieterin des Hauses zu bitten, ihm einen großen Dienst zu leisten. „„Ach ja,““ antwortete das Mädchen, „„meine Gebieterin war im

Begriffe, das zu thun, was er von ihr verlangte; als sie aber erfuhr, daß man ihn suchte, um ihn zu verhaften, so ließ sie den jungen Menschen sich verbergen. Unglücklicher Weise wurde sein Versteck entdeckt, und gestern Abend um vier Uhr hat man ihn verhaftet und nach dem Gefängnisse geführt.""

Obgleich die Waisen keinen unmittelbaren Antheil an diesem traurigen Gespräche nahmen, so las man doch in ihren immer trüber werdenden Gesichtern, in ihren immer unruhigeren Blicken, wie sehr sie unter dem Kummer der Frau Dagoberts litten.

„Aber die junge Dame?" rief Françoise. „Du hättest es versuchen sollen, sie zu sehen, meine gute Mayeux, Du hättest sie bitten sollen, meinen Sohn nicht zu verlassen... Sie ist so reich, und muß folglich auch mächtig sein. Ihre Protection kann uns von einem furchtbaren Unglücke retten."

„Ach!" erwiederte die Mayeux mit schmerzlicher Bitterkeit: „man muß auf diese Hoffnung Verzicht leisten."

„Warum?.... da diese junge Dame so gut ist," entgegnete Françoise. „Sie wird Mitleid haben, wenn sie erfährt, daß mein Sohn die einzige Stütze einer ganzen Familie ist, und daß das Gefängniß für ihn eine größere Unannehmlichkeit zur Folge hat, als für jeden Andern, da es uns in das äußerste Elend versetzt."

„Diese Dame," erwiederte die Mayeux, „hat man, wie mir das junge Mädchen weinend erzählte, in eine Heilanstalt gebracht. Es scheint, sie ist verrückt..."

„Verrückt?.. ah! das ist furchtbar... für sie und auch für uns; denn jetzt, da dort nichts mehr zu hoffen ist, was soll aus uns werden.. ohne meinen Sohn... mein Gott, mein Gott!"

Und die unglückliche Frau verbarg ihr Antlitz

zwischen ihren Händen. Nach dem herzzerreißenden Ausrufe von Françoise herrschte eine tiefe Stille.

Rose und Blanche wechselten einen wehmüthigen Blick, welcher ihren tiefen Kummer ausdrückte, denn sie bemerkten, daß durch ihre Anwesenheit die furchtbare Verlegenheit dieser Familie immer mehr zunahm.

Von Müdigkeit niedergebeugt, eine Beute so vieler schmerzlicher Aufregungen, bebte die Mayeux unter ihren nassen Kleidern, setzte sich niedergeschlagen auf einen Stuhl und dachte über die verzweifelte Lage dieser Familie nach. Diese Lage war allerdings eine höchst grausame. In Zeiten politischer Unruhen, wo Aufregungen, veranlaßt in den Arbeiterklassen durch ein gezwungenes Feiern oder durch die ungerechte Herabsetzung der Löhne, die ihnen ungestraft die mächtige Coalition der Kapitalisten auflegt, sind oft ganze Familien durch einen Untersuchungsarrest in einer eben so beklagenswerthen Lage, als dies bei der Familie von Dagobert durch die Verhaftung von Agricol der Fall war, welche übrigens, wie man später sehen wird, von den Manoeuvres von Rodin und den Seinigen herrührte.

Es ist in Beziehung auf den Untersuchungsarrest, welcher häufig rechtschaffene, fleißige Arbeiter trifft, die meistens zu der ärgerlichen Nothwendigkeit von Verbindungen durch Mangel an Organisation der Arbeit und durch die Unzulänglichkeit der Löhne getrieben werden, unserer Ansicht nach äußerst peinlich, sehen zu müssen, daß das Gesetz, welches für Alle gleich sein soll, den Einen das verweigert, was es den Andern bewilligt. weil diese über eine gewisse Summe Geldes verfügen können.

Unter verschiedenen Umständen kann der reiche Mann mittelst einer Caution der Langweile, den Unannehmlichkeiten einer Präventiv-Einkerkerung entgehen. Er legt eine Summe Geldes nieder, er gibt sein Ehren-

wort, sich an einem bestimmten Tage zu stellen, und kehrt zu seinen Vergnügungen, zu seinen Geschäften oder zu den süßen Freuden der Familie zurück...

Ganz vortrefflich: jeder Angeklagte wird zum voraus als unschuldig angenommen; man kann nicht genug von dieser nachsichtigen Maxime durchdrungen sein.

Sehr gut für den Reichen, da er die Wohlthat des Gesetzes benützen kann.

Aber der Arme?...

Er kann nicht nur keine Caution leisten, denn er hat kein anderes Kapital, als seine tägliche Arbeit, sondern gerade für ihn, den Dürftigen, ist die Strenge eines Untersuchungarrestes von viel unseligeren, furchtbaren Folgen begleitet.

Für den reichen Mann ist das Gefängniß der Mangel an Behaglichkeit... es ist die Langweile, es ist der Aerger, von den Seinigen getrennt zu sein... Das verdient allerdings Theilnahme. Jede Pein ist zu bemitleiden, und die Thränen des von seinen Kindern getrennten Reichen sind ebenso bitter, als die Thränen des Armen, den man von seiner Familie entfernt hat.

Aber die Abwesenheit des Reichen verdammt die Seinigen nicht zum Fasten, nicht zu der Kälte, nicht zu den unheilbaren Krankheiten, welche durch die Erschöpfung und durch den Mangel erzeugt werden.

Für den Handwerksmann dagegen ist das Gefängniß die Noth, die Entblößung, zuweilen der Tod der Seinigen.

Da er nichts besitzt, so kann er keine Caution leisten und man sperrt ihn ein...

Aber wenn er, wie dies häufig der Fall ist, einen alten Vater oder eine gebrechliche Mutter, eine kranke Frau oder Kinder in der Wiege hat?

Was soll aus dieser unglücklichen Familie werden? Sie konnte kaum von Tag zu Tag von dem

Lohne dieses Menschen, von einem beinahe immer unzulänglichen Lohne leben. Und nun fehlt plötzlich die einzige Stütze auf drei bis vier Monate.

Was soll diese Familie thun?

Zu wem soll sie ihre Zuflucht nehmen?

Was soll aus diesen gebrechlichen Greisen, aus diesen siechen Frauen, aus diesen kleinen Kindern werden, die außer Stands sind, ihr tägliches Brod zu verdienen? Finden sich zufällig einige Kleidungsstücke und etwas Wäsche im Hause, so trägt man Alles nach dem Mont de Piété. Mit diesem Mittel lebt man eine Woche... aber dann?

Und wenn der Winter diesem furchtbaren, unvermeidlichen Elend seine Strenge beifügt?

Dann sieht der gefangene Arbeiter in Gedanken während seiner langen, schlaflosen Nächte die, welche ihm theuer sind, mager, abgezehrt, vom Hunger erschöpft, nackt auf einem schmutzigen Strohsack liegen, wo sie, sich nahe an einander drängend, gegenseitig ihre eisigen Glieder zu erwärmen suchen.

Und wenn dann der Arbeiter freigesprochen das Gefängniß verläßt, so findet er die Zerstörung, die Trauer bei der Rückkehr in seiner armseligen Wohnung.

Und dann sind nach einem so langen Feiern seine Arbeitsverbindungen abgebrochen. Wie viel verlorene Tage bedarf er, um wieder Beschäftigung zu finden! Und ein Tag ohne Arbeit ist ein Tag ohne Brod.

Wir müssen wiederholen, wenn das Gesetz unter gewissen Umständen denjenigen, welche reich sind, die Wohlthat der Caution nicht darböte, so könnte man nur über unvermeidliche Uebel seufzen; aber da das Gesetz sich herbeiläßt, diejenigen, welche eine gewisse Summe Geldes besitzen, provisorisch frei zu geben, warum beraubt es dieses Vortheils andere Menschen, für welche die Freiheit unentbehrlich ist, weil die Freiheit für sie das Leben und die Existenz ihrer Familie in sich schließt.

Giebt es für diesen beklagenswerthen Zustand der Dinge ein Gegenmittel? Wir glauben es.

Das Minimum der von dem Gesetze geforderten Caution beträgt **fünfhundert Franken.**

Fünfhundert Franken stellen nun im Durchschnitt sechs Monate Arbeit eines fleißigen Handwerkers dar.

Wenn er eine Frau und zwei Kinder hat (das ist ebenfalls die mittlere Summe seiner Lasten), so ist es für ihn offenbar materiell unmöglich, je eine solche Summe erspart zu haben.

Von ihm fünfhundert Franken fordern, um ihm die Freiheit zu bewilligen, seine Familie zu ernähren, heißt ihn also in Wirklichkeit außerhalb der Wohlthat des Gesetzes stellen, ihn, der mehr als jeder Andere das Recht haben sollte, dieselbe zu genießen, wegen der unglücklichen Folgen, welche sein Untersuchungsarrest für die Seinigen nach sich zieht.

Wäre es nicht billig, menschlich, wäre es nicht ein edles, heilsames Beispiel, in allen Fällen, wo die Caution zugelassen ist (und wenn die Rechtschaffenheit des Angeklagten auf eine ehrenvolle Weise bekräftigt werden kann), anzunehmen: die moralischen Garantieen von denjenigen, welchen ihre Armuth nicht gestattet, materielle Garantieen anzubieten, und welche kein anderes Kapital besitzen, als ihre Arbeit und ihre Rechtschaffenheit, anzunehmen ihr Wort als ehrliche Leute, sich am Tage des Gerichts einzufinden?

Wäre es nicht sittlich und groß, besonders in solchen Zeiten, den Werth des Gelöbnisses zu erhöhen und den Menschen in seinen eigenen Augen genugsam zu erheben, daß sein Eid als hinreichende Garantie betrachtet würde?

Sollte man die Würde des Menschen so sehr verkennen, daß man über eine Unmöglichkeit zu schreien sich veranlaßt fände? Wir fragen, ob man viele Kriegsgefangene auf Ehrenwort meineidig gesehen hat? und

ob diese Soldaten und Officiere nicht beinahe insgesammt Kinder des Volkes waren?

Ohne auf irgend eine Weise die Tugend des Schwures bei den fleißigen, rechtschaffenen und armen Klassen zu übertreiben, sind wir doch überzeugt, daß die von dem Angeklagten übernommene Verbindlichkeit, am Tage des Gerichts zu erscheinen, stets nicht nur treu und redlich erfüllt, sondern auch mit tiefer Dankbarkeit anerkannt werden würde, da seine Familie in Folge der Nachsicht des Gesetzes nicht durch seine Abwesenheit gelitten hätte.

Es ist überdies eine Thatsache, auf welche Frankreich stolz sein darf: eben so schlecht belohnt, wie die Armee, ist seine bürgerliche Magistratur unterrichtet, unbestechlich, human und unabhängig. Sie hat das Bewußtsein ihrer nützlichen und wichtigen Aufgabe. Mehr als jeder andere Körper vermag und weiß sie auf eine theilnehmende Weise die ungeheuern Uebel und Schmerzen der arbeitenden Klassen der Gesellschaft, mit denen sie so häufig in Berührung kommt, zu würdigen.

Man würde also diesen Behörden nicht zu große Ausdehnung verleihen, wenn man ihnen die Schätzung der Fälle anheimstellte, wo die moralische Caution, die einzige, welche der dürftige, ehrliche Mann zu leisten im Stande ist, zuläßig wäre.

Wenn endlich diejenigen, welche die Gesetze machen, und diejenigen, welche uns regieren, eine so verletzende Meinung von den Folgen hätten, daß sie mit kränkender Verachtung die Gedanken, welche wir hier zu Tage fördern, zurückweisen würden, könnte man dann nicht wenigstens das Verlangen stellen, das Minimum der Caution so sehr herabzusetzen, daß es für diejenigen erreichbar würde, welche es so sehr nöthig haben, der unfruchtbaren Strenge eines Untersuchungsarrestes zu entgehen?

Könnte man nicht als äußerste Gränze den mitt-

lern Lohn eines Arbeiters während eines Monats annehmen?

Es sei: etwa achtzig Franken.

Das wäre immer noch übermäßig. Aber mit Hülfe von Freunden, mit Hülfe des Mont de Piété, mit Hülfe einiger Vorschüsse würden sich am Ende achtzig Franken finden, selten allerdings, aber doch wenigstens zuweilen, und das hieße immerhin einige Familien furchtbarem Elend entreißen.

Hienach gehen wir wieder zu der Familie von Dagobert über, welche in Folge des Untersuchungsarrestes von Agricol sich in so verzweifelter Lage befand.

. . . .

Die Bangigkeit der Frau Dagoberts nahm immer mehr zu, je mehr sie sich die Sache überlegte, denn man sieht, daß sich, die Töchter des General Simon mitgerechnet, vier Personen von allen Mitteln entblößt fanden. Aber man muß gestehen, die vortreffliche Frau dachte weniger an sich, als an den Kummer, den ihrem Sohne der Gedanke an ihre beklagenswerthe Lage bereiten müßte.

In diesem Augenblick klopfte man an die Thüre.

„Wer ist da?“ rief Françoise.

„Ich, Madame Françoise, ich... der Vater Lorrain.“

„Nur herein,“ erwiederte die Frau Dagoberts.

Der Färber, welcher auch die Functionen eines Portiers versah, erschien an der Thüre des Zimmers. Statt an den Armen und Händen eine glänzende, apfelgrüne Farbe zu haben, waren diese heute herrlich veilchenblau.

„Madame Françoise,“ sagte der Vater Lorrain, „da ist ein Brief, den der Weihwasser-Geber von Saint-Merry von dem Herrn Abbé Dubois mit dem Auftrage überbracht hat, Ihnen denselben sogleich einzuhändigen, denn es hätte Eile, meinte er...“

„Ein Brief von meinem Beichtvater?“ sprach

Françoise erstaunt; dann ihn nehmend, fügte sie bei: „Ich danke, Vater Lorrain."

„Brauchen Sie sonst noch etwas, Madame Françoise?"

„Nichts, Vater Lorrain."

„Meinen Diener der ganzen Gesellschaft."

Und der Färber ging ab.

„Mayeux, willst Du mir wohl diesen Brief lesen?" sagte Françoise, sehr beunruhigt durch das Schreiben.

„Ja, Madame."

Das junge Mädchen las, wie folgt:

„Meine liebe Madame Baudoin,

„Gewöhnlich höre ich Sie Dienstags und Sonnabends Beichte, aber ich bin weder morgen noch am Sonnabend frei, kommen Sie also diesen Morgen, sobald als möglich, wenn Sie es nicht vorziehen, eine Woche sich von dem Tribunal der Buße fern zu halten."

„Eine Woche... gerechter Himmel..." rief die Frau Dagoberts, „ach! ich fühle nur zu sehr das Bedürfniß, mich ihm heute in meiner Angst und Unruhe zu nähern."

Dann sich an die Waisen wendend:

„Der gute Gott hat das Gebet erhört, das ich für Sie an ihn gerichtet habe, meine lieben Demoiselles... denn noch heute kann ich mich mit einem würdigen und heiligen Mann über die Gefahren berathen, denen Sie ohne die Erkenntniß ausgesetzt sind... arme, theuere Seelen, so unschuldig und doch so schuldig, obgleich es nicht Ihr Fehler ist... Ach! der Herr ist mein Zeuge, daß mein Herz ebenso sehr für Sie, als für meinen Sohn blutet..."

Rose und Blanche schauten sich verblüfft an, denn sie begriffen die Furcht nicht, welche der Zustand ihrer Seelen der Frau Dagoberts einflößte.

Diese fuhr gegen die Mayeux fort:

„Meine gute Mayeux, Du mußt mir noch einen Gefallen thun.“

„Sprechen Sie, Madame Françoise.“

„Mein Mann hat auf seine Reise nach Chartres den Wochenlohn von Agricol mitgenommen; es war alles Geld, was sich im Hause fand; ich bin überzeugt, daß mein armes Kind keinen Sou bei sich hat... und im Gefängniß braucht er vielleicht etwas... Du nimmst meinen silbernen Becher und das silberne Besteck, die zwei Leintücher, welche noch übrig bleiben, und das flockseidene Halstuch, das mir Agricol zu meinem Namenstag geschenkt hat; Du trägst Alles nach dem Mont de Piété... Ich werde zu erfahren suchen, in welchem Gefängniß mein Sohn sich befindet, die Hälfte der kleinen Summe schicke ich ihm... und der Rest... wird für uns ausreichen, bis mein Mann zurückkommt... Aber wenn er wieder hier ist, wie dann? Welcher Schlag für ihn!... Und mit dem Schlage... die Noth... da mein Sohn im Gefängniß sitzt und meine Augen verloren sind... Herr, mein Gott,“ rief die unglückliche Mutter, mit einem Ausdrucke voll Ungeduld und bitteren Schmerzes, „warum beugst Du mich so nieder?... ich habe Alles gethan, was ich konnte, um Deine Barmherzigkeit, wenn nicht für mich, doch wenigstens für die Meinigen zu verdienen.“

Bald aber machte sie sich diesen Ausruf zum Vorwurf und sie fuhr fort:

„Nein, nein, mein Gott! ich muß Alles annehmen, was Du mir schickst. Vergieb mir diese Klage und strafe nur mich allein.“

„Muth, Madame Françoise,“ sagte die Mayeux, „Agricol ist unschuldig; er kann nicht lange im Gefängniß bleiben.“

„Aber wenn ich bedenke,“ versetzte die Frau Dagoberts, „Du verlierst viel Zeit bei dem Gange nach dem Mont-de-Piété, meine arme Mayeux.“

Ich werde das in der Nacht wieder einholen, ... Madame Françoise; könnte ich denn schlafen, da ich weiß, wie sehr Sie sich härmen? Auch wird mich die Arbeit zerstreuen."

„Aber Du verbrauchst Licht ..."

„Seien Sie unbesorgt, Madame Françoise, ich bin ein wenig voraus," erwiederte das arme Mädchen, das aber hier log.

„Umarme mich wenigstens," sagte die Frau Dagoberts „denn Du bist das Beste, was man auf der Welt finden kann."

Nach diesen Worten eilte Madame Françoise weg.

Rose und Blanche blieben allein mit der Mayeux; endlich war für sie der so ungeduldig erwartete Augenblick gekommen.

Die Frau Dagoberts erreichte bald die Kirche Saint-Merry, wo sie ihr Beichtvater erwartete.

Neuntes Kapitel.

Der Beichtstuhl.

Nichts Traurigeres, als der Anblick der Pfarrkirche Saint-Merry an einem trüben, schneeigen Tage. Einen Augenblick wurde Françoise unter der Pforte durch ein düsteres Schauspiel zurückgehalten.

Während ein Priester einige Worte mit leiser Stimme murmelte, psalmodirten zwei oder drei mit Koth bespritzte Sänger in schmutzigen Chorhemden die Todtengebete mit zerstreuter, verdrießlicher Miene, um einen armseligen Sarg von Tannenholz, den ein Greis und ein Kind in elenden Kleidern allein schluchzend begleiteten.

Der Herr Portier und der Herr Meßner hatten sich, sehr ärgerlich, daß sie durch ein so erbärmliches

Begräbniß belästigt wurden, nicht herbeigelassen, ihre Livrée anzuziehen, und erwarteten gähnend vor Ungeduld die Beendigung der für die Einkünfte der Kirche so gleichgültigen Ceremonie; endlich fielen einige Tropfen auf den Sarg, der Priester gab den Wedel dem Meßner zurück und entfernte sich.

Dann ereignete sich eine von den schmachvollen Scenen, den nothwendigen Folgen eines gemeinen, gotteslästerlichen Handels, eine von den unwürdigen, so häufig vorkommenden Scenen, wenn es sich um die Beerdigung eines Armen handelt, der weder Kerzen, noch Hochamt, noch Geigen bezahlen kann, denn es gibt jetzt Geigen für die Todten.*)

Der Greis reichte dem Meßner seine Hand, um den Wedel zu empfangen.

„Nehmt ... und macht geschwinde," sagte der Mann der Sacristei in seine Finger blasend.

Der Greis war tief erschüttert und äußerst schwach; er blieb einen Augenblick unbeweglich, den Wedel in der zitternden Hand gepreßt haltend. In diesem Sarge lag seine Tochter, die Mutter des Kindes in Lumpen, das an seiner Seite weinte. Das Herz des armen Mannes brach bei dem Gedanken an das letzte Lebewohl. ... Er blieb ohne Bewegung ... krampfhaftes Schluchzen hob seine Brust.

„Vorwärts, beeilt Euch," sprach der Meßner mit rohem Tone, „glaubt Ihr, wir werden hier über Nacht bleiben**)?"

Der Greis beeilte sich.

Er machte das Zeichen des Kreuzes über dem Sarge, bückte sich und gab seinem Enkel den Wedel, aber der Sacristan meinte, die Sache habe lange genug gedauert, nahm den Sprengwedel dem Kinde

*) Bei Saint-Thomas d'Aquin.

**) Historisch.

aus der Hand und hieß die Leichenträger durch ein Zeichen den Sarg aufheben, was auch geschah.

„Das war doch ein Zauberer, der Alte!“ sagte ganz leise der Portier zu dem Meßner, als er wieder an die Sacristei kam; „wir werden kaum Zeit haben, zu frühstücken und uns zu der gebundenen Beerdigung anzukleiden, welche diesen Morgen stattfindet; das lasse ich mir gefallen, das ist ein Todter, wo es sich auch der Mühe lohnt. Die Hellebarde vor!“

„Und die Obersten-Epaulettes, um der Stüble-Vermietherin in das Auge zu stechen, nicht wahr, Bursche?“ fragte der Meßner mit spöttischer Miene.

„Was willst Du, Catillard, man ist schöner Mann, das sieht sich wohl,“ antwortete der Portier triumphirend. „Ich kann die Frauen nicht zu ihrer Ruhe blind machen.“

Die beiden Männer traten in die Sacristei ein.

Der Anblick des Begräbnisses hatte die Traurigkeit von Françoise noch vermehrt.

Als sie in die Kirche eintrat, fand sie nur sieben bis acht Personen auf Stühlen zerstreut in dem feuchten, eisigen Gebäude.

Einer von den Weihwassergebern, ein drolliger alter Kerl, mit weingrünem Gesichte, sagte zu Françoise mit leiser Stimme, als er sie auf den Weihkessel zugehen sah:

„Der Herr Abbé Dubois ist noch nicht im Kasten, beeilt Euch, Ihr bekommt das Erste von seinem Barte.“

Aergerlich über diesen Scherz, dankte Françoise dem unehrerbietigen Sacristan, bekreuzte sich andächtig, machte einige Schritte in die Kirche und kniete auf die Steinplatten nieder, um ihr Gebet zu verrichten, was sie immer that, ehe sie sich dem Tribunal der Buße näherte.

Sobald das Gebet gesprochen war, wandte sie sich nach einer dunkeln Vertiefung, wo man im Schat-

ten einen eichenen Beichtstuhl erblickte, an dessen mit einem Gitter versehener Thüre innen ein schwarzer Vorhang angebracht war. Die zwei Plätze rechts und links waren leer. Françoise kniete auf der rechten Seite nieder und verharrte einige Zeit in bittere Gedanken vertieft.

Nach ein paar Minuten kam ein Priester von hoher Gestalt, mit grauen Haaren und ernster, strenger Physiognomie, in eine lange schwarze Sutane gekleidet, langsam aus einem Seitengange der Kirche hervor.

Ein kleiner, gekrümmter, schlecht gekleideter alter Mann, der sich auf einen Regenschirm stützte, begleitete ihn und sprach ihm zuweilen leise in das Ohr. Dann blieb der Priester stille stehen, um mit tiefer Ehrerbietung zu hören.

Als sie sich in der Nähe des Beichtstuhles befanden und der kleine alte Mann die knieende Françoise erblickt hatte, schaute er den Priester mit fragender Miene an.

„Sie ist es . . ." sagte der Letztere.

„In zwei bis drei Stunden wird man also die zwei jungen Mädchen im Kloster Sainte-Marie erwarten . . . ich zähle darauf," sprach der kleine alte Mann.

„Zu ihrem Heile hoffe ich es," antwortete ernst der Priester und verbeugte sich. Er ging in seinen Beichtstuhl.

Der kleine alte Mann verließ die Kirche.

Dieser kleine alte Mann war Rodin; Saint-Merry verlassend, hatte er sich in die Heilanstalt begeben, um sich zu überzeugen, daß der Doctor Baleinier getreulich seine Instructionen in Beziehung auf Adrienne von Cardoville erfüllte.

Françoise kniete immer noch im Innern des Beichtstuhles; eines von den Seitenlöchern öffnete sich und eine Stimme sprach.

Diese Stimme war die des Priesters, der seit zwanzig Jahren die Frau von Dagobert Beichte hörte und einen unwiderstehlichen, allmächtigen Einfluß über sie ausübte.

„Ihr habt meinen Brief bekommen?“ fragte die Stimme.

„Ja, mein Vater.“

„Gut, ich höre Euch.“

„Segnen Sie mich, mein Vater, denn ich habe gesündigt.“

Die Stimme sprach die Segnungsformel aus.

Die Frau von Dagobert antwortete: Amen! wie es sich geziemt, sagte ihr Confiteor, bis zu mea culpa, gab Rechenschaft von der Art, wie sie ihre Buße erfüllt hatte und kam dann zu der Aufzählung der neuen Sünden, welche sie seit der letzten Absolution begangen.

Denn diese vortreffliche Frau, diese ruhmwürdige Märtyrerin der Arbeit und der mütterlichen Liebe, glaubte beständig zu freveln. Ihr Gewissen war stets von der Furcht geplagt, Gott weiß welche unbegreifliche Sünde begangen zu haben. Diese sanfte, muthige Seele, die nach einem ganzen Leben der Aufopferung in dem Frieden und der Heiterkeit ihrer Seele hätte ruhen sollen, hielt sich für eine große Sünderin und lebte in fortwährender Angst, denn sie zweifelte sehr an ihrem Heile.

„Mein Vater,“ sprach Françoise mit bewegter Stimme, „ich klage mich an, vorgestern Abend mein Gebet nicht verrichtet zu haben ... Mein Gatte, von dem ich seit vielen Jahren getrennt war, ist angekommen ... die Unruhe, die Erschütterung, die Freude bei seiner Rückkehr ließen mich diese große Sünde begehen.“

„Weiter?“ sagte die Stimme mit einem strengen Tone, der Françoise in Unruhe versetzte.

„Mein Vater ... ich klage mich an, in dieselbe

Sünde gestern Abend verfallen zu sein ... ich befand mich in einer tödtlichen Unruhe ... mein Sohn kehrte nicht zurück, ich erwartete ihn von Minute zu Minute, ... die Stunde ging in dieser Unruhe vorüber."

„Ferner?" sagte die Stimme.

„Mein Vater, ich klage mich an, die ganze Woche gegen meinen Sohn gelogen zu haben, indem ich, auf seine Vorwürfe in Beziehung auf meine geschwächte Gesundheit hörend, ihm sagte, ich hätte ein wenig Wein bei meinem Mittagsbrode getrunken. Aber ich habe es vorgezogen, ihm denselben zu lassen; er bedarf desselben mehr, als ich, denn er arbeitet so viel."

„Fahrt fort," sprach die Stimme.

„Mein Vater ... ich klage mich an, diesen Morgen einen Augenblick gegen die Resignation gefehlt zu haben, als ich erfuhr, daß mein armer Sohn verhaftet war ... statt mich in Ehrfurcht und Dankbarkeit der neuen Prüfung zu unterziehen, welche der Herr mir sandte ... habe ich mich leider in meinem Schmerze empört ... und dessen klage ich mich an."

„Schlimme Woche," sagte die Stimme immer strenger, „schlimme Woche ... Stets habt Ihr das Geschöpf vor den Herrn gesetzt ... Fahrt nun fort."

„Ach! mein Vater," sprach Françoise niedergebeugt, „ich weiß es, ich bin eine große Sünderin, und ich befürchte auf dem Wege noch viel schwererer Sünden zu sein."

„Sprecht."

„Mein Mann hat aus dem Innern von Sibirien zwei junge Waisen, Töchter des Herrn Marschall Simon, gebracht ... gestern Morgen forderte ich sie auf, ihr Gebet zu verrichten, und erfuhr von ihnen zu meinen größten Schrecken, zu meiner Verzweiflung, daß sie keines von den Geheimnissen des Glaubens kennen, obgleich sie bereits fünfzehn Jahre alt sind. Nie haben sie sich einem Sacramente genähert, und sie sind nicht einmal getauft, mein Vater!"

„Aber das sind ja Götzendienerinnen,“ rief die Stimme mit einem Tone zornigen Staunens.

„Das ist es gerade, was mich in Verzweiflung bringt, mein Vater; denn ich und mein Mann ersetzen die Aeltern bei diesen jungen Waisen. Wir hätten die Schuld der Sünden zu tragen, die sie begehen dürften, nicht wahr, mein Vater?“

„Ganz gewiß ... da Ihr die Stelle von denjenigen einnehmt, welche über ihre Seele wachen müssen. Der Hirte ist für seine Schafe verantwortlich,“ sagte die Stimme.

„Falls sie eine Todsünde begingen, mein Vater, wären ich und mein Mann einer Todsünde schuldig!“

„Ja,“ sagte die Stimme, „Ihr ersetzt ihren Vater und ihre Mutter, und der Vater und die Mutter sind schuldig aller Sünden, welche ihre Kinder begehen, insofern diese sündigen, weil sie keine christliche Erziehung erhalten haben.“

„Ach! mein Vater ... was soll ich thun? Ich wende mich an Sie, wie an Gott. Jeder Tag, jede Stunde, welche diese armen Mädchen in der Götzendienerei verharren, kann ihre ewige Verdammniß beschleunigen, nicht wahr, mein Vater?“ sprach Françoise mit tief bewegtem Tone.

„Ja,“ antwortete die Stimme, „und diese furchtbare Verantwortlichkeit lastet nun auf Euch und auf Eurem Gatten. Euch sind diese Seelen übergeben.“

„Ach, Herr, erbarme Dich meiner!“ sagte Françoise weinend.

„Ihr müßt nicht verzweifeln,“ entgegnete die Stimme in sanfterem Tone. „Zum Glücke für diese Unglücklichen haben sie Euch auf ihrem Pfade getroffen ... sie werden in Euch und Eurem Gatten gute und fromme Beispiele haben ... denn Euer Gatte, obgleich einst gottlos, übt nun wohl seine religiösen Pflichten, wie ich hoffe?“

„Man muß für ihn beten, mein Vater,“ antwor-

tete Françoise traurig, „die Gnade hat ihn noch nicht berührt . . . Es ist, wie bei meinem armen Kinde, das sie auch noch nicht berührt hat . . . Ach, mein Vater," sagte Françoise ihre Thränen trocknend, „diese Gedanken sind mein schwerstes Kreuz."

„Also practicirt weder Euer Gatte, noch Euer Sohn?" sagte die Stimme mit nachdenklicher Betonung. „Das ist sehr ernst, sehr ernst. Die religiöse Bildung dieser zwei unglücklichen jungen Waisen ist noch ganz zu machen. Sie werden in Eurem Hause jeden Tag beklagenswerthe Beispiele vor den Augen haben. Nehmt Euch in Acht, ich habe es Euch gesagt. Euch sind die Seelen übergeben. Eure Verantwortlichkeit ist unermeßlich."

„Mein Gott, mein Vater, das bringt mich in Verzweiflung; ich weiß nicht, wie ich es machen soll. Kommen Sie mir zu Hülfe, geben Sie mir Ihren Rath. Seit zwanzig Jahren ist Ihre Stimme für mich die Stimme des Herrn."

„Nun, Ihr müßt Euch mit Eurem Manne verständigen und diese Waisen in ein religiöses Haus bringen, wo man sie unterrichten wird."

„Wir sind zu arm, mein Vater, um das Kostgeld zu bezahlen, und unglücklicher Weise hat man meinen Sohn wegen einiger Lieder, die er gemacht, in das Gefängniß gebracht."

„Seht Ihr, wohin die Gottlosigkeit führt? . . ." sprach die Stimme mit strengem Tone . . . „schaut Gabriel an . . . er hat meine Rathschläge befolgt, und zu dieser Stunde ist er das Muster aller christlichen Tugenden."

„Mein Sohn Agricol hat ebenfalls Eigenschaften, mein Vater . . . er ist so gut, so ergeben . . ."

„Ohne Religion," erwiederte die Stimme mit verdoppelter Strenge, „ist das, was Ihr Eigenschaften nennt, nur leerer Schein; bei dem schwächsten

Hauche des Teufels verschwinden sie . . . denn der Teufel wohnt im Grunde jeder Seele ohne Religion."

„Ach, mein armer Sohn!" sagte Françoise weinend. „Ich bete jeden Tag, daß ihn der Glaube erleuchten möge."

„Ich habe es Euch stets gesagt," versetzte die Stimme, „Ihr seid zu schwach gegen ihn gewesen; zu dieser Stunde straft Euch Gott dafür. Ihr hättet Euch von diesem irreligiösen Sohne trennen und nicht seine Gottlosigkeit durch eine Liebe, wie Ihr sie ihm angedeihen laßt, heiligen sollen. Wenn ein Glied vom Brande ergriffen ist, sagt die Schrift, so reiße man sich dasselbe aus."

„Ach! mein Vater, Sie wissen, das ist der einzige Punkt, in welchem ich Ihnen ungehorsam gewesen bin. Ich konnte mich nie entschließen, mich von meinem Sohne zu trennen."

„Euer Heil ist auch ungewiß; doch Gott ist barmherzig, verfallt nicht in denselben Fehler in Beziehung auf die zwei jungen Mädchen, welche Euch die Vorsehung zugeschickt hat, damit Ihr sie von der ewigen Verdammniß rettet, daß sie wenigstens nicht durch Eure schuldbefleckte Gleichgültigkeit in dieselbe versenkt werden."

„Ach! mein Vater, ich habe viel geweint, viel für sie gebetet."

„Das genügt nicht; diese Unglücklichen müssen noch keinen Begriff vom Guten und Bösen haben. Die Seelen dieser Waisen, welche von einer gottlosen Mutter und einem Soldaten ohne Glauben erzogen worden sind, muß ein Abgrund der Schande und der Unreinheit sein."

„Was das betrifft, mein Vater," erwiederte Françoise mit naivem Tone, „beruhigen Sie sich; sie sind sanft, wie die Engel, und mein Mann, der sie seit ihrer Geburt nicht verlassen hat, sagt, es gebe keine bessere Herzen."

„Euer Gatte hat sich während seines ganzen Lebens in der Todsünde befunden," sprach hart die Stimme. „Er besitzt nicht den Charakter, um den Zustand der Seelen zu beurtheilen, und ich wiederhole Euch, da Ihr die Aeltern dieser Unglücklichen ersetzt, so müßt Ihr nicht morgen, sondern heute, zu dieser Stunde, an ihrem Heile arbeiten, wenn Ihr Euch nicht eine furchtbare Verantwortlichkeit zuziehen wollt."

„Mein Gott, das ist wahr, ich weiß es wohl, mein Vater, und diese Furcht peinigt mich wenigstens eben so sehr, als der Schmerz, meinen Sohn verhaftet zu wissen ... Aber was anfangen? Die Mädchen in unserem Hause unterrichten — ich könnte es nicht, es fehlt mir an dem Wissen dazu ... ich habe nur den Glauben, und dann scherzt mein armer Mann in seiner Verblendung über diese heiligen Dinge, die mein Sohn in meiner Gegenwart nur aus Rücksicht für mich achtet ... Noch einmal, mein Vater ... ich beschwöre Euch, kommt mir zu Hülfe ... was soll ich thun? Rathet mir."

„Man kann doch diese zwei jungen Seelen nicht einer furchtbaren Verderbniß preisgeben," antwortete die Stimme nach kurzem Stillschweigen. „Es gibt nicht zwei Mittel zum Heile, es gibt nur eines: man muß sie in ein religiöses Haus bringen, wo sie nur von frommen und heiligen Beispielen umgeben sind."

„Ach, mein Vater, wenn wir nicht so arm wären, oder wenn ich wenigstens noch arbeiten könnte, so würde ich mich bemühen, so viel zu verdienen, daß ich ihr Kostgeld bezahlen könnte, wie ich dies für Gabriel gethan habe ... Leider ist mein Gesicht völlig verloren; aber ich bedenke, mein Vater ... Sie kennen so viele wohlthätige Seelen ... wenn Sie diese zu Gunsten der armen Waisen zu gewinnen vermöchten!"

„Wo ist ihr Vater?"

„Er war in Indien. Mein Mann hat mir ge-

sagt, er müsse demnächst in Frankreich ankommen, doch es ist nicht gewiß... Und dann noch Eines: mein Vater, das Herz würde mir bluten, wenn ich diese armen Kinder unsere Noth theilen sehen müßte... und sie wird groß werden, denn wir leben nur von der Arbeit meines Sohnes."

„Diese jungen Mädchen haben keinen Verwandten hier?" fragte die Stimme.

„Ich glaube nicht, mein Vater."

„Ihre Mutter hat dieselben Eurem Manne anvertraut, um sie nach Frankreich zu bringen?"

„Ja, mein Vater, und er ist gestern genöthigt gewesen, in einer sehr dringenden Angelegenheit, wie er mir sagte, nach Chartres zu reisen."

(Man erinnert sich, daß Dagobert es nicht für passend gehalten hatte, seine Frau über die Hoffnungen zu belehren, welche die Töchter des Marschall Simon auf die Medaille setzen durften, und daß diesen ausdrücklich von dem Soldaten empfohlen worden war, selbst nicht einmal mit Françoise darüber zu sprechen.)

„Also ist Euer Mann nicht in Paris?" versetzte die Stimme nach kurzem Stillschweigen.

„Nein, mein Vater, er wird ohne Zweifel diesen Abend oder morgen früh zurückkommen."

„Hört," sprach die Stimme nach einer neuen Pause, „jede für das Heil dieser zwei jungen Mädchen verlorene Minute ist ein neuer Schritt, den sie auf dem Wege des Verderbens thun... Von einem Augenblick zum andern kann die Hand Gottes auf sie fallen, denn er allein weiß die Stunde unseres Todes, und sollten sie in dem Zustande sterben, in welchem sie sich gegenwärtig befinden, so wären sie vielleicht für die Ewigkeit verdammt. Schon heute muß man also ihre Augen dem göttlichen Lichte öffnen und sie in ein religiöses Haus bringen... Dies ist Eure Pflicht... dies wird Euer Verlangen sein?"

„O ja, mein Vater! . . . aber leider bin ich, wie ich Ihnen sagte, zu arm.“

„Ich weiß, es fehlt Euch weder an Eifer, noch an Glauben, aber wäret Ihr auch im Stande, diese jungen Mädchen zu lenken, so würden doch die gottlosen Beispiele Eures Mannes und Eures Sohnes täglich Euer Werk wieder zerstören . . . Andere müssen also für diese Waisen im Namen der christlichen Barmherzigkeit thun, was Ihr nicht thun könnt, Ihr, die Ihr bei Gott für sie verantwortlich seid.“

„Ach, mein Vater . . . wie dankbar wäre ich, wenn durch Ihre Mitwirkung dieses gute Werk erfüllt würde.“

„Das ist nicht unmöglich . . . denn ich kenne die Superiorin eines Klosters, wo diese Mädchen auf geziemende Weise unterrichtet würden. Das Kostgeld würde man in Betracht ihrer Armuth herabsetzen. Aber so klein es auch sein mag, so muß man es doch bezahlen . . . Dann ist auch noch eine Aussteuer zu liefern . . . das wäre für Euch immer noch zu theuer.“

„Ach ja, mein Vater.“

„Wenn ich etwas von meinen Almosengeldern nähme, wenn ich mich an gewisse edelmüthige Personen wenden würde, so könnte ich die erforderliche Summe vervollständigen und die Aufnahme der Mädchen im Kloster bewerkstelligen.“

„Ah, mein Vater . . . Sie sind mein Retter und der dieser Kinder.“

„Ich wünsche es . . . aber gerade im Interesse ihres Heiles, und damit diese Maßregeln wirksam sein mögen, muß ich mehrere Bedingungen bei der Hülfe stellen, die ich Euch anbiete.“

„Oh! sprechen Sie, mein Vater, sie sind zum voraus angenommen.“

„Erstlich werden sie noch diesen Morgen durch meine Haushälterin, zu der Ihr sie sogleich bringt, in das Kloster geführt.“

„Ach, mein Vater, das ist unmöglich!“ rief Françoise.

„Unmöglich? und warum?“

„In Abwesenheit meines Gatten ...“

„Nun?“

„Ich wage es nicht, einen solchen Entschluß zu fassen ... ohne mich mit ihm zu berathen.“

„Man darf sich nicht nur nicht mit ihm berathen, sondern es muß während seiner Abwesenheit geschehen.“

„Wie, mein Vater, ich sollte seine Rückkehr nicht abwarten können?“

„Aus zwei Gründen,“ antwortete die Stimme streng, „Ihr müßt Euch davor hüten: einmal weil er in seiner verhärteten Gottlosigkeit sich ganz gewiß Eurem weisen und frommen Entschlusse widersetzen würde; dann ist es unerläßlich, daß die zwei Mädchen jede Verbindung mit Eurem Gatten abbrechen, und er darf daher ihren Aufenthaltsort nicht wissen.“

„Aber, mein Vater,“ entgegnete Françoise, in eine furchtbare Verlegenheit versetzt, „meinem Manne hat man diese Kinder anvertraut, und ohne seine Einwilligung über sie verfügen, hieße ...“

Die Stimme unterbrach Françoise:

„Könnt Ihr diese Mädchen bei Euch unterrichten? Ja oder nein?“

„Nein, mein Vater, ich kann es nicht.“

„Sind sie, wenn sie in Eurem Hause bleiben, nicht der Gefahr ausgesetzt, in einer beständigen Unbußfertigkeit zu verharren? Ja oder nein?“

„Ja, mein Vater, sie sind dem ausgesetzt.“

„Seid Ihr für die Todsünden verantwortlich, welche sie begehen können, da Ihr die Stelle ihrer Aeltern vertretet? Ja oder nein?“

„Ach! ja, mein Vater, ich bin vor Gott dafür verantwortlich.“

„Geschieht es im Interesse ihres ewigen Heiles,

daß ich Euch auffordere, sie noch heute in das Kloster zu bringen? Ja oder nein?"

„Es geschieht für ihr Heil, mein Vater."

„Nun so wählt ..."

„Ich flehe Sie an, mein Vater, sagen Sie mir, ob ich das Recht habe, ohne die Einwilligung meines Gatten über sie zu verfügen."

„Das Recht! es handelt sich hier nicht nur von einem Rechte, es handelt sich für Euch um eine heilige Pflicht. Nicht wahr, es wäre Eure Verpflichtung, diese Unglücklichen einer Feuersbrunst zu entreißen, trotz des Verbotes Eures Mannes oder in seiner Abwesenheit? Nun wohl, es ist keine Feuersbrunst, welche den Leib verzehrt, der Ihr sie entreißen müßt, es ist eine Feuersbrunst, worin ihre Seele für die Ewigkeit brennen würde."

„Entschuldigen Sie mich, ich bitte Sie, mein Vater," sagte die arme Frau, bei der Unentschlossenheit und Angst jeden Augenblick zunahmen, „erleuchten Sie mich in meinen Zweifeln, kann ich so handeln, nachdem ich meinem Gatten Gehorsam geschworen habe?"

„Gehorsam für das Gute ... ja; für das Schlimme ... nein! Und Ihr gebt selbst zu, daß durch ihn das Heil dieser Waisen gefährdet, vielleicht unmöglich wäre!"

„Aber, mein Vater," sprach Françoise zitternd, „wenn mein Mann zurückkommt, wird er mich fragen, wo die Waisen sind, ich werde also lügen müssen?"

„Das Stillschweigen ist keine Lüge. Ihr sagt ihm, Ihr könnet seine Frage nicht beantworten."

„Mein Mann ... ist der beste Mensch; aber eine solche Antwort würde ihn außer sich bringen ... er ist Soldat gewesen ... und sein Zorn wird furchtbar sein, mein Vater," entgegnete Françoise, bei diesem Gedanken bebend.

„Und wenn sein Zorn noch hundertmal furchtbarer wäre, müßtet Ihr ihm trotzen, und dürfet Euch rüh-

men, ihn für eine so heilige Sache zu ertragen," rief die Stimme voll Entrüstung. „Glaubt Ihr denn, man erwerbe sein Heil so leicht auf Erden? Und seit wann denkt der Sünder, der aufrichtig dem Herrn dienen will, an Steine und Dornen, an denen er sich quetschen und reißen kann?"

„Vergebung, mein Vater, Vergebung," sprach Françoise mit trauriger Resignation, „erlauben Sie mir noch eine Frage, nur eine einzige. Ach! wenn Sie mich nicht führen, wer wird mich führen?"

„Sprecht."

„Wenn der Herr Marschall Simon ankommt, wird er seine Kinder von meinem Manne fordern. Was kann er ihrem Vater antworten?"

„Wenn der Herr Marschall Simon ankommt, benachrichtigt Ihr mich sogleich, und dann ... werde ich Rath geben; denn die Rechte eines Vaters sind nur insoweit heilig, als er dieselben zum Heile seiner Kinder anwendet. Vor dem Vater, über dem Vater gibt es einen Herrn, dem man zuerst dienen muß. Bedenkt also. Wenn Ihr meinen Vorschlag annehmt, sind die jungen Mädchen gerettet — sie sind Euch nicht mehr zur Last — sie theilen Eure Armuth nicht mehr — sie werden in einem heiligen Hause erzogen, wie dies im Ganzen bei den Töchtern eines Marschalls von Frankreich geschehen muß. Wenn ihr Vater in Paris ankommt und sie wiederzusehen würdig ist, wird er, statt in ihnen Halbwilde, arme Götzendienerinnen zu sehen, fromme, unterrichtete, bescheidene, wohlgezogene Mädchen umarmen, die Gott gefällig die Barmherzigkeit des Herrn für ihren Vater anrufen können, der derselben in hohem Maße bedarf, denn es ist ein Mann der Gewaltthaten, des Krieges und der Schlacht. Nun entscheidet ... Wollt Ihr auf die Gefahr Eurer Seele die Zukunft der jungen Mädchen in dieser und in der andern Welt der gottlosen Furcht vor dem Zorne Eures Gatten opfern?"

Obgleich roh und von Unduldsamkeit befleckt, war doch die Sprache des Beichtigers von Françoise (von ihrem Gesichtspunkte aus) vernünftig und gerecht, weil dieser ehrliche und aufrichtige Priester sich von dem, was er sagte, überzeugt fühlte; ein blindes Werkzeug von Rodin, unwissend, in welcher Absicht man ihn handeln ließ, glaubte er fest, eine heilige Pflicht zu erfüllen, indem er Françoise gleichsam zwingen würde, diese jungen Mädchen in das Kloster zu bringen.

Es war, es ist eine der vortrefflichsten Federkräfte des Ordens, zu dem Rodin gehörte, zu Genossen ehrliche und rechtschaffene Leute zu haben, welche die Machinationen nicht kennen, bei denen sie jedoch die bedeutendsten Rollen spielen.

Seit langer Zeit gewöhnt, dem Einflusse ihres Beichtvaters ihren Willen unterzuordnen, wußte Françoise auf diese letzten Worte nichts zu antworten.

Sie ergab sich also; aber sie bebte vor Angst bei dem Gedanken an den verzweifelten Zorn Dagoberts, wenn er die Kinder nicht mehr in seiner Wohnung finden würde, die ihm eine sterbende Mutter anvertraut hatte.

Je mehr also dieser Zorn und seine Ausbrüche für Françoise furchtbar scheinen würden, desto mehr mußte sie nach der Meinung ihres Beichtvaters eine fromme Demuth darein setzen, sich denselben bloßzustellen.

Sie erwiederte dem Abbé:

„Der Wille Gottes geschehe, mein Vater, und was mir auch begegnen mag . . . ich werde meine Pflicht als Christin erfüllen . . . . wie Sie es mir befehlen.“

„Und der Herr wird Euch belohnen für das, was Ihr in Erfüllung dieser Pflicht vielleicht zu dulden habt. Ihr gelobt also vor Gott, auf keine von den Fragen, Eures Gatten zu antworten, wenn er bei Euch nach dem Aufenthaltsorte der Töchter des Herrn Marschall Simon forschen wird?“

„Ja, mein Vater, ich gelobe es Ihnen," antwortete Françoise schaudernd.

„Und Ihr werdet dasselbe Stillschweigen gegen den General Simon beobachten, falls er zurückkäme und seine Töchter würden noch nicht hinreichend befestigt auf dem guten Wege erscheinen, um ihm zurückgegeben werden zu können?"

„Ja, mein Vater," sprach Françoise mit immer schwächer werdender Stimme.

„Ihr werdet mir überdies Rechenschaft von der Scene geben, welche zwischen Euch und Euerem Manne bei dessen Rückkehr ohne Zweifel vorfällt."

„Ja, mein Vater; wann soll ich die Waisen in Ihr Haus führen?"

„In einer Stunde, ich begebe mich in meine Wohnung, um einen Brief an die Superiorin zu schreiben, den ich meiner Haushälterin zurücklasse; das ist eine sichere Person; sie wird die Mädchen selbst in das Kloster bringen."

. . . .

Nachdem die Frau Dagoberts die Ermahnungen des Priesters über ihre Beichte angehört und Absolution gegen Buße erhalten hatte, verließ sie den Beichtstuhl.

Die Kirche war nicht mehr öde; eine ungeheure Menge drängte sich darin, angezogen von dem Gepränge der Beerdigung, von der der Portier zwei Stunden vorher mit dem Meßner gesprochen hatte.

Mit größter Mühe gelangte Françoise bis zu der prachtvoll geschmückten Kirchenpforte.

Welcher Contrast mit dem bescheidenen Leichenbegängniß des Armen, das sich diesen Morgen so schüchtern unter der Thüre gezeigt hatte!

Die gesammte zahlreiche Geistlichkeit der Pfarrkirche schritt majestätisch vor, um den mit Sammet drapirten Sarg zu empfangen; der Mohr und die Seidenstoffe der Chorröcke und schwarzen Stolen, ihre

glänzenden Silberstickereien funkelten im Scheine von tausend Kerzen.

Der Portier strotzte in seiner glänzenden Livrée mit Epauletten, der Meßner gab sich ihm gegenüber, den Fischbeinstab in der Hand, ein amtliches Ansehen; mächtig erscholl die Stimme der Sänger, welche frische weiße Chorhemden angezogen hatten; die Schnarrtöne der Serpents machten die Fensterscheiben erbeben; man las in dem Gesichte von allen denjenigen, welche Theil haben sollten an dem Jägerrechte dieses reichen Todten, dieses vortrefflichen Todten, dieses Todten erster Klasse, eine zugleich jubilirende und zurückgehaltene Freude, welche noch vermehrt zu werden schien durch die Haltung und die Physiognomie der zwei Erben, großer, starker Bursche von blühender Gesichtsfarbe, die, ohne die Gesetze der reizenden Bescheidenheit zu übertreten, welche die Schamhaftigkeit des Glückes ist, sich in ihren finstern, symbolischen Trauermänteln zu gefallen, zu wiegen schienen.

Trotz ihrer Seelenreinheit und ihres kindlichen Glaubens wurde die Frau Dagoberts schmerzlich berührt durch den empörenden Unterschied zwischen dem Empfang, der dem Sarge des Reichen, und dem, welcher dem Sarge des Armen an der Thüre des Gotteshauses zu Theil wurde, denn wenn es eine Gleichheit gibt, so besteht sie vor dem Tode und der Ewigkeit.

Diese zwei düsteren Erscheinungen vermehrten noch die Traurigkeit von Françoise, die, nachdem es ihr mit Mühe aus der Kirche zu kommen gelungen war, eiligst nach der Rue Brise-Miche zurückkehrte, um dort die Waisen zu holen und zu der Haushälterin ihres Beichtvaters zu bringen, welche sie nach dem Kloster Sainte-Marie führen sollte, das bekanntlich ganz in der Nähe der Heilanstalt des Doctor Baleinier lag, wo Adrienne von Cardoville eingeschlossen war.

Zehntes Kapitel.

Monsieur und Rabat-joie.

Die Kirche verlassend, gelangte die Frau von Dagobert zu dem Eingange der Rue Brise-Miche, wo der Weihwassergeber sie einholte; er lief athemlos herbei, um sie zu bitten, sogleich nach Saint-Merry zurückzukehren, indem der Herr Pfarrer Dubois ihr noch etwas sehr Wichtiges zu sagen hätte.

In dem Augenblick, wo sich Françoise umdrehte, hielt ein Fiacre vor der Thüre des Hauses an, in welchem sie wohnte.

Der Kutscher verließ seinen Sitz und öffnete den Schlag.

„Kutscher," sprach eine dicke, schwarz gekleidete Frau, welche im Wagen saß und einen Mops auf ihrem Schooße hielt, „fragt, ob Madame Françoise Baudoin hier wohne."

„Gut, Frau," antwortete der Kutscher.

Man hat ohne Zweifel Madame Grivois, die erste Kammerfrau der Prinzessin von Saint-Dizier, in Begleitung von Monsieur erkannt, der eine wahre Tyrannei über seine Gebieterin ausübte.

Von dem Kutscher befragt, trat der Färber, den man bereits als Portier hat funktioniren sehen, aus seiner Werkstätte hervor und ging artig an den Kutschenschlag, um Madame Grivois zu antworten, Madame Françoise Baudoin wohne wirklich in diesem Hause, sei aber noch nicht zurückgekehrt.

Der Vater Lorrain war in diesem Augenblick an den Armen, an den Händen und an einem Theile des Gesichtes goldgelb. Der Anblick dieser okerfarbigen Person reizte Monsieur ganz ungemein, und in dem Augenblick, wo der Färber seine Hand auf den Rand des Schlages legte, stieß der Mops ein furchtbares Gekläffe aus und biß ihn in das Faustgelenke.

„Ah! großer Gott!“ rief Madame Grivois ängstlich, während der Vater Lorrain rasch seine Hand zurückzog, „wenn nur nichts Giftiges in der Farbe ist, die Sie an der Hand haben,... mein Hund ist so zart...“

Und sie trocknete sorgfältig die stumpfe Schnauze von Monsieur ab, an der verschiedene gelbe Flecken sichtbar waren.

Sehr wenig befriedigt durch die Entschuldigung, die er von Madame Grivois wegen des schlechten Betragens des Mopses erwartet hatte, sagte der Vater Lorrain, kaum seinen Zorn bemeisternd:

„Madame, wenn Sie nicht zum schönen Geschlechte gehörten, weßhalb ich Sie in der Person dieses häßlichen Thieres achte, würde ich mir das Vergnügen machen, dasselbe beim Schweife zu nehmen, in meinen Farbkessel zu tauchen, der gerade auf dem Feuer steht, und in der Minute einen orangegelben Hund daraus zu machen.“

„Meinen Hund färben!“ rief Madame Grivois, voll Zorn, stieg, Monsieur zärtlich an ihre Brust drückend, aus und maß den Vater Lorrain mit einem wüthenden Blick.

„Aber, Madame, ich habe Ihnen gesagt, Madame Françoise sei noch nicht zurückgekommen,“ sagte der Färber, als er sah, daß sich die Gebieterin des Mopses der finstern Treppe zuwandte.

„Schon gut, ich werde sie erwarten,“ antwortete Madame Grivois trocken. „In welchem Stocke wohnt sie?“

„Im vierten,“ rief der Vater Lorrain, ärgerlich in seine Werkstätte zurückkehrend.

Und er sagte zu sich selbst, gefällig bei diesem verruchten Gedanken lächelnd.

„Ich hoffe, der große Hund des Vater Dagobert wird schlechter Laune sein, diesen schändlichen Mops am Kragen packen und einen kleinen Tanz mit ihm machen!“

Madame Grivois stieg mühsam die schlechte Treppe hinauf, blieb auf jeder Stufe stille stehen, um Athem zu holen, und schaute mit tiefem Ekel um sich her. Endlich erreichte sie das vierte Stockwerk und verweilte einen Augenblick vor der Thüre des niedrigen Zimmers, worin sich die beiden Waisen aufhielten.

Die junge Arbeiterin war damit beschäftigt, die verschiedenen Gegenstände zu sammeln, welche sie nach dem Mont de Piété bringen sollte.

Rose und Blanche schienen glücklich und über die Zukunft beruhigt; sie hatten von der Mayeux erfahren, daß sie, da sie zu nähen verstünden, beide miteinander acht Franken in der Woche gewinnen könnten, eine kleine Summe, welche wenigstens eine Hülfsquelle für die Familie wäre.

Die Anwesenheit von Madame Grivois bei Françoise Baudoin hatte einen neuen Beschluß des Abbé d'Aigrigny und der Prinzessin von Saint-Dizier zum Grunde; sie hatten es für klüger erachtet, Madame Grivois, zu der sie ein blindes Zutrauen hegten, abzuschicken, um die jungen Mädchen bei Françoise zu holen, welche von ihrem Beichtvater unterrichtet werden sollte, daß nicht seine Haushälterin, sondern eine Dame sich bei ihr einfinden würde, der die Mädchen anvertraut werden müßten.

Nachdem sie angeklopft hatte, trat die Vertraute der Prinzessin von Saint-Dizier ein und fragte nach Françoise Baudoin.

„Sie ist nicht zu Hause, Madame," sagte schüchtern die Mayeux, sehr erstaunt über diesen Besuch und die Augen vor dem Blicke der Madame Grivois niederschlagend.

„Dann werde ich warten, denn ich habe sehr wichtige Dinge mit ihr zu besprechen," antwortete Madame Grivois und betrachtete mit eben so viel Neugierde, als Aufmerksamkeit das Gesicht der zwei

Waisen, welche ganz verwirrt ebenfalls die Augen niederschlugen.

Hienach setzte sich Madame Grivois nicht ohne einiges Widerstreben in den alten Lehnstuhl der Frau Dagoberts, und da sie glaubte, sie könnte Monsieur frei lassen, so stellte sie ihn mit großer Zartheit auf den Boden.

Aber ein dumpfes, tiefes, hohles Knurren hinter dem Stuhle machte, daß Madame Grivois wieder aufsprang und der Mops, der in seinem Fette zitterte, ein ängstliches Gekläffe ausstieß und sich mit allen Symptomen von Zorn und Furcht zu seiner Gebieterin flüchtete.

„Wie, ist ein Hund hier?" rief Madame Grivois und bückte sich eilig, um Monsieur wieder aufzunehmen.

Rabat-joie stand, als wollte er selbst auf diese Frage antworten, langsam hinter dem Stuhle auf, wo er lag, und erschien sogleich gähnend und sich streckend.

Bei dem Anblick dieses kräftigen Thieres und zweier Reihen furchtbarer Zähne, die er, den Rachen weit öffnend, mit Wohlgefallen zur Schau zu stellen schien, konnte sich Madame Grivois eines Ausrufs des Schreckens nicht enthalten. Der zänkische Mops hatte Anfangs an allen Gliedern gezittert, als er sich Rabat-joie gegenüber fand. Aber einmal in Sicherheit auf dem Schooße seiner Herrin, fing er an, frech zu bellen und dem sibirischen Hunde die herausforderndsten Blicke zuzuwerfen. Doch der würdige Gefährte des verstorbenen Jovial antwortete verächtlich mit einem neuen Gähnen. Dann beroch er mit einer Art von Unruhe die Kleider der Madame Grivois, wandte Monsieur den Rücken zu und streckte sich zu den Füßen von Rose und Blanche aus, von denen er nun seine großen, gescheiten Augen nicht mehr abwandte, als hätte er ein Vorgefühl von der Gefahr, welche dieselben bedrohte.

„Schicken Sie diesen Hund hinaus," sprach Madame Grivois gebieterisch; „er ärgert den meinigen und könnte ihn beschädigen."

„Sein Sie unbesorgt," antwortete Rose lächelnd. „Rabate-joie ist nicht böse, wenn man ihn nicht angreift."

„Gleich viel!" rief Madame Grivois, „ein Unglück ist bald geschehen. Man darf nur diesen ungeheuren Hund mit seinem Wolfskopfe und seinen furchtbaren Zähnen sehen, und man zittert vor dem Bösen, das er thun kann. Ich sage Ihnen, schicken Sie ihn hinaus."

Madame Grivois hatte die letzten Worte mit einem Tone ausgesprochen, der gar schlimm in den Ohren von Rabat-joie klang. Er knurrte, zeigte die Zähne und wandte den Kopf der ihm unbekannten Frau zu.

„Schweig', Rabat-joie!" rief Blanche.

Eine in diesem Augenblick eintretende neue Person machte dieser Lage der Dinge, worüber die Mädchen sehr in Verlegenheit geriethen, schnell ein Ende.

Der Eintretende war ein Commissionär; er hielt einen Brief in der Hand.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragte die Mayeux.

„Ich habe hier einen sehr dringenden Brief von einem würdigen Manne, dem Gatten der Frau, welche in diesem Zimmer wohnt. Der Färber unten hat mir gesagt, ich möge heraufgehen, obgleich sie nicht zu Hause sei."

„Ein Brief von Dagobert!" riefen Rose und Blanche mit einem lebhaften Ausdrucke von Freude und Vergnügen. „Er ist also zurück! Wo ist er?"

„Ich weiß nicht, ob dieser würdige Mann Dagobert heißt," antwortete der Commissionär, „aber es ist ein alter, decorirter Cavalerist mit grauem Schnurr-

bart. Er ist nur zwei Schritte von hier in dem Bureau der Wagen von Chartres."

„Er ist es!" rief Rose, „geben Sie den Brief."

Der Commissionär übergab den Brief und das junge Mädchen öffnete hastig.

Madame Grivois war wie vom Donner gerührt. Sie wußte, daß man Dagobert entfernt hatte, um den Abbé Dubois sicher auf Françoise wirken lassen zu können. Alles war gelungen. Diese willigte ein, die zwei Mädchen religiösen Händen anzuvertrauen, und in demselben Augenblick kam der alte Soldat an, von dem man glaubte, er würde wenigstens zwei bis drei Tage von Paris entfernt sein. Seine rasche Rückkehr zerstörte auf diese Art die geschickte und fleißige Machination gerade in dem Momente, wo man nur noch die Früchte davon ernten durfte.

„Ah, mein Gott!" rief Rose, nachdem sie den Brief gelesen hatte, „welch' ein Unglück!"

„Was denn, meine Schwester?" rief Blanche.

„Gestern halbwegs Chartres bemerkte Dagobert, daß er seine Börse verloren hatte. Er nahm auf Credit einen Platz, um zurückzukehren, und ersucht seine Frau, ihm Geld auf das Bureau der Diligence zu schicken, wo er wartet."

„Ganz richtig," sprach der Commissionär, „denn der würdige Mann sagte zu mir: Beeile Dich, mein Junge, ich bin, so wie Du mich hier siehst, verpfändet."

„Und nichts... nichts im Hause!" rief Blanche. „Mein Gott, was ist da zu thun?"

Bei diesen Worten hatte Madame Grivois einen Augenblick Hoffnung, welche jedoch alsbald durch die Mayeux wieder zerstört wurde; denn diese deutete auf das Packet, das sie gemacht hatte und sagte: „Beruhigen Sie sich, Mesdemoiselles, hier ist eine Hülfsquelle, das Bureau des Mont de Piété, wohin ich diese Sachen trage, liegt nicht ferne von hier; ich

nehme das Geld und bringe es sogleich Herrn Dagobert. In einer halben Stunde spätestens wird er hier sein."

„Ah, meine liebe Mayeux, Sie haben Recht!" sprach Rose. „Wie gut sind Sie! Sie denken an Alles ..."

„Halt," versetzte Blanche, „die Adresse ist auf dem Briefe des Commissionärs, nehmen Sie diesen."

„Ich danke, Mademoiselle," antwortete die Mayeux und sagte sodann, sich an den Commissionär wendend: „Kehren Sie zu dem Manne zurück, der Sie geschickt hat, und melden Sie ihm, ich werde sogleich im Bureau der Wagen sein."

„Höllische Buckelige," dachte Madame Grivois mit gepreßtem Zorne. „Sie denkt an Alles, ohne sie wäre man der unerwarteten Rückkehr dieses verdammten Menschen entgangen .... Was nun thun? .... Diese Mädchen werden nicht vor der Ankunft der Frau des Soldaten folgen wollen. Schlüge ich ihnen vor, sie sogleich wegzuführen, so würde ich mich einer Weigerung aussetzen und Alles gefährden. Mein Gott! noch einmal, was soll ich thun?"

„Seien Sie unbesorgt," sagte der Commissionär sich entfernend, „ich will den würdigen Mann beruhigen und ihn davon in Kenntniß setzen, daß er nicht lange in dem Bureau verpfändet bleiben wird."

Während die Mayeux sich damit beschäftigte, ihr Packet zu knüpfen und den silbernen Becher nebst dem Bestecke hineinzulegen, blieb Madame Grivois in ein tiefes Nachdenken versunken. Plötzlich war ein leichtes Beben an ihr sichtbar. Ihr seit einigen Augenblicken düsteres Gesicht hellte sich rasch auf. Sie erhob sich, Monsieur immer noch unter dem Arme haltend, und sagte zu den Mädchen: „Da Madame Françoise nicht zurück kommt, so will ich einen Besuch hier in der Nähe machen. Ich werde jedoch bald

wieder zurück sein. Wollen Sie dieselbe davon in Kenntniß setzen."

Nach diesen Worten ging Madame Grivois einige Minuten vor der Mayeux weg.

Eilftes Kapitel.

Der Anschein.

Nachdem die Mayeux die zwei Waisen noch einmal zu beruhigen gesucht hatte, stieg sie, nicht ohne Mühe, die Treppe hinab, denn sie war in ihr Zimmer gegangen, um dem bereits schweren Packet eine wollene Decke beizufügen, die einzige, welche sie besaß, und welche sie einigermaßen vor der Kälte in ihrem eisigen Dachkämmerchen schützte.

Von Angst über das Schicksal Agricols gepeinigt, hatte die Arme am Abend zuvor nicht arbeiten können. Die Qualen der Erwartung, der Hoffnung und der Unruhe verhinderten sie daran. Ihr Tag sollte abermals verloren sein und man mußte doch leben.

Der Kummer, der den Armen dergestalt niederbeugt, daß er ihn der Fähigkeit zu arbeiten beraubt, ist doppelt furchtbar. Er lähmt seine Kräfte und mit diesem durch den Schmerz auferlegten Feiern erscheinen die Entblößung, der Hunger.

Aber die Mayeux, dieses vollkommene und rührende Musterbild evangelischer Pflichterfüllung hatte auch noch sich zu opfern, nützlich zu sein, und fand hiezu Kraft in sich. Die schwächsten, gebrechlichsten Geschöpfe sind zuweilen mit einer ganz außerordentlichen Seelenstärke ausgerüstet. Man sollte glauben, bei diesen physisch schwachen Organisationen beherrsche der Geist den Körper so sehr, daß er ihm eine künstlich erzeugte Energie verleihe.

So hatte die Mayeux seit vier und zwanzig Stunden weder gegessen noch geschlafen. Sie hatte während einer eisigen Nacht unter der Kälte gelitten. Am Morgen hatte sie große Anstrengung, zweimal Paris im Regen und Schnee durchlaufend, um nach der Rue de Babylone zu gehen, ertragen, und dennoch waren ihre Kräfte nicht erschöpft. So ungeheuer ist die Macht des Herzens.

Die Mayeux erreichte die Ecke der Rue Saint-Merry.

Seit dem neuen Complotte der Rue des Prouvaires hatte man in diesem volkreichen Quartiere eine größere Anzahl von Polizeiagenten und Stadtsergenten zur Beobachtung aufgestellt, als dies gewöhnlich der Fall ist.

Die junge Arbeiterin, obgleich gebeugt unter der Last ihres Packes, lief beinahe das Trottoir entlang. In dem Augenblick, wo sie an einem Stadtsergenten vorüber kam, fielen zwei Fünffrankenthaler hinter ihr auf die Erde, welche ihr von einer dicken Frau, die ihr folgte, nachgeworfen wurden.

Sogleich machte die dicke Frau den Stadtsergenten auf die zwei Geldstücke aufmerksam und sagte, lebhaft auf die Mayeux deutend, einige Worte zu ihm.

Dann verschwand diese Frau mit großen Schritten nach der ~~Seite der~~ Rue Brise-Miche zu.

Betroffen über das, was Madame Grivois ihm gesagt hatte (denn sie war es), hob der Stadtsergent das Geld auf, lief der Mayeux nach und rief:

„He! Ihr da! haltet auf, haltet diese Frau auf!"

Bei dem Rufe wandten sich mehrere Personen rasch um. In diesen Quartieren vermehrt sich ein Kern von fünf bis sechs Personen in einer Sekunde und wird bald zu einer beträchtlichen Versammlung.

Da die Mayeux nicht wußte, daß die Aufforderung des Stadtsergenten sie betraf, so beschleunigte

sie nur ihre Schritte, denn sie hatte keinen andern Gedanken, als den, so schnell als möglich nach dem Mont de Piété zu kommen und war bemüht, zwischen den Vorübergehenden durchzuschlüpfen, ohne Jemand zu stoßen, so sehr befürchtete sie die rohen, grausamen Spöttereien, welche häufig ihr Gebrechen hervorrief.

Plötzlich hörte sie, daß ihr mehrere Personen nachliefen, und in demselben Augenblick wurde sie von einer Hand hart an der Schulter gepackt.

Es war der Stadtsergent, von einem Polizeiagenten gefolgt, der auf den Lärmen herbei lief.

Eben so erstaunt als erschrocken, wandte sich die Mayeux um.

Sie befand sich bereits inmitten einer Versammlung, meistens bestehend aus dem müßigen, zerlumpten, schlechten, schamlosen, durch die Unwissenheit und das Elend abgehärteten Pöbel, welcher unabläßig das Pflaster der Straßen tritt. Unter einem solchen Haufen findet man beinahe nie Handwerksleute, denn die fleißigen Arbeiter sind in ihrer Werkstätte oder bei ihren Geschäften.

„Ei, ei, Du hörst nicht, Du machst es wie der Hund von Jean de Nivelle,“ sagte der Polizeiagent und faßte die Mayeux so grob am Arme, daß sie ihr Packet zu ihren Füßen fallen ließ.

Als die Unglückliche furchtsam um sich her schauend sah, daß sie der Zielpunkt aller dieser frechen, höhnischen Blicke war, als sie die Grimassen auf allen diesen gemeinen, unfläthigen Gesichtern gewahr wurde, zitterte sie an allen Gliedern und eine furchtbare Bläße bedeckte ihr Antlitz.

Der Polizeiagent sprach allerdings auf eine rohe Weise mit ihr, aber wie sollte man anders sprechen mit einem armen, verwachsenen, bleichen Mädchen, dessen Züge durch Schrecken und Kummer verstört waren, mit einem elend gekleideten Geschöpfe, das im Winter ein schlechtes, vom Kothe beflecktes, von ge-

schmolzenem Schnee durchnäßtes Kleid trägt, denn die Arbeiterin war sehr weit und sehr lange gegangen.

Der Polizeiagent sagte ~~auch~~ mit strengem Tone, kraft des obersten Gesetzes des äußeren Anscheins, das die Armuth immer verdächtig macht:

„Einen Augenblick, Mädchen, es scheint, Du hast große Eile, da Du Dein Geld fallen läßt, ohne es wieder aufzuheben.“

„Sie hatte es also in ihrem Höcker verborgen,“ rief mit heiserer Stimme ein Schwefelhölzchenhändler, ein abscheuliches, zurückstoßendes Musterstück frühzeitiger Entartung!

Dieser Spaß wurde mit Lachen, Geschrei und Jauchzen aufgenommen, wodurch der Schrecken der Mayeux den höchsten Grad erreichte. Kaum vermochte sie mit schwacher Stimme dem Polizeiagenten, der ihr die zwei Geldstücke zeigte, welche ihm der Stadtsergent übergeben hatte, zu antworten:

„Aber, mein Herr, dieses Geld gehört nicht mir.“

„Du lügst,“ antwortete der Stadtsergent sich ihr nähernd. „Eine ehrwürdige Dame hat es aus Deiner Tasche fallen sehen.“

„Mein Herr, ich versichere Sie, es ist nicht so,“ antwortete die Mayeux zitternd.

„Ich sage Dir, Du lügst,“ rief der Sergent, „von Deinem verbrecherischen, wilden Aussehn betroffen, hat diese Dame sogar auf Dich deutend zu mir gesagt: „„Sehen Sie diese kleine Buckelige an, welche sich mit einem großen Packe flüchtet und Geld fallen läßt, ohne es wieder aufzuheben ... das geht nicht mit natürlichen Dingen zu.““

„Sergent,“ sprach mit seiner heiseren Stimme der Schwefelhölzchenhändler, „Sergent, trauen Sie ihr nicht, betasten Sie ihren Höcker, das ist ihr Magazin. Ich bin überzeugt, daß sie noch Stiefeln, Mäntel, einen Regenschirm und Pendeluhren darin verbor-

gen hat. So eben habe ich die Uhr in ihrem Buckel schlagen hören.

Neues Gelächter, neues Jauchzen, neues Geschrei, denn dieser furchtbare Pöbel ist beinahe stets von einer unbarmherzigen Grausamkeit gegen das, was leidet und fleht.

Der Haufe wuchs immer mehr an. Es war ein rohes Geschrei, ein durchdringendes Pfeifen unter Gassenscherzen.

„Laßt doch sehen, das kostet nichts!"

„Stoßt doch nicht, ich habe meinen Platz bezahlt."

„Stellt die Frau auf einem Gerüste aus, damit man sie sieht!"

„Das ist wahr, man tritt mir auf die Füße. Ich will mein Geld nicht umsonst gegeben haben."

„Zeigt sie doch, oder gebt den Leuten das Geld zurück!"

„Ich will auch davon!"

„Gebt uns von der Aufgeschwollenen!"

Man denke sich dieses unglückliche Geschöpf von so zartem Gemüthe, von so gutem Herzen, von so erhabener Seele, von so schüchternem, furchtsamem Charakter.... genöthigt, diese plumpen Scherze, diese gemeinen Zoten zu hören, allein unter dieser Menge, in dem engen Raume, den sie mit dem Polizeiagenten und dem Stadtsergenten einnahm.

Und dennoch wußte die arme Arbeiterin noch nicht einmal, welcher grausamen Anklage Opfer sie war.

Sie erfuhr es bald, denn der Polizeiagent ergriff den Pack, welchen sie aufgehoben hatte und zwischen ihren zwei zitternden Händen hielt, und sagte mit rauher Stimme zu ihr:

„Was hast Du in diesem Packe?"

„Mein Herr... es ist... ich will... ich..."

In ihrem Schrecken stammelte die Unglückliche und konnte kein Wort finden.

„Ist das Alles, was Du zu antworten hast? das

ist eben nicht viel," sprach der Agent. „Rasch, beeile Dich... öffne Deinem Sacke den Bauch."

Und hienach riß der Polizeiagent, unterstützt von dem Stadtsergenten, das Paket an sich, öffnete es und sagte, während er die Gegenstände aufzählte, die es enthielt:

„Teufel... Leintücher... ein Besteck... ein silberner Becher... ein Shawl... eine wollene Decke... ich denke, der Streich war nicht schlecht. Du bist angezogen, wie eine Lumpensammlerin, und hast Silberzeug. Das laß' ich mir gefallen!"

„Diese Gegenstände gehören nicht Dir?" sagte der Stadtsergent.

„Nein, mein Herr," antwortete die Mayeux, welche fühlte, daß sie ihre Kräfte verlassen; „aber ich..."

„Ah! schlechte Buckelige, Du stiehlst schwerer als Du bist."

„Ich habe gestohlen!!" rief die Mayeux voll Schrecken die Hände ringend... „ich... stehlen!"

„Die Wache! die Wache!" riefen einige Personen.

„Oh! hei! die Kieselsteinhelden!"

„Die Beduinenfresser!"

„Vom Dromedarplatz!"

„Regiment, wo man sich Bückel auf Leben und Tod macht!"

Mitten unter diesem Geschrei, unter diesen Scherzen rückten zwei Soldaten und ein Corporal mit großer Mühe heran. Man sah nur aus dem häßlichen, verworrenen Haufen Bajonnette und Flintenläufe glänzen.

Ein Dienstfertiger hatte den Commandanten des benachbarten Postens benachrichtigt, daß ein beträchtlicher Haufen die Straße versperrte.

„Vorwärts! hier ist die Wache! Marsch, nach dem Posten," sagte der Polizeiagent und nahm die Mayeux beim Arme.

„Mein Herr," rief das arme Kind mit einer von Schluchzen erstickten Stimme, die Hände ringend und auf die Kniee fallend, „mein Herr, Gnade! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen sage... Ihnen erkläre..."

„Du mußt Dich auf dem Posten erklären. Marsch!..."

„Aber, mein Herr... ich habe nicht gestohlen..." rief die Mayeux mit herzzerreißendem Tone. „Haben Sie Mitleid mit mir... mich vor all diesem Volke... wie eine Diebin wegzuführen... Gnade! Gnade!"

„Ich sage Dir, daß Du Dich auf dem Posten erklären wirst. Die Straße ist ganz versperrt. Willst Du wohl gehen? Vorwärts!"

Und die Unglückliche an beiden Händen nehmend, brachte er sie, so zu sagen, wieder auf die Füße.

In diesem Augenblick war es dem Corporal und seinen zwei Soldaten gelungen, durch den Haufen zu dringen, und sie näherten sich dem Stadtsergenten.

„Corporal," sprach der letztere, „führen Sie dieses Mädchen auf den Posten... ich bin Polizeiagent."

„O, meine Herren... Gnade!" sagte die Mayeux, heiße Thränen weinend und die Hände ringend. „Führen Sie mich nicht weg, ohne daß Sie mich erklären lassen... Ich habe nicht gestohlen, mein Gott, ich habe nicht gestohlen... Ich will Ihnen sagen... es ist um Jemand einen Dienst zu leisten... lassen Sie mich Ihnen erklären."

„Ich sage Dir, daß Du Dich auf dem Posten erklären wirst. Willst Du nicht gehen, so schleppt man Dich fort," sprach der Stadtsergent.

Wir müssen darauf Verzicht leisten, diese zugleich gemeine und furchtbare Scene genau zu zeichnen.

Niedergeschmettert, vom Schrecken entkräftet, wurde die Unglückliche von den Soldaten fortgezogen. Bei jedem Schritte bogen sich ihre Beine. Der Sergent und der Polizeiagent mußten ihr den Arm ge-

ben, um sie zu unterstützen, und sie nahm maschinenmäßig diese Unterstützung an.

Das Geschrei, das Gejauchze, das Zischen kamen mit erneuerter Wuth zum Ausbruch.

Dem Ende ihrer Kräfte nahe, marschirte die Unglückliche zwischen den zwei Männern einher, als hätte sie den Berg ihres letzten Leidens zu ersteigen.

Unter diesem nebeligen Himmel, inmitten dieser schmutzigen, von großen, schwarzen Häusern eingefaßten Straße, erinnerte diese häßliche, wimmelnde Volksmasse an die wildesten Nachtbilder von Callot oder Goya. Kinder in Lumpen, weinschwere Weiber, Männer mit finsteren, von niedrigen Leidenschaften durchfurchten, Gesichtern stießen sich, drängten sich, schlugen sich, warfen sich nieder, um heulend und pfeifend diesem beinahe leblosen Opfer, diesem Opfer einer verabscheuungswürdigen Täuschung zu folgen.

Eine Täuschung!! In der That, man zittert bei dem Gedanken, daß solche Verhaftungen, Folgen eines unseligen Irrthums, sich häufig ohne andere Gründe erneuern können, als den Verdacht, welchen der Anschein der Armuth einflößt, oder ohne eine andere Ursache, als eine ungenaue Anzeige.

Wir werden uns stets des jungen Mädchens erinnern, das mit Unrecht als eines schmählichen Gewerbes schuldig erachtet, verhaftet wurde, ein Mittel fand, den Leuten, welche sie führten, zu entkommen, in ein Haus hinaufstieg, wahnsinnig vor Verzweiflung sich zum Fenster hinausstürzte und den Schädel auf dem Pflaster zerschmetterte

. . . .

Nach der gehässigen Anklage, deren Opfer die Mayeux wurde, kehrte Madame Grivois eilig in die Rue Brise-Miche zurück.

Sie stieg die vier Stockwerke hinauf . . . öffnete die Thüre des Zimmers von Françoise . . . was

sah sie? Dagobert bei seiner Frau und den zwei Waisen.

Zwölftes Kapitel.

Das Kloster.

Wir wollen mit zwei Worten die Anwesenheit von Dagobert erklären.

Sein Gesicht trug so sehr das Gepräge militärischer Rechtschaffenheit an sich, daß der Direktor des Bureau der Diligence mit seinem Worte, er werde zurückkommen und den Preis des Platzes bezahlen, vollkommen zufrieden gewesen wäre; aber der Soldat wollte hartnäckig als Pfand, wie er sagte, zurückbleiben, bis seine Frau auf seinen Brief geantwortet hätte. Als aber der Commissionär wieder kam und meldete, man werde das erforderliche Geld bringen, glaubte Dagobert seinem Zartgefühle Genüge geleistet zu haben und lief eilig nach Hause.

Man begreift das Erstaunen von Madame Grivois, als sie in das Zimmer eintretend Dagobert (den sie leicht an dem Portrait erkannte, das man ihr von ihm entworfen hatte), bei seiner Frau und den Waisen erblickte.

Die Angst von Françoise bei dem Anblicke von Madame Grivois war nicht minder tief.

Rose und Blanche hatten der Frau Dagoberts von einer Dame erzählt, welche während ihrer Abwesenheit in einer sehr wichtigen Angelegenheit erschienen wäre. Ueberdieß konnte Françoise, von ihrem Beichtvater unterrichtet, nicht daran zweifeln, daß diese Frau die Person wäre, welche den Auftrag hätte, Rose und Blanche in ein Kloster zu führen.

Ihre Furcht war schrecklich. Entschlossen, den

Rath des Abbé Dubois zu befolgen, hatte sie bange, ein Wort von Madame Grivois könnte Dagobert die Wahrheit enthüllen. Dann war jede Hoffnung verloren; die Waisen blieben in dem Zustande der Unwissenheit und Todsünde, wofür sie sich verantwortlich glaubte.

Dagobert, der in seinen Händen die von Rose und Blanche hielt, stand auf, sobald die Vertraute von Frau von Saint-Dizier eintrat, und schien Françoise mit dem Blicke zu befragen.

Der Augenblick war kritisch, entscheidend, aber Madame Grivois hatte Lehren aus den Beispielen der Frau von Saint-Dizier gezogen. Sie benützte die Eile, mit der sie nach ihrer gehässigen Anzeige gegen die Mayeux die vier Treppen hinaufgestiegen war, und die Aufregung, welche ihr der so unerwartete Anblick Dagoberts verursachte, was ihren Zügen einen lebhaften Ausdruck von Unruhe und Verdruß verlieh, und rief mit bebender Stimme nach kurzem Stillschweigen, das sie dazu anzuwenden schien, um ihre Erschütterung zu dämpfen und ihre Geister zu sammeln:

„Ah! Madame . . . . ich bin Zeuge eines großen Unglücks gewesen . . . entschuldigen Sie meine Unruhe. . . . aber in der That, ich bin so bewegt . . . so grausam bewegt.“

„Mein Gott, was gibt es?“ sagte Françoise mit zitternder Stimme, denn sie hatte gewaltig bange vor einer Indiscretion von Madame Grivois.

„Ich bin vorhin hieher gekommen,“ antwortete diese, „um in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen . . . während ich Sie erwartete, machte eine verwachsene Arbeiterin verschiedene Gegenstände in einem Packe zusammen.“

„Ja, ... allerdings,“ sagte Françoise, „es ist die Mayeux . . . ein vortreffliches, würdiges Geschöpf.“

„Ich dachte es mir, Madame. Hören Sie, was

geschehen ist: da ich sah, daß Sie nicht zurückkamen, entschloß ich mich, einen Gang in die Nachbarschaft zu machen. Ich gehe hinab . . . ich komme in die Rue Saint-Merry... ah, Madame..."

„Nun," fragte Dagobert, „was geschah?"

„Ich bemerke ein Zusammenlaufen . . . ich erkundige mich . . . man sagt mir, ein Stadtsergent habe so eben ein junges Mädchen als Diebin verhaftet. . . man habe sie mit einem Packet überrascht, bestehend aus verschiedenen Gegenständen, welche nicht ihr gehören zu können schienen. . . ich nähere mich. . . was sehe ich? Die junge Arbeiterin, die ich einen Augenblick vorher hier getroffen hatte."

„Ah, das arme Kind!" rief Françoise erbleichend und voll Schrecken die Hände ringend, „welch' ein Unglück!"

„Erkläre Dich," sprach Dagobert zu seiner Frau, „was für ein Packet war das?"

„Wohl, mein Freund, ich muß es Dir gestehen. Da es mir ein wenig knapp ging, so bat ich die arme Mayeux, sogleich verschiedene Gegenstände, deren wir nicht bedürfen, nach dem Mont-de-Piété zu tragen."

„Und man glaubte, sie hätte sie gestohlen!" rief Dagobert, „sie . . . das ehrlichste Mädchen der Welt! das ist abscheulich . . . Aber, Madame, Sie hätten in das Mittel treten, Sie hätten sagen sollen, Sie kennen dieselbe."

„Ich versuchte dies zu thun, mein Herr. Leider wurde ich nicht gehört . . . Der Haufen nahm immer mehr zu . . . Die Wache kam und man führte sie weg."

„Schüchtern und empfindlich wie sie ist kann ihr das den Tod geben!" rief Françoise.

„Ah, mein Gott . . . diese gute Mayeux, die sanfte, die zuvorkommende," sagte Blanche und schaute ihre Schwester mit thränenfeuchten Augen an.

„Da ich nichts für sie zu thun vermochte," versetzte

Madame Grivois, „so eilte ich hieher, um ihnen diesen Irrthum mitzutheilen, der sich übrigens wieder gut machen läßt. Es handelt sich nur darum, so schnell als möglich hinzugehen und das Mädchen zu reclamiren.“

Bei diesen Worten nahm Dagobert lebhaft seinen Hut und wandte sich mit barschem Tone an Madame Grivois:

„Gottes Tod! Sie hätten damit anfangen sollen, uns dies zu sagen. Wo ist das arme Kind? Wissen Sie es?“

„Ich weiß es nicht, mein Herr; aber es herrscht noch solche Aufregung auf der Straße, es finden sich noch so viele Menschen daselbst, daß sie es erfahren können, wenn Sie die Gefälligkeit haben, hinabzugehen und sich darnach zu erkundigen.“

„Was Teufels sprechen Sie von Gefälligkeit, Madame? Das ist meine Pflicht. Armes Kind!“ rief Dagobert. „Wie eine Diebin verhaftet ... das ist furchtbar. Ich will zu dem Polizeicommissär des Quartiers gehen oder auf die Wache, und ich muß sie wohl wieder finden. Man wird sie mir geben und ich bringe sie zurück.“

Hienach ging Dagobert eilig weg.

Ueber das Schicksal der Mayeur beruhigt, dankte Françoise dem Herrn, daß er in Folge dieses Umstandes ihren Gatten entfernt hatte, dessen Gegenwart in diesem Augenblick für sie eine so furchtbare Verlegenheit war.

Madame Grivois hatte Monsieur in den Fiacre gelegt, ehe sie wieder heraufging, denn die Augenblicke waren kostbar. Sie warf Françoise einen bezeichnenden Blick zu, indem sie derselben den Brief des Abbé Dubois übergab, und sagte zu ihr, auf jedes Wort absichtlich einen besondern Nachdruck legend:

„Sie werden aus diesem Briefe ersehen, Madame, was der Zweck meines Besuches war, den ich Ihnen

nicht erklären konnte, worüber ich mir indessen Glück wünsche, da er mich mit zwei reizenden Demoiselles in Verbindung setzt."

Rose und Blanche schauten sich ganz erstaunt an.

Françoise nahm den Brief zitternd. Es bedurfte der dringenden und besonders der drohenden Aufforderungen ihres Beichtigers, um die letzten Skrupel der armen Frau zu besiegen, denn sie bebte bei dem Gedanken an den furchtbaren Zorn Dagoberts. Sie wußte in ihrer Unschuld nur nicht, wie sie sich benehmen sollte, um den Mädchen anzukündigen, daß sie dieser Dame zu folgen hätten.

Madame Grivois errieth ihre Verlegenheit, bedeutete ihr durch ein Zeichen, sie möge sich beruhigen, und sagte zu Rose, während Françoise den Brief ihres Beichtvaters las:

„Wie glücklich wird Ihre Verwandtin sein, Sie zu sehen, meine liebe Demoiselle."

„Unsere Verwandtin, Madame?" fragte Rose immer mehr erstaunt.

„Ei, gewiß, sie hat Ihre Ankunft hier erfahren; da sie aber in Folge einer langen Krankheit immer noch sehr leidet, konnte sie heute nicht selbst kommen und beauftragte mich, Sie abzuholen und zu ihr zu führen ... Leider," fügte Madame Grivois, eine Bewegung der zwei Schwestern wahrnehmend, bei, „wie sie selbst in einem Briefe an Madame Françoise sagt, werden Sie Ihre Verwandtin nur sehr kurz sehen können, und in einer Stunde sind Sie wieder hier zurück. Aber morgen oder später wird sie wohl im Stande sein, auszufahren und hieher zu kommen, um sich mit Madame und ihrem Gatten zu verständigen und Sie in ihre Wohnung zu bringen; denn sie wäre in Verzweiflung, wenn Sie Personen zur Last fallen müßten, welche so gut gegen Sie gewesen sind."

Diese letzten Worte von Madame Grivois machten einen vortrefflichen Eindruck auf die zwei Schwe-

stern. Sie zerstreuten ihre Furcht, Anlaß zu einer grausamen Beengung für die Familie Dagoberts sein zu müssen. Hätte es sich darum gehandelt, das Haus der Rue Brise-Miche ohne Einwilligung ihres Freundes gänzlich zu verlassen, so würden sie ohne Zweifel gezögert haben; aber Madame Grivois sprach bloß von einem Besuche von einer Stunde. Es regte sich also durchaus kein Verdacht in ihnen und Rose sagte zu Françoise:

„Wir können unsere Verwandtin besuchen, ohne die Rückkehr von Dagobert abzuwarten. um ihn davon in Kenntniß zu setzen, nicht wahr, Madame?"

„Allerdings," antwortete Françoise mit schwacher Stimme, „da Sie sogleich wieder hier sein werden."

„Und nun, Madame, werde ich diese lieben Demoiselles bitten, mich gefälligst so bald als möglich zu begleiten; denn ich wünschte sie vor Mittag wieder zurück zu bringen."

„Wir sind bereit, Madame," sprach Rose.

„Gut, Mesdemoiselles, umarmen Sie Ihre zweite Mutter und kommen Sie," sagte Madame Grivois, welche kaum ihre Unruhe bemeistern konnte, denn sie zitterte, Dagobert könnte jeden Augenblick zurückkommen.

Rose und Blanche küßten Françoise. Diese schloß die zwei reizenden, unschuldigen Geschöpfe, welche sie auslieferte, in ihre Arme und konnte kaum ihre Thränen zurückhalten, obgleich sie die tiefe Ueberzeugung hegte, sie handle zu ihrem Heile.

„Gehen wir, Mesdemoiselles," sagte Madame Grivois mit liebevoller Betonung; „eilen wir. „Verzeihen Sie meine Ungeduld, aber ich spreche mit Ihnen im Namen Ihrer Verwandtin."

Die zwei Schwestern verließen das Zimmer, nachdem sie zuvor noch einmal die Frau Dagoberts umarmt hatten, und stiegen, sich an der Hand haltend, hinter Madame Grivois die Treppe hinab, ohne daß

sie es wußten von Rabat-joie gefolgt, der bescheiden an ihrer Ferse ging, denn in Abwesenheit von Dagobert verließ sie das gescheite Thier nie.

Ohne Zweifel aus größerer Vorsicht hatte die Vertraute von Frau von Saint-Dizier ihrem Fiacre befohlen, sie in einiger Entfernung von der Rue Brise-Miche zu erwarten.

In wenigen Sekunden erreichten die Waisen und ihre Führerin den Wagen.

„Ah, Frau," sagte der Kutscher, den Schlag öffnend, „Sie haben da, ohne Ihnen etwas befehlen zu wollen, einen schönen Krüppel von einem Hunde. Seitdem Sie ihn in den Wagen gesetzt haben, schreit er, als ob er verbrannt würde, und sieht aus, als ob er Alles verschlingen wollte."

Monsieur, der die Einsamkeit haßte, ließ allerdings ein klägliches Stöhnen vernehmen.

„Schweig', Monsieur, hier bin ich," sagte Madame Grivois, dann sich an die zwei Schwestern wendend:

„Haben Sie die Güte einzusteigen."

Rose und Blanche stiegen ein.

Ehe dies Madame Grivois ebenfalls that, gab sie dem Kutscher die Adresse des Klosters Sainte-Marie und fügte noch andere Instruktionen bei, als plötzlich der Mops, der bereits mit einer bissigen Miene geknurrt hatte, da die zwei Schwestern in dem Wagen Platz nahmen, mit aller Wuth zu kläffen anfing.

Die Ursache dieses Zorns war ganz einfach. Bis jetzt unbemerkt war Rabat-joie mit einem Male in den Fiacre gesprungen.

Außer sich über diese Kühnheit, seine gewöhnliche Klugheit vergessend, vom Zorn und von der Bosheit hingerissen, fuhr der Mops Rabat-joie an die Schnauze und biß ihn so grausam, daß der brave sibirische Hund, durch den Schmerz wild gemacht, sich auf Monsieur warf, ihn an der Gurgel faßte und mit einem zwei-

maligen Drucke seines mächtigen Rachens völlig erdrosselte, wie dies aus dem letzten Seufzer des bereits halb in seinem Fette erstickten Mopses zu erkennen war.

Alles dies ereignete sich in weniger Zeit, als wir brauchen, um es niederzuschreiben, denn Rose und Blanche waren in ihrem Schrecken kaum im Stande, zweimal: „Hier, Rabat-joie!" zu rufen.

„Ah, großer Gott!" sagte Madame Grivois, sich bei dem Geräusche umwendend, „abermals dieses Ungeheuer von einem Hunde! Er wird Monsieur verwunden, meine Demoiselles! Schicken Sie ihn hinweg ... lassen Sie ihn herausgehen ... wir können ihn unmöglich mitnehmen."

Die Mädchen wußten nicht, in welchem Grade Rabat-joie Verbrecher war, denn Monsieur lag leblos unter einem Sitze. Sie fühlten überdies, daß es nicht schicklich wäre, sich von diesem Hunde begleiten zu lassen, stießen ihn deshalb leicht mit dem Fuße und sagten in ärgerlichem Tone: „Hinaus, Rabat-joie, geh' geschwinde!"

Das treue Thier zögerte Anfangs zu gehorchen. Traurig und flehend schaute es die Waisen mit einer Miene zarten Vorwurfs an, als wollte es sie schmähen, daß sie ihren einzigen Vertheidiger wegschickten; aber auf einen erneuerten strengen Befehl stieg Rabat-joie mit hängendem Schweife aus dem Fiacre. Er fühlte vielleicht, daß er sich ein wenig hart in Beziehung auf Monsieur benommen hatte.

Madame Grivois, der Alles daran lag, schnell das Quartier zu verlassen, stieg eilig in den Wagen, der Kutscher schloß den Schlag, kletterte auf seinen Sitz und der Fiacre rollte rasch fort, während Madame Grivois aus Furcht vor einem Zusammentreffen mit Dagobert kluger Weise die Vorhänge herabließ.

Als diese unerläßlichen Vorsichtsmaßregeln genommen waren, konnte sie an Monsieur denken,

den sie zärtlich und mit jener Zuneigung liebte, welche Leute von boshafter Natur oft für Thiere hegen; denn man sollte glauben, sie concentrirten in ihnen die ganze Liebe, welche sie für Mitmenschen haben müßten. Mit einem Worte: Madame Grivois war leidenschaftlich diesem bissigen, feigen, bösartigen Hunde zugethan, vielleicht wegen einer geheimen Verwandtschaft mit seinen Fehlern. Diese Anhänglichkeit dauerte bereits seit sechs Jahren und schien sich mit dem zunehmenden Alter von Monsieur zu vermehren.

Wir verweilen auf einer scheinbar kindischen Sache, weil oft die geringfügigsten Anläße unselige Wirkungen haben, weil wir dem Leser den ganzen Umfang der Verzweiflung, der Wuth, der Entrüstung dieser Frau, als sie den Tod ihres Hundes erfuhr, begreifiich machen wollen, den Umfang einer Verzweiflung, einer Wuth, einer Entrüstung, dessen schreckliche Folgen die Waisen erfahren konnten.

Der Fiacre rollte seit einigen Sekunden rasch fort, als Madame Grivois, welche sich auf den Vordersitz des Wagens gesetzt hatte, Monsieur rief.

Monsieur hatte vortreffliche Gründe, nicht zu antworten.

„Nun, kleiner Sauertopf,“ sagte Madame Grivois anmuthig, „Du grollst mir . . . es ist nicht mein Fehler, wenn dieser große, häßliche Hund in den Wagen eingedrungen ist, nicht wahr, meine Lieben? Komm, komm, küsse Deine Herrin sogleich, wir wollen Frieden machen, Murrkopf!“

Dasselbe Stillschweigen auf Seiten von Monsieur.

Rose und Blanche fingen an, sich unruhig anzuschauen, sie kannten die etwas rohen Manieren von Rabat-joie, aber sie waren weit entfernt, die wahre Lage der Dinge zu vermuthen.

Mehr erstaunt, als unruhig über die Beharrlichkeit des Mopses in Nichtanerkennung ihrer zärtlichen Rufe bückte sich Madame Grivois, um ihn unter dem

Sitze hervorzuholen, wo sie ihn verdrießlich gekauert glaubte. Sie fühlte eine Pfote, zog sie ziemlich ungeduldig an sich und sagte mit halb scherzhaftem, halb ärgerlichem Tone: „Vorwärts, gutes Thierchen, du gibst diesen lieben Demoiselles einen schönen Begriff von deinem gehäßigen Charakter."

Nach diesen Worten nahm sie den Mops sehr erstaunt über die gleichgültige Morbidezza seines Wesens. Aber wie groß war ihr Schrecken, als sie ihn auf den Schooß gesetzt hatte und sah, daß er bewegungslos war.

„Ein Schlag!" rief sie, „der Unglückliche aß zu viel, ich wußte es wohl!"

Dann sich lebhaft umwendend, rief Madame Grivois: „Kutscher, halt, halt!" ohne zu bedenken, daß der Kutscher sie nicht hören konnte. Endlich hob sie den Kopf von Monsieur in die Höhe, im Glauben, er wäre nur ohnmächtig, und bemerkte mit Schaudern die blutende Spur der tiefen Eindrücke von Zähnen, welche ihr keinen Zweifel mehr über die Ursache des kläglichen Endes ihres Mopses übrig ließen.

Ihre erste Bewegung gehörte ganz dem Schmerz der Verzweiflung. „Todt!..." rief sie, „todt ... er ist bereits kalt ... todt! Ah, mein Gott!"

Und diese Frau weinte.

Die Thränen der Bösen sind Unglück weissagend. Wenn ein Böser weinen soll, muß er gewaltig leiden, und die Reaction dieses Leidens, statt seine Seele abzuspannen, zu erweichen, entflammt ihn zu einem gefährlichen Zorne.

Nachdem die Gebieterin von Monsieur sich einer schmerzlichen Rührung überlassen hatte, fühlte sie in sich einen raschen Uebergang zu Grimm und Haß... ja, Haß, wüthenden Haß gegen die zwei jungen Mädchen, die unschuldige Ursache der Ermordung ihres Hundes; ihre harten Züge wurden so sehr

zu Verräthern an ihren Leidenschaften, daß Blanche und Rose über den Ausdruck ihres vom Zorne purpurroth gewordenen Gesichtes erschracken, als sie, ihnen einen wüthenden Blick zuschleudernd, mit bebender Stimme rief:

„Ihr Hund hat ihn getödtet, doch...“

„Um Vergebung, Madame, seien Sie uns deshalb nicht böse,“ sagte Rose.

„Ihr Hund hat zuerst Rabat-joie gebissen,“ versetzte Blanche mit klagendem Tone.

Der Ausdruck des Schreckens, der in den Zügen der Waisen zu lesen war, brachte Madame Grivois zu sich; sie begriff die traurigen Folgen, welche ihr unkluger Zorn haben könnte. Gerade im Interesse ihres Hasses mußte sie sich Zwang anthun, um den Töchtern des Marschall Simon kein Mißtrauen einzuflößen. Da sie auf ihren ersten Eindruck nicht durch einen zu heftigen Uebergang zurückkommen wollte, so fuhr sie einen Augenblick fort, zornige Blicke auf die zwei Mädchen zu werfen; dann schien ihr Grimm allmählig sich zu legen und einem bitteren Schmerze Platz zu machen; endlich ließ Madame Grivois, ihr Gesicht in den Händen verbergend, einen langen Seufzer vernehmen und schien viel zu weinen.

„Arme Dame!“ sagte Rose ganz leise zu Blanche; „sie weint, sie liebte ohne Zweifel ihren Hund eben so sehr, als wir Rabat-joie lieben.“

„Ach! ja,“ sprach Blanche, „wir haben auch viel geweint, als unser alter Jovial starb.“

Madame Grivois hob nach einigen Minuten den Kopf empor, trocknete wirklich ihre Augen und sagte mit einem bewegten, beinahe liebevollen Tone:

„Entschuldigen Sie, meine Demoiselles, ich konnte eine erste Bewegung der Lebhaftigkeit oder vielmehr heftigen Kummers nicht zurückhalten; denn ich war diesem armen Thiere, das mich seit sechs Jahren nicht verlassen hat, zärtlich ergeben.“

„Wir bedauern dieses Unglück, Madame," versetzte Rose, „und es gereicht uns zum größten Kummer, daß es sich nicht gutmachen läßt."

„Ich sagte so eben zu meiner Schwester, wir wären um so mehr betrübt über Sie, als wir ein altes Pferd hatten, das uns von Sibirien brachte und das wir ebenfalls beweinten."

„Gut, meine lieben Demoiselles, denken wir nicht mehr daran, es ist mein Fehler . . . ich hätte ihn nicht mitnehmen sollen . . . aber er war so traurig entfernt von mir . . . Sie begreifen diese Schwäche . . . wenn man ein gutes Herz hat, so hat man es für die Thiere, wie für die Menschen . . . Auch wende ich mich an Ihr Gefühl, um mir Vergebung wegen meiner Lebhaftigkeit zu erbitten."

„Wir denken nicht mehr daran, Madame. Es macht uns nur Kummer, daß wir Sie so betrübt sehen müssen."

„Das wird vorübergehen, meine lieben Demoiselles, und der Anblick der Freude, welche Ihre Verwandtin fühlen muß, wenn Sie bei ihr erscheinen, wird gewiß dazu beitragen, mich zu trösten. Sie wird so glücklich sein! Sie sind so reizend, und dann scheint der seltsame Umstand Ihrer großen Aehnlichkeit das Interesse noch zu vermehren, das Sie einflößen."

„Sie beurtheilen uns mit zu viel Nachsicht, Madame."

„Nein, gewiß nicht . . . und ich bin überzeugt, daß Sie sich eben so sehr in Ihrem Charakter, als von Gesicht gleichen."

„Das ist ganz einfach, Madame," erwiederte Rose, „seit unserer Geburt haben wir uns nicht eine Minute verlassen, weder bei Tag noch bei Nacht . . . Wie sollte unser Charakter nicht gleich sein!"

„In der That, meine lieben Demoiselles, Sie haben sich nicht eine Minute verlassen?"

„Nie, Madame!"

Und die zwei Schwestern drückten sich die Hand und tauschten ein unbeschreibliches Lächeln aus.

„Mein Gott! wie unglücklich wären Sie dann, wie sehr müßte man Sie beklagen, wenn Sie von einander getrennt würden.“

„O! das ist unmöglich,“ entgegnete Blanche lächelnd.

„Wie! unmöglich?“

„Wer sollte das Herz haben, uns zu trennen?“

„Allerdings, liebe Demoiselles, man müßte äußerst boshaft sein, um das zu thun.“

„O Madame,“ versetzte Blanche lächelnd, „selbst sehr boshafte Leute könnten uns nicht trennen.“

„Desto besser, meine lieben Demoiselles, aber warum?“

„Weil es uns zu großen Kummer machen würde.“

„Es würde uns den Tod bringen.“

„Arme Kinder!“

„Vor drei Monaten hat man uns eingesperrt. Als uns aber der Aufseher des Gefängnisses, der doch sehr hart aussah, erblickte, sagte er: es hieße den Tod dieser Kinder wünschen, wollte man sie trennen... so blieben wir beisammen und fühlten uns so glücklich, als man im Gefängnisse sein kann.“

„Das dient Ihrem vortrefflichen Herzen zum Ruhme und ebenfalls den Personen, welche das ganze Glück ihrer Vereinigung begriffen.“

Der Wagen hielt an.

Man hörte den Kutscher rufen: „Das Thor aufgemacht, wenn's beliebt.“

„Ah, wir sind bei Ihrer theuern Verwandtin angelangt,“ sprach Madame Grivois.

Die zwei Flügel des Thores öffneten sich und der Fiacre rollte bald auf dem Sande eines Hofes hin.

Madame Grivois hatte einen von den Vorhängen aufgehoben. Man sah einen weiten, in seiner Breite durch eine hohe Mauer durchschnittenen Hof, in dessen

Mitte man eine Art von Halle erblickte, welche einen Vorbau bildete und von Gipssäulen getragen wurde. Unter dieser Halle war eine kleine Thüre.

Jenseits der Mauer sah man den First und den Giebel eines großen, von Quadersteinen erbauten Hauses, das im Vergleiche mit dem der Rue Brise-Miche ein wahrer Palast zu sein schien. Blanche sagte auch zu Madame Grivois mit einem Ausdrucke naiver Bewunderung:

„Mein Gott, was für ein schönes Gebäude!“

„Das ist nichts. Sie müssen erst das Innere sehen, da werden Sie etwas ganz Anderes finden,“ antwortete Madame Grivois.

Der Kutscher öffnete den Schlag. Welcher Zorn ergriff Madame Grivois und welches Erstaunen die zwei Mädchen bei dem Anblick von Rabat-joie, welcher gescheiter Weise dem Wagen gefolgt war, und die Ohren gespitzt, den Schweif wedelnd (der Unglückliche!) seine Verbrechen vergessen zu haben und eine Belohnung für seine verständige Treue zu erwarten schien.

„Wie!“ rief Madame Grivois, bei der sich alle Schmerzen erneuerten, „dieser abscheuliche Hund ist dem Wagen gefolgt!“

„Dennoch ein ausgezeichnetes Thier, Frau,“ antwortete der Kutscher. „Der Kerl hat meine Pferde nicht einen Augenblick verlassen... muß dazu dressirt worden sein. Ein gescheiter Hund, dem zwei Menschen nicht bange machen würden... was für ein Brustkasten!“

Aufgebracht über die ungelegenen Lobeserhebungen, welche der Kutscher an Rabat-joie verschwendete, sagte die Gebieterin des verstorbenen Monsieur zu den Waisen: „Ich will Sie zu Ihrer Verwandtin führen lassen; doch warten Sie einen Augenblick in dem Fiacre.“

Madame Grivois ging mit raschen Schritten nach der kleinen Halle und läutete.

Es erschien eine Frau im Nonnengewande und

verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Madame Grivois, die ihr nur die wenigen Worte sagte:

„Hier sind die zwei jungen Mädchen. Die Befehle des Herrn Abbé d'Aigrigny und der Prinzessin lauten, daß sie sogleich und fortan von einander getrennt und in strenge Zellen gebracht... hören Sie, meine Schwester... in strenge Zellen gebracht und der Ordnung der Unbußfertigen unterworfen werden sollen."

„Ich will unsere Mutter davon in Kenntniß setzen und es wird geschehen," antwortete die Nonne sich verbeugend.

„Wollen Sie kommen, meine lieben Demoiselles," sagte Madame Grivois zu den zwei jungen Mädchen, welche verstohlen einige Liebkosungen an Rabat-joie ertheilt hatten, so gerührt waren sie von seinem Instinkte. Man wird Sie zu Ihrer Frau Verwandtin führen und ich hole Sie in einer halben Stunde wieder ab. Kutscher, halte den Hund fest zurück!"

Rose und Blanche, welche sich aussteigend mit Rabat-joie beschäftigten, hatten die Schwester Pförtnerin nicht bemerkt, welche übrigens auch halb hinter der kleinen Thüre verborgen war.

Auch gewahrten die Waisen nicht eher, daß ihre angebliche Einführerin ein Nonnengewand trug, als bis diese sie bei der Hand nahm und über die Schwelle der Thüre treten ließ, welche sich einen Augenblick nachher hinter ihnen schloß.

Sobald Madame Grivois die Waisen in dem Kloster eingeschlossen sah, hieß sie den Kutscher aus dem Hofe herausfahren und sie an dem äußeren Thore erwarten.

Der Kutscher gehorchte. Rabat-joie, welcher Rose und Blanche durch die kleine Thüre der Halle eintreten sah, lief dahin.

Madame Grivois sagte nun zu dem Portier der äußern Ringmauer, einem großen, starken Mann:

„Ihr bekommt zehn Franken, Nicolas, wenn Ihr in meiner Gegenwart diesen Hund todtschlagt, das Thier, welches dort unter der Halle kauert.“

Nicolas betrachtete die gedrungene Gestalt von Rabat-joie, schüttelte den Kopf und antwortete:

„Teufel, Madame, einen Hund von dieser Beschaffenheit todtschlagen, das geht nicht so ganz bequem.“

„Ich gebe Euch zwanzig Franken... aber tödtet ihn... hier... vor mir.“

„Dazu müßte ich eine Flinte haben... doch ich habe nichts bei der Hand, als eine eiserne Stange.“

„Das wird genügen... mit einem Schlage streckt Ihr ihn nieder.“

„Nun, Madame, ich will es immerhin versuchen, aber ich zweifle.“

Nicolas entfernte sich, um seine eiserne Stange zu holen.

„Oh! wenn ich die Kraft hätte!“ sprach Madame Grivois.

Der Portier kam mit seiner Waffe zurück und näherte sich verrätherisch und mit leisem Tritte Rabat-joie, der sich immer noch unter der Halle aufhielt.

„Komm, mein Junge... komm... hier, mein guter Hund,“ sagte Nicolas, mit der linken Hand auf seinen Schenkel klopfend und mit der rechten die Stange hinter sich verborgen haltend.

Rabat-joie erhob sich, schaute Nicolas aufmerksam an, errieth wohl aus seinem Benehmen, daß der Portier etwas Böses gegen ihn im Schilde führte und entfernte sich mit einem mächtigen Sprunge... dann umging er den Feind, sah klar, um was es sich handelte, und hielt sich in der Entfernung.

„Er hat die Lunte gerochen,“ sprach Nicolas, „der Schelm traut nicht. Man kann ihm nicht nahe kommen... das ist schon vorbei.“

„Ihr seid ein ungeschickter Bursche,“ rief Madame

Grivois wüthend und warf Nicolas fünf Franken zu; „aber jagt ihn wenigstens von hier fort.“

„Dergleichen wird leichter sein, als ihn tödten, Madame.“

Verfolgt und ohne Zweifel die Fruchtlosigkeit eines offenen Kampfes erkennend, verließ Rabat-joie den Hof und gewann die Straße. Aber als er einmal hier war und sich, so zu sagen, auf einem neutralen Gebiete fühlte, entfernte er sich trotz der Drohungen von Nicolas nicht weiter von dem Thore, als für ihn nothwendig war, um vor der Stange geschützt zu sein.

Als Madame Grivois, bleich vor Wuth, wieder in den Fiacre stieg, wo die entseelten Ueberreste von Monsieur lagen, sah sie mit eben so viel Grimm, als Trotz Rabat-joie einige Schritte von dem äußern Thore entfernt liegen, das der Portier, nunmehr überzeugt von der Fruchtlosigkeit seiner Verfolgungen, wieder schloß.

Sicher den Weg nach der Rue Brise-Miche mit dem seiner Race eigenthümlichen Verstande zurückzufinden, wartete der sibirische Hund auf die Waisen.

Die zwei Schwestern fanden sich also in dem Kloster Sainte-Marie eingeschlossen, das, wie gesagt, beinahe die Heilanstalt berührte, in welche man Adrienne von Cardoville eingeschlossen hatte.

. . . .

Wir wollen nun den Leser zu der Frau Dagoberts führen; sie erwartete mit grausamer Angst die Rückkehr ihres Gatten, der ihr Rechenschaft von dem Verschwinden der Töchter des Marschall Simon abfordern würde.

Dreizehntes Kapitel.

Der Einfluß eines Beichtvaters.

Die Waisen hatten kaum die Frau Dagoberts verlassen, als diese niederkniete und mit aller Inbrunst zu beten anfing. Ihre lang zurückgehaltenen Thränen floßen reichlich. Trotz ihrer aufrichtigen Ueberzeugung, durch die Auslieferung der zwei Mädchen eine heilige Pflicht erfüllt zu haben, erwartete sie die Rückkehr ihres Mannes mit der größten Furcht. Obgleich durch ihren frommen Eifer verblendet, verbarg sie sich nicht, daß Dagobert gerechte Gründe zu Klage und Zorn hatte, und dann mußte ihm die arme Mutter nebst diesem bereits so peinlichen Umstand auch noch die Verhaftung von Agricol mittheilen, von welcher er nichts wußte.

Bei jedem Geräusche von Tritten auf der Treppe lauschte Françoise bebend. Dann fing sie wieder an, inbrünstig zu beten und flehte zu dem Herrn, ihr die Kraft zu verleihen, um diese neue und harte Prüfung ertragen zu können.

Endlich hörte sie auf der Flur gehen. Sie zweifelte diesmal nicht, daß es Dagobert wäre, setzte sich rasch, trocknete hastig ihre Thränen und nahm einen Sack von grober, grauer Leinwand auf den Schooß, an dem sie zu nähen sich das Ansehen gab, denn ihre ehrwürdigen Hände zitterten dergestalt, daß sie kaum die Nadel halten konnte.

Nach einigen Minuten öffnete sich die Thüre: Dagobert erschien.

Das Gesicht des Soldaten war ernst und traurig. Bei seinem Eintritte warf er seinen Hut heftig auf den Tisch. Anfangs bemerkte er das Verschwinden der Waisen gar nicht, so schmerzlich war er ergriffen.

„Armes Kind... das ist furchtbar!“ rief er.

„Du hast die Mayeux gesehen?... Du hast sie

zurück verlangt?“ sprach Françoise lebhaft, einen Augenblick ihre eigene Furcht vergessend.

„Ja, ich habe sie gesehen, aber in welchem Zustande! es war herzzerreißend. Ich habe sie reclamirt und zwar sehr eifrig, dafür steh' ich Dir; aber man antwortete mir: „„Der Commissär muß vorher zu Ihnen gehen, um...“

Jetzt warf Dagobert einen erstaunten Blick in die Stube, unterbrach sich und sagte zu seiner Frau:

„Halt... wo sind denn die Kinder?“

Françoise fühlte sich von einem eisigen Schauer ergriffen.

Sie sagte mit schwacher Stimme:

„Mein Freund... ich...“

Sie konnte nicht vollenden.

„Rose und Blanche... wo sind sie? Antworte mir doch. Rabat-joie ist auch nicht da.“

„Aergere Dich nicht....“

„Laß hören,“ sprach Dagobert heftig, „Du hast sie mit einer Nachbarin ausgehen lassen. Warum hast Du sie nicht selbst begleitet oder sie gebeten, mich zu erwarten, wenn sie ein wenig spazierengehen wollten ... was ich übrigens ganz wohl begreife... dieses Zimmer ist so traurig... Aber ich bin erstaunt, daß sie weggegangen sind, ohne zuvor Nachricht von der guten Mayeux zu haben, denn sie besitzen wahre Engelherzen. Doch wie bleich bist Du?“ fügte der Soldat, Françoise näher anschauend, bei. „Was hast Du denn, meine arme Frau? Leidest Du?“

Und Dagobert nahm hiebei Françoise zärtlich bei der Hand.

Schmerzlich bewegt von diesen, mit einer rührenden Gutmüthigkeit ausgesprochenen, Worten beugte sie den Kopf und küßte weinend die Hand ihres Gatten.

Immer mehr beunruhigt, als er die heißen Thränen auf seine Hand rinnen fühlte, rief der Soldat:

„Du wartest, Du antwortest mir nicht? Aber sage mir doch, was Dich so sehr betrübt, meine arme Frau? Vielleicht weil ich etwas stark sprach, als ich Dich fragte, warum Du die lieben Kinder mit einer Nachbarin hättest ausgehen lassen? Bei Gott... was willst Du denn? Ihre Mutter hat sie mir sterbend anvertraut... Du begreifst, das ist heilig. Auch bin ich für sie stets wie eine Henne für ihre Küchlein," fügte er lachend bei, um Françoise zu erheitern."

„Und Du hast alle Ursache, sie zu lieben."

„Beruhige Dich also, Du kennst mich. Bei meiner rauhen Stimme bin ich im Grunde doch gutmüthig. Da Du Dich auf diese Nachbarin verlassen kannst, so ist die Sache nur halb schlimm. Aber von nun an, siehst Du, meine liebe Françoise, thue in dieser Beziehung nie mehr etwas, ohne mich zuvor um Rath zu fragen... Diese Kinder haben Dich also gebeten, sie ein wenig mit Rabat-joie spazierengehen zu lassen?..."

„Nein... mein Freund... ich..."

„Wie, nein?... wer ist denn die Nachbarin, der Du sie anvertraut hast. Wohin hat sie die Kinder geführt? wann wird sie dieselben zurückbringen?"

„Ich... weiß nicht..." murmelte Françoise mit erlöschender Stimme.

„Du weißt nicht!" rief Dagobert aufgebracht; dann sich wieder fassend, versetzte er in einem Tone freundschaftlichen Vorwurfes: „Du weißt nicht... Du konntest ihr nicht eine Stunde bestimmen, oder vielmehr Dich nur auf Dich selbst verlassen... und sie Niemand anvertrauen?... Diese Kinder müssen Dich sehr inständig gebeten haben, spazierengehen zu dürfen... Sie wußten, daß ich jeden Augenblick zurückkommen konnte... warum haben sie mich nicht erwartet, Françoise?... Ich frage Dich, warum sie mich nicht erwartet haben? Aber antworte mir doch

... Gottes Tod! Du würdest einen Heiligen zum Fluchen bringen!" rief Dagobert mit dem Fuße stampfend. „Antworte mir doch!"

Der Muth von Françoise war zu Ende. Die dringenden, wiederholten Fragen, welche auf die Entdeckung der Wahrheit hinauslaufen mußten, machten ihr tausend langsame, brennende Qualen. Sie wollte lieber mit einem Schlage zum Schlusse kommen und entschied sich, das Gewicht des Zornes ihres Gatten als demüthiges, ergebenes Opfer zu ertragen, dabei aber dem Versprechen, das sie vor Gott ihrem Beichtiger geleistet hatte, hartnäckig treu zu bleiben.

Sie hatte nicht die Kraft aufzustehen, neigte ihr Haupt, ließ ihre Arme auf beiden Seiten des Stuhles hinabfallen und sagte zu ihrem Gatten mit bebender Stimme:

„Mache aus mir, was Du willst, aber frage mich nicht mehr, was aus diesen Kindern geworden ist ... ich könnte Dir nicht antworten ..."

Wäre der Blitz zu den Füßen des Soldaten gefallen, es hätte keine heftigere, tiefere Bewegung in ihm entstehen können. Er wurde bleich; seine kahle Stirne bedeckte sich mit kaltem Schweiß; den Blick starr, blieb er einige Sekunden unbeweglich, stumm, versteinert.

Dann plötzlich aus dieser ephemeren Erstarrung durch eine Bewegung von furchtbarer Energie hervortretend, nahm er seine Frau bei den beiden Schultern, hob sie so leicht auf, als er eine Feder gehoben hätte, stellte sie aufrecht vor sich und rief gegen sie gebeugt mit einem zugleich furchtbaren und verzweifelnden Tone:

„Die Kinder! ..."

„Gnade! ... Gnade! ..." sagte Françoise mit erloschener Stimme.

„Wo sind die Kinder?" wiederholte Dagobert, zwischen seinen mächtigen Händen den armen, gebrech-

lichen Körper schüttelnd, und fügte mit donnernder Stimme bei:

„Wirst Du antworten?... diese Kinder!!!“

„Tödte mich... oder verzeihe mir... denn ich kann Dir nicht antworten,“ erwiederte die Unglückliche mit der unbeugsamen und zugleich sanften Hartnäckigkeit schüchterner Charaktere, wenn sie gut zu handeln überzeugt sind.

„Unglückliche!“ rief der Soldat.

Und wahnsinnig vor Zorn, Schmerz, Verzweiflung, hob er seine Frau in die Höhe, als wollte er sie auf den Boden schleudern und zerschmettern... Aber dieser vortreffliche Mann war zu brav, um eine feige Grausamkeit zu begehen. Nach diesem Ausbruch unwillkührlicher Wuth ließ er Françoise los...

Vernichtet fiel diese auf ihre Kniee, faltete die Hände und an der leichten Bewegung ihrer Lippen sah man, daß sie betete.

Dagobert hatte nun einen Augenblick der Betäubung, des Schwindels, die Gedanken verwirrten sich in ihm. Alles begegnete ihm so plötzlich, so unbegreiflich, daß er einiger Minuten bedurfte, um sich zu fassen, um sich zu überzeugen, daß seine Frau, dieser Engel der Güte, dessen ganzes Leben nur eine Reihenfolge anbetungswürdiger Aufopferung war, seine Frau, welche wußte, was die Töchter des Marschall Simon für ihn bedeuteten, ihm gesagt hatte:

„Frage mich nicht über ihr Schicksal, ich kann Dir nicht antworten.“

Der festeste, der stärkste Geist würde bei dieser unerklärlichen Thatsache geschwankt haben.

Wieder etwas Ruhe gewinnend und die Sache kaltblütiger betrachtend, machte der Soldat den vernünftigen Schluß:

„Meine Frau allein kann mir dieses unbegreifliche Geheimniß erklären... ich will sie daher weder schlagen noch tödten, sondern alle mögliche Mittel

anwenden, um sie zum Sprechen zu bringen und besonders meine Fassung zu bewahren."

Dagobert nahm einen Stuhl, bezeichnete seiner Frau, welche immer noch kniete, einen andern und sagte zu ihr:

„Setze Dich."

Gehorsam und niedergeschlagen setzte sich Françoise.

„Höre mich, meine Frau," sprach Dagobert mit kurz abgebrochener und durch unwillkührliche innere Bewegungen, welche seine heftige Ungeduld verriethen, gepreßten Betonung:

„Du begreifst ... das kann nicht so gehen ... Du weißt es ... ich werde nie Gewalt gegen Dich brauchen ... so eben ... habe ich einer ersten Aufregung nachgegeben ... es thut mir leid ... ich werde nicht wieder anfangen ... Du darfst es mir glauben ... Aber ich muß doch wissen ... wo die Kinder sind ... ihre Mutter hat sie mir anvertraut ... und ich habe sie nicht aus dem Inneren Sibiriens hergebracht ... daß Du mir heute sagen sollst: „„Frage mich nicht ... ich kann nicht antworten ... ich kann Dir nicht sagen, was ich mit ihnen gemacht habe!"" ... Das sind keine Gründe ... denke Dir, der Marschall komme plötzlich an und sage mir: „„Dagobert, meine Kinder!"" Was soll ich ihm antworten? ... Höre ... ich bin ruhig ... Du siehst es wohl ... ich bin ruhig ... versetze Dich an meine Stelle ... noch einmal ... laß hören: was soll ich dem Marschall antworten? ... Nun! ... sage doch! ... sprich doch! ..."

„Ach! ... mein Freund! ..."

„Es handelt sich nicht um Ach!" sagte der Soldat die Stirne abtrocknend, deren Adern zum Springen angeschwollen und gespannt waren; „was soll ich dem Marschall antworten?"

„Klage mich bei ihm an ... ich werde Alles ertragen ... ich werde Alles sagen ..."

„Was wirst Du sagen?"

„Daß Du mir die zwei jungen Mädchen anvertraut hattest, daß Du ausgegangen bist, daß Du, als Du sie bei Deiner Rückkehr nicht fandest, mich befragt hast, und daß ich Dir geantwortet habe, ich könne Dir nicht sagen, was aus ihnen geworden sei.“

„Ah! ... und der Marschall wird sich mit diesen Gründen begnügen? ...“ sagte Dagobert, die Fäuste krampfhaft auf seine Kniee pressend.

„Leider werde ich ihm keine andere angeben können, ... weder ihm, noch Dir ... Nein ... wenn der Tod vor mir stünde, könnte ich nicht anders.“

Dagobert bebte auf seinem Stuhle, als er diese Antwort vernahm, welche man ihm mit einer verzweifelten Resignation gab.

Seine Geduld war zu Ende. Da er sich jedoch nicht zu neuen Drohungen, deren Ohnmacht er fühlte, hinreißen lassen wollte, so stand er heftig auf, öffnete eines von den Fenstern und setzte seine brennende Stirne der Kälte und Luft aus. Etwas beruhigt, machte er einige Schritte in der Stube und näherte sich dann wieder seiner Frau.

Die Augen in Thränen gebadet, heftete diese ihren Blick auf den Christus und dachte, auch ihr habe man ein schweres Kreuz aufgelegt.

Dagobert sagte:

„Aus der Art und Weise, wie Du mit mir gesprochen hast, konnte ich sogleich ersehen, daß sich nichts ereignet hat, wodurch die Gesundheit der Kinder gefährdet werden dürfte.“

„Nein ... oh! ... nein! ... Gott sei Dank! Sie befinden sich wohl ... Das ist Alles, was ich Dir sagen kann!“

„Sind sie allein ausgegangen?“

„Ich kann Dir nichts erwiedern.“

„Hat sie Jemand mitgenommen?“

„Ach! mein Freund, wozu nützt das Fragen? Ich kann nicht antworten.“

„Werden sie hieher zurückkommen?“

„Ich weiß es nicht.“

Dagobert stand heftig auf; abermals wollte ihm die Geduld ausgehen.

Nach einigen Schritten setzte er sich wieder nieder.

„Aber sage mir,“ sprach er zu seiner Frau. „Du hast doch kein Interesse dabei, mir zu verbergen, was aus den Kindern geworden ist, warum weigerst Du Dich, es mir mitzutheilen?“

„Weil ich es nicht anders machen kann.“

„Ich glaube doch wohl, wenn Du Eines weißt, was Du mich Dir zu sagen zwingst. Höre mich wohl,“ fügte Dagobert mit bewegter Stimme bei: wenn diese Kinder mir nicht am Vorabend des 13ten Februar zurückgegeben sind, und Du siehst, daß die Zeit drängt ... so versetzst Du mich den Töchtern des Marschall Simon gegenüber in die Lage eines Menschen, der sie bestohlen, beraubt hätte, hörst Du wohl, beraubt,“ sprach der Saldat erschüttert und fügte dann mit einem Ausdrucke der Verzweiflung, der Françoise das Herz brach, bei: „Ich hatte Alles gethan, was ein ehrlicher Mann thun kann, um diese armen Kinder hieher zu führen ... Du weißt nicht, was ich auf der Reise auszustehen hatte ... meine Sorge, meine Unruhe ... denn ich bin am Ende ein Soldat und mit zwei jungen Mädchen belastet ... nur mit der Kraft des Herzens, mit aller Ergebenheit und Aufopferung läßt sich ein solcher Auftrag glücklich durchführen, und als ich zu meiner Belohnung dem Vater sagen zu können glaubte, „„hier sind Ihre Kinder ...““

Der Soldat unterbrach sich.

Auf die Heftigkeit seiner ersten Ausbrüche folgte eine schmerzliche Rührung; er weinte.

Bei dem Anblicke der Thränen, welche langsam in den grauen Schnurrbart Dagoberts floßen, wankte Françoise einen Augenblick in ihrem Entschluß, aber sie dachte an den Schwur, den sie ihrem Beichtiger

geleistet hatte; sie sagte sich, im Ganzen handle es sich nur um das Heil der Waisen, und klagte sich im Innern wegen dieser bösen Versuchungen an, worüber ihr der Abbé Dubois scharfe Vorwürfe machen würde.

Sie sprach daher mit furchtsamer Stimme:

„Wie kann man Dich beschuldigen, Du habest diese Kinder beraubt?“

„Erfahre also,“ antwortete Dagobert, mit den Händen über die Augen wischend, „wenn diese Mädchen so vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten getrotzt haben, um aus dem Innern Sibiriens hieher zu kommen, so geschah dies, weil es sich für sie um große Interessen, vielleicht um ein unermeßliches Vermögen handelt ... und weil, wenn sie nicht am 13ten Februar ... hier in Paris in der Rue Saint-François erscheinen ... Alles verloren ist ... und zwar durch meinen Fehler ... denn ich bin verantwortlich für das, was Du gemacht hast ...“

„Am 13ten Februar ... in der Rue Saint-François,“ sprach Françoise und schaute ihren Gatten voll Verwunderung an, „wie Gabriel ...“

„Was sagst Du von Gabriel?“

„Als ich den armen kleinen Verlassenen bei mir aufnahm, trug er am Halse eine Medaille von Bronze...“

„Eine Medaille von Bronze,“ rief der Soldat im höchsten Maße erstaunt, mit den Worten: A Paris, vous serez, le 13 Février 1832, rue Saint-François.“

„Ja ... woher weißt Du denn?“

„Gabriel auch,“ sagte der Soldat mit sich selbst sprechend, dann fügte er lebhaft bei: „Und weiß Gabriel, daß Du diese Medaille bei ihm gefunden hast?“

„Ich habe zu geeigneter Zeit mit ihm darüber gesprochen; er trug auch, als ich ihn fand, in seiner Tasche ein Portefeuille voll von Papieren, welche in einer fremden Sprache geschrieben waren; ich übergab sie Herrn Dubois, meinem Beichtvater, zur Un-

tersuchung. Er hat mir später gesagt, diese Papiere wären von keinem Belang; als einige Zeit nachher eine sehr wohlthätige Person, Herr Rodin, die Erziehung von Gabriel übernahm, gab der Herr Abbé Dubois die Medaille und die Papiere eben diesem Herrn Rodin und seitdem habe ich nichts mehr davon gehört."

Während Françoise von ihrem Beichtvater sprach, durchzuckte ein Blitz den Geist des Soldaten, obgleich er weit entfernt war, die seit geraumer Zeit um Gabriel und die Waisen angesponnenen Machinationen zu vermuthen, — er hatte das unbestimmte Gefühl, daß seine Frau einem geheimen Einflusse des Beichtstuhles gehorchen mußte, einem Einflusse, dessen Zweck und Umfang er allerdings nicht kannte, der ihm aber wenigstens theilweise das unerklärliche, hartnäckige Stillschweigen seiner Frau in Beziehung auf die Waisen erklärte.

Nach einer Minute des Nachdenkens stand er auf und sagte mit strengem Tone zu Françoise:

„In Allem dem steckt ein Priester."

„Was willst Du damit sagen, mein Freund?"

„Du hast kein Interesse dabei, mir die Kinder zu verheimlichen, Du bist die beste Frau, die man finden kann. Du siehst, was ich leide; wenn Du aus eigenem Antrieb handeltest, hättest Du Mitleid mit mir."

„Mein Freund ..."

„Ich sage Dir, daß die ganze Geschichte nach dem Beichtstuhle riecht. Du opferst mich und diese Kinder Deinem Beichtvater auf, aber nimm Dich wohl in Acht, ich werde erfahren, wo er wohnt, und ... tausend Donner ... ich frage ihn, ob er der Herr in meinem Hause ist, oder ich ... und wenn er schweigt," fügte der Soldat mit einem drohenden Ausdruck bei, „so werde ich ihn wohl zum Sprechen zu zwingen wissen."

„Großer Gott!" rief Françoise, die Hände voll Schrecken faltend, als sie diese gotteslästerlichen Worte hörte ... „ein Priester! ... bedenke doch ... ein Priester."

„Ein Priester, der Uneinigkeit, Verrath, Unglück in mein Haus bringt, ist nur ein Elender, wie jeder Andere, von dem ich Rechenschaft über das Böse zu verlangen befugt bin, das er mir und den meinigen gethan hat ... Sage mir also sogleich, wo die Kinder sind ... oder wenn nicht, so wisse, daß ich Deinen Beichtvater frage. Es geht hier eine Schändlichkeit vor, bei der Du, ohne es zu wissen, mitschuldig bist, unglückliche Frau ... übrigens ist es mir lieber, wenn ich mich an eine andere Person, als an Dich halten kann."

„Mein Freund," erwiederte Françoise mit sanfter, fester Stimme, „Du täuschest Dich, wenn Du durch Heftigkeit auf einen ehrwürdigen Mann, der sich seit zwanzig Jahren mit dem Heile meiner Seele beschäftigt, Eindruck machen zu können glaubst, er ist ein sehr achtungswerther Greis."

„Was geht mich sein Alter an."

„Großer Gott! ... wohin gehst Du? ... Du bist schrecklich."

„Ich gehe in Deine Kirche ... Du mußt dort bekannt sein ... Ich frage nach Deinem Beichtvater und wir werden sehen."

„Mein Freund ... ich flehe Dich an," rief Françoise, sich voll Angst vor Dagobert werfend, der sich nach der Thüre wandte; „bedenke, welchen Unannehmlichkeiten Du Dich aussetzest ... Mein Gott! ... einen Priester beleidigen ... Du weißt nicht, daß dies ein Reservatfall ist!!!"

Diese letzten Worte waren das, was die Frau Dagoberts in ihrer Unschuld dem Aufgebrachten Furchtbarstes sagen zu können glaubte, aber der Soldat machte sich, ohne die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, von ihren Armen los und war im Begriffe, mit bloßem Kopfe wegzugehen, so heftig wirkte die Erbitterung, als die Thüre sich öffnete.

Es war der Polizeicommissär, von der Mayeux

und dem Polizeiagenten gefolgt, der das Packet trug, welches man dem Mädchen abgenommen hatte.

„Der Commissär?“ sagte Dagobert, diesen an seiner Schärpe erkennend, „ah! desto besser, er hätte nicht gelegener kommen können.“

Vierzehntes Kapitel.

Das Verhör.

„Madame Françoise Baudoin?“ fragte der Beamte.

„Ich bin es, mein Herr,“ antwortete Françoise, und die Mayeux erblickend, welche bleich, zitternd, nicht vorzugehen wagte, streckte sie nach dieser die Arme aus und rief weinend: „Ach, mein armes Kind!... verzeihe, verzeihe... Abermals hast Du für uns eine solche Demüthigung erlitten.“

Die Frau Dagoberts umarmte zärtlich die junge Arbeiterin. Diese wandte sich nach dem Commissär um und sagte zu ihm mit einem Ausdrucke trauriger und rührender Würde:

„Sie sehen, mein Herr... ich habe nicht gestohlen.“

„Also, Madame,“ fragte der Beamte, sich an Françoise wendend, „der silberne Becher ... der Shawl... die Tücher... in diesem Packet?“

„Gehörten mir, mein Herr,... um mir einen Dienst zu erweisen, übernahm es das liebe Kind... das beste, das ehrlichste der Geschöpfe, diese Gegenstände nach dem Mont-de-Piété zu tragen.“

„Mein Herr,“ sagte der Beamte in strengem Tone zu dem Polizeiagenten, „Sie haben sich einen beklagenswerthen Irrthum zu Schulden kommen lassen. Ich werde Bericht darüber machen und auf ihre Bestrafung antragen. Gehen Sie.“ Dann sich mit einer wahr=

haft bekümmerten Miene an die Mayeux wendend: „Leider, Mademoiselle, kann ich Ihnen nur mein aufrichtiges Bedauern über das, was vorgefallen ist, ausdrücken. Glauben Sie, ich fühle von ganzem Herzen Alles, was diese Täuschung Grausames für Sie gehabt hat.“

„Ich glaube es, mein Herr,“ erwiederte die Mayeux, „und danke Ihnen dafür.“

Und sie setzte sich ganz gelähmt nieder, denn nach so vielen Erschütterungen waren ihre Kräfte und ihr Muth erschöpft.

Der Beamte wollte sich eben entfernen, als Dagobert, der seit einigen Augenblicken in tiefes Nachdenken versunken zu sein schien, mit fester Stimme zu ihm sagte:

„Mein Herr Commissär... wollen Sie mich gefälligst hören... Ich habe Ihnen eine Anzeige zu machen...“

„Sprechen Sie.“

„Was ich Ihnen sagen werde, ist von großem Belang, mein Herr. Ich mache diese Erklärung vor Ihnen, dem Beamten, damit sie die Sache amtlich behandeln.“

„Und als Beamter höre ich Sie auch, mein Herr.“

„Ich bin vor zwei Tagen hier angekommen und brachte von Rußland zwei junge Mädchen mit, die mir von ihrer Mutter,... der Gattin des Herrn Marschall Simon, anvertraut worden waren.“

„Des Herrn Marschall, Herzogs von Ligny?“ fragte der Commissär ganz erstaunt.

„Ja, mein Herr... gestern habe ich sie hier gelassen... ich war genöthigt, in einem sehr dringenden Geschäfte eine Reise zu machen... Diesen Morgen während meiner Abwesenheit sind sie verschwunden, und ich bin überzeugt, daß ich den Mann kenne, der ihr Verschwinden veranlaßt hat.“

„Mein Freund...“ rief Françoise erschrocken.

„Mein Herr," sagte der Beamte, „Ihre Angabe ist von der höchsten Wichtigkeit. Verschwinden von Personen... Sequestration vielleicht... Aber sind Sie dessen auch gewiß?"

„Die jungen Mädchen waren vor einer Stunde noch hier... ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß man sie während meiner Abwesenheit entführt hat."

„Ich wollte nicht an der Wahrheit Ihrer Aussage zweifeln, mein Herr; doch eine so rasche Entführung läßt sich nur schwer erklären. Wer sagt Ihnen übrigens, daß diese jungen Mädchen nicht zurückkommen werden? Wen haben Sie denn im Verdacht? Nur ein Wort, ehe ich Ihre Anklage zu Protokoll nehme. Bedenken Sie, daß es der Beamte ist, der Sie hört. Wenn ich mich von hier entferne, können sich die Gerichte dieser Angelegenheit bemächtigen."

„Das ist es gerade, was ich haben will. Ich bin für die Mädchen, ihrem Vater gegenüber, verantwortlich. Er kann jeden Augenblick ankommen, und es ist mir Alles daran gelegen, mich rechtfertigen zu können."

„Ich begreife alle diese Gründe, aber ich wiederhole, nehmen Sie sich in Acht und lassen Sie sich nicht durch einen wenig begründeten Verdacht irre leiten. Sobald ihre Anzeige gemacht ist, bin ich vielleicht genöthigt, präventiv unmittelbar gegen die Person einzuschreiten, welche Sie anklagen. Würden Sie sich eines Irrthums schuldig machen, so könnte dies sehr ernste Folgen für Sie haben... und ohne weiter zu gehen," sprach der Beamte und bezeichnete mit einer gewissen Rührung die Mayeux, „sehen Sie hier, was aus einer falschen Anklage entstehen kann."

„Mein Freund... Du siehst..." rief Françoise, immer mehr erschrocken über Dagoberts Entschluß in Beziehung auf den Abbé Dubois. „Ich bitte Dich, sage kein Wort mehr."

Aber der Soldat hatte sich durch reifliches Nachdenken

überzeugt, daß nur der Einfluß des Beichtigers von Françoise allein diese dazu gebracht haben konnte, zu handeln oder zu schweigen, und so erwiederte er mit vollkommener Sicherheit:

„Ich klage den Beichtvater meiner Frau als den Urheber oder den Genossen der Entführung der Töchter des Marschall Simon an.“

Françoise stieß einen schmerzlichen Seufzer aus und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, während die Mayeux sich ihr näherte und sie zu trösten suchte.

Der Beamte hatte die Anklage Dagoberts mit tiefem Erstaunen gehört und sagte nun in ernstem Tone zu ihm:

„Mein Herr, klagen Sie nicht einen in den ehrwürdigsten Charakter gekleideten Mann, einen Priester, an... Mein Herr, es handelt sich um einen Priester... ich habe es Ihnen vorhergesagt, Sie hätten überlegen sollen. Alles dies wird immer ernster... In Ihren Jahren ist ein Leichtsinn unverzeihlich.“

„Gottes Tod, mein Herr,“ antwortete Dagobert ungeduldig, „in meinem Alter hat man seinen gesunden Menschenverstand. Hören Sie mich an:... Meine Frau ist das beste, das achtungswertheste Geschöpf. Sprechen Sie von ihr im Quartier, man wird es Ihnen sagen. Aber sie ist fromm und sieht seit zwanzig Jahren nur durch die Augen ihres Beichtvaters... Sie betet ihren Sohn an, sie liebt auch mich ungemein. Aber über ihrem Sohne und über mir ... steht immer noch der Beichtvater.“

„Mein Herr,“ entgegnete der Commissär, diese häuslichen Einzelheiten...“

„Sind unerläßlich, Sie werden es sehen. Ich gehe vor einer Stunde von hier weg, um diese arme Mayeux zu reclamiren... Als ich zurückkehrte, waren die jungen Mädchen verschwunden. Ich frage meine Frau, der ich sie anvertraut hatte, wo sie wären;... sie fällt schluchzend auf die Kniee und antwortet mir:

„„Mache mit mir, was Du willst; aber frage mich nicht, was aus den Kindern geworden ist; . . . ich kann Dir nicht antworten.“ “

„Sollte dies wahr sein? . . .“ rief der Commissär und schaute Francoise mit großem Erstaunen an.

„Heftige Ausbrüche, Drohungen, Bitten, nichts hat gefruchtet,“ versetzte Dagobert. „Auf Alles antwortete sie mir mit der Sanftmuth der Heiligen: ich kann nichts sagen. . . Ich behaupte nun Folgendes, mein Herr: Meine Frau hat kein Interesse bei dem Verschwinden dieser Kinder; sie steht ganz und gar unter der Herrschaft ihres Beichtvaters; sie hat auf seinen Befehl gehandelt; sie ist nur das Werkzeug, er allein ist der Schuldige.“

Während Dagobert so sprach, wurde das Gesicht des Commissärs immer aufmerksamer und er schaute dabei Françoise an, welche, von der Mayeux unterstützt, bitter weinte.

Nachdem der Beamte einen Augenblick nachgedacht hatte, machte er einen Schritt gegen die Frau Dagoberts und sagte zu ihr:

„Madame, Sie haben die Angabe Ihres Mannes gehört?“

„Ja, mein Herr.“

„Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung vorzubringen?“

„Aber, mein Herr,“ rief Dagobert, „ich klage nicht meine Frau an; ich will es nicht so verstanden haben, sondern ihren Beichtvater.“

„Mein Herr, Sie haben sich an den Beamten gewendet, . . es ist also Sache des Beamten zu handeln, wie er es für zweckdienlich hält, um die Wahrheit zu entdecken. . . Noch einmal, Madame,“ fuhr er, sich an Françoise wendend, fort; „was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung vorzubringen?“

„Ach! nichts, mein Herr.“

„Ist es wahr, daß Ihr Gatte bei seiner Abreise diese Mädchen unter Ihrer Obhut zurückgelassen hat?"

„Ja, mein Herr."

„Ist es wahr, daß er sie bei seiner Rückkehr nicht wieder hier gefunden hat?"

„Ja, mein Herr!"

„Ist es wahr, daß Sie, als er Sie fragte, wo sie wären, ihm antworteten, Sie könnten ihm nichts über diesen Gegenstand sagen?"

Der Commissär schien die Antwort von Françoise mit einer Art von unruhiger Neugierde zu erwarten.

„Ja, mein Herr," erwiederte sie einfach und unschuldig, „ich habe dies meinem Manne geantwortet."

Der Beamte machte eine Bewegung beinahe peinlichen Erstaunens.

„Wie, Madame, auf alle Bitten, auf alles Drängen Ihres Gatten konnten Sie nichts Anderes antworten? Wie, Sie haben sich geweigert, ihm irgend eine Auskunft zu geben? Aber dieß ist weder wahrscheinlich, noch möglich."

„Und dennoch ist es die Wahrheit."

„Aber was ist denn aus den Mädchen geworden, die man Ihnen anvertraut hat?"

„Ich kann nichts hierüber sagen... mein Herr... ich habe meinem armen Mann nicht geantwortet.... und werde Niemand antworten..."

„Nun, mein Herr!" sagte Dagobert, „hatte ich Unrecht? eine ehrliche, eine vortreffliche Frau, eine Frau, sonst voll Verstand und Ergebenheit spricht so ... ist das natürlich? Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, das ist eine Beichtvatergeschichte... Wir wollen rasch und kräftig gegen ihn zu Werke gehen; wir werden Alles erfahren und ich bekomme meine armen Kinder zurück."

Der Commissär sagte zu Françoise, ohne eine gewisse Bewegung überwältigen zu können:

„Madame, ich muß sehr streng mit Ihnen spre-

chen; meine Pflicht heischt dieß.... Die ganze Sache verwickelt sich auf eine so ernste Weise, daß ich stehenden Fußes die Gerichte davon in Kenntniß setzen werde. Sie gestehen, daß diese jungen Mädchen Ihnen anvertraut worden sind, und können Sie nicht vertreten.... Hören Sie nun wohl. Wenn Sie sich weigern, irgend eine Aufklärung über diesen Gegenstand zu geben, so sind Sie allein wegen ihres Verschwindens angeklagt, und ich werde zu meinem großen Bedauern genöthigt sein, Sie zu verhaften..."

„Mich!" rief Françoise erschrocken.

„Sie!" rief Dagobert, „nie.... noch einmal, ihren Beichtvater, und nicht sie klage ich an.... meine arme Frau... verhaften!"

Und er lief auf sie zu, als wollte er sie beschützen.

„Mein Herr, es ist zu spät," sprach der Commissär, „Sie haben Ihre Klage über die Entführung der zwei jungen Mädchen bei mir vorgebracht. Nach den Erklärungen Ihrer Frau ist sie bis jetzt allein compromittirt. Ich muß sie zu dem Herrn Staatsanwalte führen, der dann über das Weitere urtheilen wird."

„Und ich, mein Herr, ich sage Ihnen, daß meine Frau nicht von hier weggeht!" rief Dagobert mit drohendem Tone.

„Mein Herr," sprach der Commissär kalt, „ich begreife Ihren Kummer, aber gerade im Interesse der Wahrheit beschwöre ich Sie... widersetzen Sie sich nicht einer Maßregel, welche zu verhindern in zehn Minuten Ihnen materiell unmöglich wäre."

Diese mit vollkommener Ruhe ausgesprochenen Worte brachten den Soldaten wieder zur Besinnung.

„Aber, mein Herr!" rief er, „ich klage doch nicht meine Frau an...."

„Laß' mich, mein Freund, kümmere Dich nicht um mich," sprach die Märtyrerin mit engelischer Resigna-

tion; „der Herr will mich noch einmal einer harten Prüfung unterwerfen; ich bin seine unwürdige Magd; ich muß seinen Willen dankbar annehmen; man verhafte mich, wenn man will; ich werde im Gefängniß nicht mehr sagen, als ich hier in Beziehung auf diese armen Kinder gesagt habe."

„Aber, mein Herr, Sie sehen, daß meine Frau nicht bei Sinnen ist!"... rief Dagobert, „Sie können sie nicht verhaften."

„Es liegt keine Schuld, kein Beweis, keine Anzeige gegen die andere Person vor, welche Sie anklagen, und welche schon durch ihren Charakter vertheidigt wird. Lassen Sie mich Ihre Frau mitnehmen; .... sie wird Ihnen vielleicht nach einem ersten Verhör zurückgegeben. Ich bedaure, mein Herr," fügte der Commissär mit mitleidigem Tone bei, „daß ich eine solche Pflicht in einem Augenblicke zu erfüllen habe, wo Ihnen die Verhaftung Ihres Sohnes..."

„Wie!"... rief Dagobert, seine Frau und die Mayeux starr anschauend... „was sagt er?... mein Sohn!..."

„Sie wußten es nicht!... Ah, mein Herr, tausendmal um Vergebung!" sprach der Beamte schmerzlich bewegt, „es ist sehr grausam für mich, Ihnen eine solche Offenbarung zu machen."

„Mein Sohn!" wiederholte Dagobert und fuhr mit beiden Händen über seine Stirne. „Mein Sohn verhaftet!"

„Wegen eines, übrigens unbedeutenden, politischen Vergehens," sprach der Commissär.

„Ah! das ist zu viel, das wirft mich nieder," sprach der Soldat und fiel vernichtet, sein Gesicht in den Händen verbergend, auf einen Stuhl.

. . . .

Nach einem herzzerreißenden Abschied, bei dem Françoise, trotz ihres Schreckens, dem Schwure treu blieb, den sie dem Abbé Dubois geleistet hatte, ver-

harrte Dagobert, welcher sich geweigert hatte, irgend eine Anklage gegen seine Frau zu erheben, eine Zeit lang mit den Ellbogen auf den Tisch gestützt; aber erschöpft durch so viele Aufregungen, konnte er sich des Ausrufs nicht erwehren: „Gestern hatte ich eine Frau ... meinen Sohn... meine zwei armen Waisen bei mir, und nun... allein... allein!"

In dem Augenblick, wo er diese Worte mit herzzerreißendem Tone aussprach, ließ sich eine sanfte, traurige Stimme hinter ihm hören und sagte traurig:

„Herr Dagobert... ich bin da... wenn Sie erlauben, werde ich Sie bedienen, ich werde bei Ihnen bleiben.

Die kleine Bacchanal.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Maskerade.

Am nächstfolgenden Tage, nachdem die Frau von Dagobert zu dem Untersuchungsrichter gebracht worden war, ereignete sich eine geräuschvolle, belebte Scene auf dem Platze des Chatelet, einem Hause gegenüber, in dessen Erdgeschoß und erstem Stockwerke die geräumigen Salons einer Wirthschaft mit dem Schilde „zum säugenden Kalb" lagen.

Die Nacht des Fasching-Donnerstags ging zu Ende.

Eine ziemliche Anzahl grotesk und armselig ge-

kleideter Masken kam von den Schenkenbällen in dem Quartiere des Hotel-de-Ville und zog singend über den Platz des Chatelet. Aber als man auf dem Quai eine zweite Truppe verkleideter Leute kommen sah, so blieben die ersten Masken, ein Freudengeschrei ausstoßend, stehen, um die neuen zu erwarten, in der Hoffnung, es werde sich einer von den Kämpfen grandiger Worte und Fischerspäße entwickeln, welche Vadé berühmt gemacht haben.

Diese mehr oder minder weingrüne Menge vermehrte sich bald durch die Leute, welche ihr Stand nöthigte, am frühen Morgen in Paris umherzugehen, und plötzlich war der ganze große Haufe in einer von den Ecken des Platzes zusammengedrängt, so daß ein bleiches und verwachsenes junges Mädchen, das in diesem Augenblick über denselben gehen wollte, sich von allen Seiten umringt sah.

Dieses junge Mädchen war die Mayeux. Sie hatte sich mit Tagesanbruch erhoben und wollte mehrere Weißzeugstücke bei der Person holen, welche sie beschäftigte. Man begreift die Furcht der armen Arbeiterin, als sie sich unwillkürlich mitten in diese freudige Menge gedrängt sah, wobei ihr die grausame Scene des vorhergehenden Tages einfallen mußte. Aber trotz aller ihrer, leider nur sehr schwachen, Anstrengungen konnte sie keinen Schritt machen, denn die Maskentruppe, welche jetzt ankam, hatte sich auf die Zuerstgekommenen gestürzt, ein Theil von diesen wich zurück, Andere rückten vor und die Mayeux, welche sich unter den letzteren befand, wurde gleichsam von dieser Volkswoge getragen und unter die Gruppen zunächst an dem Hause des Traiteur geworfen.

Die neuen Masken waren viel besser gekleidet, als die anderen. Sie gehörten zu der stürmischen heiteren Klasse, welche gewöhnlich die Chaumière, den Prado, das Colysée und andere mehr oder minder

zügellose Tanzunterhaltungen besucht, die in der Regel aus Studenten, Ladenjungfern, Handlungsdienern, Grisetten u. s. w. bestehen.

Während diese Truppe die Späße der andern Masse zurückschleuderte, schien sie mit großer Ungeduld die Ankunft einer ersehnten Person zu erwarten.

Folgende unter Pierrots und Pierretten, Bootsknechten und Schifferinnen, Türken und Sultaninnen oder anderen Paaren ausgetauschte Worte werden einen Begriff von dem Gewichte der Personen geben, deren Ankunft man so sehnsüchtig entgegensah.

„Ihr Mahl ist auf sieben Uhr Morgens bestellt. Ihre Wagen sollten schon angelangt sein.“

„Ja... aber die Reine Bacchanal hat ohne Zweifel das letzte Rennen im Prado anführen wollen.“

„Wenn ich das gewußt hätte, so wäre ich geblieben, um meine angebetete Königin zu sehen.“

„Gobinet, wenn Du sie noch einmal Deine angebetete Königin nennst, so zerkratze ich Dir das Gesicht. Mittlerweile aber wirst Du gezwickt.“

„Celeste!! laß gut sein ... Du machst mir schwarze Flecken auf den natürlichen Atlaß, womit mich Mamma bei meiner Geburt geschmückt hat.“

„Warum nennst Du diese Bacchanal Deine angebetete Königin, wer bin ich denn, ich?“

„Du bist meine Angebetete, aber nicht meine Königin... denn wie es nur einen Mond in den Nächten der Natur gibt, so gibt es nur eine Bacchanal in den Nächten des Prado.“

„Oh! was das hübsch ist... Dicker Garnichts, drücke Dich.“

„Gobinet hat Recht, sie ist herrlich heute Nacht, die Königin!“

„Und im Zuge!“

„Nie habe ich sie so heiter gesehen!“

„Und welche Tracht... blendend!“

„Niederschmetternd!!“

„Umwälzend!!“

„Zu Staub zermalmend!!“

„Blitzend und donnernd!!“

„Nur sie kann dergleichen erfinnen!“

„Und welcher Tanz!“

„Oh! ja, zugleich fessellos, wogend und schlangenförmig. Es gibt keine solche Bajadere unter der Himmelskappe.“

„Gobinet, gib mir sogleich meinen Shawl, Du hast denselben bereits hinreichend verunglimpft, indem Du einen Gürtel um Deinen dicken Leib daraus machtest; ich brauche meine Sachen nicht durch dicke Bursche zu Grunde richten zu lassen, welche andere Weiber Bajaderen nennen.“

„Ruhig, Celeste, besänftige Deine Wuth... Ich bin als Türke gekleidet, und wenn ich von Bajaderen spreche, so bleibe ich in meiner Rolle.“

„Deine Celeste ist wie die Anderen. Gobinet, sie ist eifersüchtig auf die Reine Bacchanal.“

„Eifersüchtig, ich? Ah, zum Beispiel... Wenn ich so schamlos sein wollte, wie sie, so würde man eben so viel von mir sprechen... Was macht im Ganzen ihren Ruf? Daß sie einen Spitznamen hat...“

„In dieser Beziehung hast Du sie nicht zu beneiden, da man Dich Celeste nennt.“

„Du weißt wohl, Gobinet, daß Celeste mein wirklicher Name ist.“

„Ja, aber er sieht aus wie ein Spitzname, wenn man Dich anschaut.“

„Gobinet, das bringe ich Dir auch noch auf die Rechnung.“

„Und Oscar hilft Dir addiren, nicht wahr?“

„Allerdings, und Du sollst die Summe sehen... ich setze eins und behalte das andere, und das andere gehört dann nicht Dir.“

„Celeste, Du wirst mir peinlich. Ich wollte Dir sagen, Dein engelischer Name stehe im Widerspruch

mit Deiner hinreißenden kleinen Miene, welche bei Weitem zänkischer ist, als die der Reine Bacchanal."

„Du spottest über mich, Verruchter."

„Ich schwöre Dir bei dem verhaßten Haupte meines Herrn, daß Du, wenn Du wolltest, eben so viel Haltung hättest, als die Reine Bacchanal, und das will viel sagen."

„Was die Haltung betrifft, so hat die Bacchanal wohl ... und zwar tüchtig ..."

„Abgesehen davon, daß sie die Municipale bezaubert."

„Und die Stadtsergenten magnetisirt ..."

„Sie mögen immerhin sich ärgern, am Ende müssen sie doch lachen."

„Und sie nennen sie alle meine Königin."

„Erst in dieser Nacht hat sie einen Municipal, ein wahres Rosenmädchen, oder vielmehr einen Rosenjüngling bezaubert, dessen Schamhaftigkeit sich gensdarmirt hatte, während die Bacchanal ihren berühmten Pas der stürmischen Tulpe tanzte."

„Welch ein Contretanz! Couche-tout-Nu und die Reine Bacchanal standen Rose-Pompon und Nini-Moulin gegenüber."

„Und alle vier hüpften die Tulpe immer stürmischer."

„Doch sagt, ist es wahr, was man von Nini-Moulin spricht?"

„Was denn?"

„Er sei Schriftsteller und mache Brochuren über die Religion."

„Ja, es ist wahr, ich habe ihn oft bei meinem Patron gesehen, der ihm Waaren liefert Ein schlechter Zahler, aber ein guter Spaßmacher."

„Und er ist fromm?"

„Ich glaube wohl, wenn er es sein muß. Dann ist er der Herr Dumoulin armsdick. Er rollt die Augen, er geht den Hals auf die Seite gedreht und die Füße

einwärts... aber wenn er einmal seine Parade gemacht hat, verdunstet er sich bei den Cancanbällen, die er anbetet, und wo ihm die Weiber den Beinamen Rini-Moulin gegeben haben. Fügt diesem Signalement bei, daß er säuft wie ein Fisch, und Ihr kennt den Spitzbuben. Das hält ihn jedoch nicht ab, in die religiösen Journale zu schreiben, und die Scheinheiligen, die er noch viel öfter betrügt, als sie ihn betrügen, schwören nicht höher, als auf ihn. Man muß seine Artikel oder seine Brochuren sehen (nur sehen, nicht sie lesen). Auf jeder Seite spricht er von dem Teufel und seinen Hörnern; von dem siedenden Oel, das die Gottlosen und die Revolutionären nach dem Tode erwartet; von der Erhabenheit und dem Ansehen der Bischöfe, von der Gewalt des Papstes, und was weiß ich noch weiter. Er ist ein Trunkenbold, dieser Rini-Moulin... Aber er gibt ihnen Waare für ihr Geld."

„Er ist allerdings ein hartnäckiger Trinker und verflucht pfiffig. Was für Avant-deux bombardirte er mit der kleinen Rose-Pompon in dem Contretanze der stürmischen Tulpe!"

„Und was für einen prächtigen Kopf er hatte, mit seinem römischen Helm und den Kappenstiefeln!"

„Rose-Pompon tanzt auch hübsch; das ist poetisch gedreht."

„Und idealisch cancanirt!"

„Ja, aber die Reine Bacchanal steht 6000 Fuß über dem Niveau des gewöhnlichen Cancan... Ich komme immer wieder auf ihren Pas in der letzten Nacht, auf die stürmische Tulpe zurück."

„Das war zum Verehren!"

„Zum Anbeten!"

„Wenn ich Familienvater wäre, so würde ich ihr meine Söhne zur Erziehung anvertrauen."

„Ueber diesen Pas hat sich der Municipal im Tone eines gensdarmirten Rosenmädchens ärgerlich ausgesprochen."

„Dieser Pas ist allerdings etwas rasch.“

„Rasch, und äußerst rasch. Der Municipal näherte sich ihr auch und sagte: „„Ei, ei, hören Sie einmal, wozu soll dieser Tanz gut sein?““ — „„Aber nein, schamhafter Krieger,““ antwortete die Bacchanal, „„ich versuche ihn nur einmal an jedem Abend, um ihn in meinem Alter gut zu tanzen. Es ist ein Gelübde, das ich gethan habe, damit Sie Brigadier werden!““

„Was für ein drolliges Mädchen!“

„Ich begreife nicht, daß es mit dem Couche-tout-Nu immer noch fortdauert.“

„Weil er Arbeiter gewesen ist?“

„Welche Albernheit! Das würde uns gut anstehen, uns Studenten oder Ladendienern, die Stolzen zu spielen. Nein, ich wundere mich über die Treue der Reine Bacchanal.“

„Es dauert allerdings schon drei oder vier gute Monate.“

„Sie ist toll in ihn und er blind in sie verliebt.“

„Das muß eine sonderbare Unterhaltung geben.“

„Manchmal frage ich mich, wo Teufels nimmt denn der Couche-tout-Nu das Geld her, das er ausgibt. Es scheint, er hat die Kosten dieser Nacht bezahlt. Drei vierspännige Wagen und die Weckuhr *) für zwanzig Personen, zu zehn Franken dem Kopfe nach.“

„Man sagt, er habe geerbt. Nini-Moulin, der die Mahle und Schwelgereien wittert, hat in dieser Nacht auch Bekanntschaft mit ihm gemacht... abgesehen davon, daß er schlechte Absichten auf die Reine Bacchanal haben muß.“

„Er, ja er, er ist zu häßlich. Die Frauen haben ihn gern als Tänzer, weil er die Gallerie zu

*) So nennt das Volk in Paris Schmausereien am Morgen nach einer Ballnacht.

schallenden Gelächter veranlaßt. Die kleine Rose-Pompon, das artige Mädchen, hat ihn in Abwesenheit ihres Studenten als wenig gefährlichen Begleiter angenommen."

„Ah!... die Wagen! die Wagen kommen!" rief einstimmig die Menge.

Genöthigt bei den Masken zu bleiben, hatte die Mayeux nicht ein Wort von diesem Gespräche verloren, denn es handelte sich um ihre Schwester, die sie seit geraumer Zeit nicht mehr sah. Nicht als hätte die Reine Bacchanal ein schlechtes Herz gehabt, aber der Anblick des tiefen Elends der Mayeux, eines Elends, das sie einst getheilt hatte, ohne daß sie die Kraft besaß, es lange zu ertragen, verursachte diesem lustigen Mädchen Anfälle von bitterer Traurigkeit. Sie setzte diesen sich nicht mehr aus, nachdem sie es vergebens versucht hatte, ihre Schwester zu Annahme von Hülfe zu bewegen, welche die Mayeux stets ausschlug, da sie wußte, aus welcher wenig ehrenvollen Quelle ihre Mittel floßen.

„Die Wagen, die Wagen!" rief abermals die Menge, sich mit voller Begeisterung vorwärts drängend, so daß sich die Mayeux, ohne daß sie es wollte, in die ersten Reihen der Menschen versetzt sah, welche eifrig darnach trachteten, die Maskerade vorüberziehen zu sehen.

Es war in der That ein seltsames Schauspiel.

Ein Mann zu Pferd als Postillon verkleidet, mit blauem silbergesticktem Wamms, einem ungeheuern Zopfe, aus welchem Wolken von Puder hervorkamen, einen mit ungeheuern Bändern verzierten Hut auf dem Kopfe, ritt vor dem ersten Wagen, knallte gewaltig mit seiner Peitsche und rief aus vollem Halse: „Platz, Platz! der Reine Bacchanal und ihrem Hofe!"

„In dem offenen Landau, der von vier Pferden gezogen wurde, auf welchen zwei alte als Teufel gekleidete Postknechte ritten, erhob sich eine wahre Pyra-

mide von Männern und Frauen, sitzend, stehend, hockend, alle in den närrischsten, groteskeschen Trachten. Es war ein unglaubliches Gewimmel von glänzenden Farben, von Blumen, Bändern und Flittern. Aus diesem Haufen bizarrer Formen und Gewänder kamen ungeheure oder anmuthige, häßliche oder hübsche, aber insgesammt von der fieberhaften Aufregung toller Trunkenheit belebte Köpfe hervor. Alle waren jedoch mit einem Ausdrucke fanatischer Bewunderung dem zweiten Wagen zugewendet, wo die Reine Bacchanal als Herrscherin thronte, während sie von dem versammelten Volke mit wiederholtem Lebehoch begrüßt wurde.

Dieser zweite Wagen war ebenfalls offen, wie der erste, und enthielt nur die vier Koryphäen des berühmten Tanzes der stürmischen Tulpe: Nini-Moulin, Rose-Pompon, Couche-tout-Nu und die Reine Bacchanal.

Dumoulin, dieser religiöse Schriftsteller, der Frau von Sainte-Colombe dem Einflusse der Freunde von Rodin, seinem Patron, streitig machen wollte, Dumoulin, genannt Nini-Moulin, stand auf dem Kissen des Vordersitzers und hätte einen prächtigen Stoff für Callot oder Gavarni geboten; für Gavarni, diesen ausgezeichneten Künstler, der mit dem beißenden Witze und der wunderbaren Phantasie des erhabenen Carrikaturenzeichners die Anmuth, die Tiefe und die Poesie Hogarths verbindet*). Nini-Moulin war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, hielt seinen Kopf sehr rückwärts und trug einen römischen Helm von Silberpapier. Ein schwarzer, dicker Federstutz mit einem Stiele von rothem Holz war an der Seite dieser Kopfbedeckung aufgepflanzt, deren vielleicht etwas zu classische Linien er angenehm unterbrach.

Unter diesem Helme breitete sich das rötheste, breiteste Gesicht aus, das je von den feinen Geistern eines edeln Weines bepurpurt worden ist. Eine stark

---

*) Gavarni illustrirt den Ewigen Juden von Eugene Sue.

hervorspringende Nase, deren ursprüngliche Form sich bescheiden unter dem üppigen Wachsthum blauer und violetter Knospen verbarg, verlieh diesem völlig bartlosen Gesichte einen gewissen drolligen Charakter, dem ein breiter Mund mit dicken, aufgestülpten Lippen noch mehr den Ausdruck überraschender Heiterkeit verlieh, welche auch fortwährend aus seinen großen grauen Augen strahlte.

Wenn man diesen lustigen Burschen mit dem Silenswanste sah, so fragte man sich, wie es zugehe, daß er nicht hundertmal in dem Weine die Galle, das Gift aufgelöst habe, womit seine Pamphlete gegen die Feinde des Ultramontanismus besudelt waren, und wie sein katholischer Glaube mitten unter diesen bacchischen und choreographischen Ueberströmungen obenauf schwimmen könne.

Diese Frage wäre unauflöslich erschienen, hätte man nicht bedacht, daß die mit den schwärzesten, gehässigsten Rollen beauftragten Schauspieler zu Hause die besten Menschen der Welt sind.

Es war ziemlich kalt. Nini-Moulin trug einen halbgeöffneten Carik, der seinen Schuppenpanzer und seine fleischfarbene Tricothose sehen ließ, welche unterhalb der Wade plötzlich durch die gelbe Kappe seiner Stiefeln abgeschnitten war.

Ueber den Wagen herausgebeugt, stieß er ein wildes Geschrei aus, wiederholt unterbrochen von einem Lebehoch für die Reine Bacchanal, wonach er eine ungeheure Ratsche, die er in der Hand hielt, schüttelte und lärmen ließ.

Couche-tout-Nu stand neben Nini-Moulin und ließ eine Standarte von weißer Seide flattern, worauf die Worte: „Liebe und Freude der Reine Bacchanal," geschrieben waren.

Couche-tout-Nu zählte ungefähr fünfundzwanzig Jahre. Sein gescheites, heiteres, von einem kastanienbraunen Backenbart umgebenes, durch Nachtwachen

und Schwelgereien abgemagertes Gesicht drückte eine seltsame Mischung von Sorglosigkeit, Kühnheit, Nachlässigkeit und Spott aus. Aber noch keine gemeine oder verbrecherische Leidenschaft hatte ihr unseliges Gepräge darauf zurückgelassen. Er war das vollkommene Musterbild des Parisers in dem Sinne, den man dieser Benennung bei der Armee, in der Provinz, an Bord von Kriegs- oder Handelsschiffen gibt. Es ist kein Compliment und doch ist es auch keine Beleidigung. Es ist ein Beiname, der zugleich Tadel, Bewunderung und Furcht in sich schließt. Denn wenn bei diesem Begriffe der Pariser oft träge und unbotmäßig ist, so ist er doch zugleich auch geschickt bei der Arbeit, entschlossen in der Gefahr, und stets sehr spöttisch und witzig.

Couche-tout-Nu war, wie man gewöhnlich sagt, als Starker gekleidet. Wamms von schwarzem Sammet mit silbernen Knöpfen, scharlachrothe Weste, Beinkleider mit breiten blauen Streifen, Shawl in Kachmirfaçon als Gürtel mit langen flatternden Enden, Hut mit Blumen und Bändern bedeckt. Diese Tracht stand sehr gut zu seiner freien, ungezwungenen Haltung.

Im Hintergrunde des Wagens hielten sich stehend Rose-Pompon und die Reine Bacchanal.

Rose-Pompon, Exfransenmacherin von siebenzehn Jahren, hatte das artigste und freundlichste Gesichtchen, das man sich denken kann. Sie war kokettisch in ein Bootsknechts-Costume gekleidet. Ihre weiß gepuderte Perrücke, auf der keck eine orange und grüne Polizeimütze mit silberner Borte saß, machte den Glanz ihrer schwarzen Augen und das Incarnat ihrer fleischigen Wangen noch viel lebhafter. Sie trug um den Hals eine orangefarbige Binde und um die Hüfte einen flatternden Gürtel von derselben Farbe. Ihr knappes Wamms und die enge Weste von hellgrünem Sammet, mit silbernen Borten garnirt, verliehen ihren

ganzen Werth einer reizenden Taille, deren Geschmeidigkeit sich vortrefflich zu den Bewegungen bei dem Tanze der stürmischen Tulpe eignen mußte. Ihre weiten Beinkleider von demselben Stoffe und derselben Farbe, wie ihr Wamms waren hinreichend indiscret.

Die Reine Bacchanal stützte sich mit einer Hand auf Rose-Pompon, die sie um einen ganzen Kopf überragte.

Die Schwester der Mayeux präsidirte wirklich als souveräne Fürstin bei dieser tollen Trunkenheit, welche ihre Gegenwart allein einzugeben schien, einen solchen Einfluß übte ihre geräuschvolle Belebtheit auf ihre ganze Umgebung.

Sie war groß, ungefähr zwanzig Jahre alt, schlank und gut gebaut, hatte regelmäßige Züge und eine heitere, lustige Miene. Wie ihre Schwester, besaß sie prachtvolle kastanienbraune Haare und große blaue Augen; aber statt sanft und schüchtern zu sein, wie die der jungen Arbeiterin, glänzten sie von einem unermüdlichen Eifer für das Vergnügen. Die Energie dieser lebhaften Natur war so groß, daß trotz mehrer, in beständigen Festen und Schwärmereien zugebrachter, Tage und Nächte ihre Haut eben so rein, ihre Wange eben so rosig, ihre Schulter eben so frisch waren, als hätte sie sich gerade an diesem Morgen aus irgend einem friedlichen Winkel erhoben.

Ihre Tracht, obgleich bizarr und von einem seltsamen, marktschreierischen Charakter, kleidete sie wunderbar gut. Sie bestand aus einer Art von engem Leibe von Goldstoff und mit langer Taille, mit dicken Trodbeln und frischrothen Bändern verziert, welche über ihre bloßen Arme herabfielen, und aus einem mit Goldflittern besetzten kurzen Rocke von rothem Sammet, welcher nicht über die Hälfte ihres zugleich feinen und kräftigen Beines herabfiel, an dem ein seidener Strumpf und rothe Stiefelchen mit messingenen Absätzen bemerkbar waren.

Nie hatte eine spanische Tänzerin eine kühner gebogene, elastischere und so zu sagen hüpfendere Taille, als diese seltsame junge Person, welche wie von einem Dämon des Tanzes und der Bewegung besessen war; denn beinahe jeden Augenblick schien ein anmuthiges kleines Wiegen des Kopfes, begleitet von einer leichten Wogung der Schultern und Hüften, die Cadenz eines unsichtbaren Orchesters zu verfolgen, dessen Takt sie mit der Spitze ihres rechten Fußes markirte, welcher auf dem Rande des Kutschenschlages auf die herausforderndste Weise aufgestellt war; denn die Reine Bacchanal stand hoch aufgerichtet und stolz auf dem Kissen.

Eine Art von vergoldetem Diademe, das Emblem ihres geräuschvollen Königthums, umgab, mit klingenden Schellen verziert, ihre Stirne. Ihre in zwei dicke Zöpfe geflochtenen Haare liefen rund um ihre frischrothen Wangen und waren hinter ihrem Kopfe zusammengedreht. Ihre linke Hand ruhte auf der Schulter der kleinen Rose-Pompon, und in der rechten hielt sie einen ungeheuren Strauß, mit dem sie laut lachend die Menge begrüßte.

Es wäre sehr schwierig, dieses so geräuschvolle, so belebte, so närrische Gemälde getreu zu schildern, das durch einen dritten Wagen vervollständigt wurde, der wie der erste mit einer Pyramide grotesker Masken angefüllt war.

Unter der freudigen Menge betrachtete eine einzige Person diese Scene mit tiefer Traurigkeit. Es war dies die Mayeux, welche trotz ihrer Anstrengungen, sich aus dem Haufen zu entfernen, in der ersten Reihe der Zuschauer festgehalten wurde.

Seit langer Zeit von ihrer Schwester getrennt, sah sie dieselbe zum ersten Male wieder in dem ganzen Gepränge ihres seltsamen Triumphes, inmitten des Freudengeschreis und der Bravos ihrer Vergnügensgefährten. Dennoch füllten sich die Augen der jungen

Arbeiterin mit Thränen: obgleich die Reine Bacchanal die betäubende Heiterkeit ihrer Umgebung zu theilen schien, obgleich ihr Antlitz strahlte, obgleich sie gewiß den ganzen Glanz eines vorübergehenden Luxus genoß, so wurde sie doch aufrichtig von ihrer Schwester beklagt, von ihr, der Armen, Unglücklichen, beinahe in Lumpen Gekleideten, welche in der Morgendämmerung erschien, um Arbeit für den Tag und die Nacht zu holen.

Die Mayeux hatte die Menge vergessen, um ihre Schwester zu betrachten, die sie zärtlich liebte ... um so zärtlicher, als sie dieselbe für beklagenswerth hielt ... Die Augen auf dieses lustige, schöne Mädchen geheftet, drückte ihr bleiches, sanftes Gesicht ein tiefes Mitleid, eine schmerzliche Theilnahme aus.

Plötzlich verdüsterten sich die glänzenden, heiteren Augen, welche die Reine Bacchanal auf der Menge umherspazieren ließ, als sie dem traurigen und feuchten Blicke der Mayeux begegneten.

„Meine Schwester!“ rief Cephyse (wir haben bereits gesagt, daß dies der Name der Reine Bacchanal war). „Meine Schwester...“

Und leicht wie eine Tänzerin verließ die Reine Bacchanal mit einem Sprunge ihren wandernden Thron, der sich zum Glücke in diesem Augenblick nicht von der Stelle bewegte, und befand sich vor der Mayeux, die sie zärtlich umarmte.

Alles dies ereignete sich so schnell, daß die Genossen der Reine Bacchanal, noch ganz erstaunt über die Kühnheit ihres gefährlichen Sprunges, nicht wußten, welcher Ursache sie ihn zuschreiben sollten; die Masken in der Umgebung der Mayeux wichen verwundert auf die Seite, und die Mayeux, ganz dem Glück sich überlassend, ihre Schwester umarmen zu können, der sie ihre Liebkosungen zurückgab, dachte gar nicht an den seltsamen Contrast, der bald die Heiterkeit der Menge erregen mußte.

Cephyse dachte zuerst daran, und da sie ihrer Schwester eine Demüthigung ersparen wollte, so wandte sie sich gegen den Wagen um und sagte:

„Rose=Pompon.. wirf mir meinen Mantel zu.. und Sie, Nini=Moulin, öffnen Sie schnell den Kutschenschlag.“

Die Reine Bacchanal erhielt ihren Mantel; sie hüllte geschwinde die Mayeux darein, ehe diese eine Bewegung machen konnte, nahm sie an der Hand und sagte zu ihr:

„Komm!... komm!...“

„Ich!...“ rief die Mayeux erschrocken, „Du denkst nicht daran!...“

„Ich muß Dich nothwendig sprechen... ich verlange ein Kabinet... wir werden allein sein... beeile Dich... meine liebe, kleine Schwester... leiste keinen Widerstand vor allen diesen Leuten.“

Die Furcht, ein Schauspiel herbeizuführen, bestimmte die Mayeux, welche, überdies von dem Abenteuer ganz betäubt, zitternd, erschrocken, beinahe maschinenmäßig ihrer Schwester folgte, die sie in den Wagen zog, dessen Schlag Nini=Moulin geöffnet hatte.

Da der Mantel der Reine Bacchanal die armselige Kleidung und die Gebrechlichkeit der Mayeux verbarg, so hatte die Menge keinen Anlaß zum Lachen, und staunte nur über dieses Zusammentreffen, während die Wagen vor der Thüre des Traiteur auf dem Platze des Chatelet anlangten.

Sechszehntes Kapitel.

Die Contraste.

Einige Minuten nach dem Zusammentreffen der Mayeux und der Reine Bacchanal waren die zwei

Schwestern in einem Kabinet in dem Hause des Traiteur beisammen.

„Laß Dich noch einmal umarmen,“ sagte Cephyse zu der jungen Arbeiterin, „wir sind jetzt wenigstens allein, Du hast nicht mehr bange.“

Bei der Bewegung, welche die Reine Bacchanal machte, um die Mayeux in ihre Arme zu schließen, fiel der Mantel, in welchen sie gehüllt war.

Als Cephyse diese elenden Kleidungsstücke erblickte, welche sie auf dem Platze des Chatelet zu bemerken kaum Zeit gehabt hatte, faltete sie die Hände und konnte einen Ausruf schmerzlichen Erstaunens nicht unterdrücken. Dann sich ihrer Schwester nähernd, um sie genauer anzuschauen, nahm sie zwischen ihre fleischigen Hände die magern und eisigen der Mayeux und betrachtete einige Minuten lang mit wachsendem Kummer das leidende, bleiche, durch Entbehrungen und Nachtwachen abgemagerte Geschöpf, welches nur ärmlich in ein schlechtes, abgetragenes, geflicktes Linnenröckchen gekleidet war...

„Aber, meine Schwester, muß ich Dich so wieder sehen?“

Außer Stands ein Wort mehr zu sprechen, warf sich die Reine Bacchanal, in Thränen ausbrechend, der Mayeux an den Hals.

Und mitten in ihrem Schluchzen fügte sie bei:

„Vergebung! Vergebung!“

„Was hast Du, meine gute Cephyse?“ fragte die junge Arbeiterin tief bewegt, während sie sich sachte von dem Drucke ihrer Schwester loszumachen suchte.

„Du bittest mich um Vergebung? und worüber?“

„Worüber?“ versetzte Cephyse, ihr von Thränen überströmtes, vor Verwirrung purpurrothes Antlitz erhebend, „ist es nicht schändlich von mir, daß ich diesen Flitterstaat trage, so viel Geld in Thorheiten verschleudere, während Du so ärmlich gekleidet bist, während es Dir an Allem gebricht, während Du viel-

leicht vor Hunger und Noth stirbst; denn nie habe ich Dein Gesicht so bleich, so abgemüdet gesehen."

„Beruhige Dich, gute Schwester, ich befinde mich nicht schlecht... ich habe diese Nacht ein wenig gewacht; darum bin ich so bleich... aber ich bitte Dich, weine nicht, Du bringst mich in Verzweiflung."

Die Reine Bacchanal kam strahlend inmitten einer trunkenen Menge an und die Mayeux tröstete sie.....

Ein Umstand machte diesen Contrast noch viel auffallender.

Man hörte plötzlich freudiges Geschrei in dem anstoßenden Saale und mit Begeisterung ausgesprochen erschollen die Worte: „Es lebe die Reine Bacchanal!... Es lebe die Reine Bacchanal!..."

Die Mayeux bebte und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie ihre Schwester anschaute, welche, das Gesicht in ihren Händen verborgen, von der Schaam ganz niedergebeugt zu sein schien.

„Cephyse!" sagte sie zu ihr, „ich bitte Dich, kümmere Dich nicht so sehr, Du würdest mich das Glück dieses Zusammentreffens bedauern machen und ich bin doch so selig darüber. Ich habe Dich so lange nicht gesehen.... aber was hast Du, sage es mir doch."

„Du verachtest mich vielleicht... und Du hast Recht," erwiederte die Reine Bacchanal, ihre Augen trocknend.

„Dich verachten!... ich, mein Gott! und warum?"

„Weil ich das Leben führe, das ich führe, statt wie Du den Muth zu haben, die Armuth zu ertragen."

Der Schmerz von Cephyse war so eindringend, daß die Mayeux, stets nachsichtig und gut, vor Allem ihre Schwester trösten, sie in ihren eigenen Augen erheben wollte, und deßhalb zärtlich zu ihr sagte:

„Indem Du die Noth ein Jahr lang mit Festig-

keit ertrugst, wie Du dies thatst, hast Du mehr Verdienst und Muth gehabt, als ich haben werde, wenn ich sie mein ganzes Leben lang ertrage."

„Ah, meine Schwester, sage dies nicht."

„Sprich offenherzig," versetzte die Mayeux, „welchen Versuchungen ist ein Geschöpf, wie ich, ausgesetzt; muß ich denn natürlicher Weise nicht die Einsamkeit und das Alleinsein gerade so aufsuchen, wie Du ein geräuschvolles Leben und das Vergnügen suchst? Welche Bedürfnisse habe ich, ein gebrechliches Wesen? Wenig genügt mir."

„Und dieses Wenige hast Du nicht immer."

„Nein... aber es gibt Entbehrungen, die ich bei meinem schwachen, kränklichen Körper dennoch besser aushalten kann, als Du. So verursacht bei mir der Hunger eine Art von Erstarrung, die in einer großen Schwäche endigt. Dich, die Starke, Lebhafte, bringt der Hunger in Verzweiflung, zum Wahnsinn. Ach, erinnerst Du Dich, wie oft habe ich Dich diesen schmerzhaften Krisen preisgegeben gesehen, wenn wir in unserer Mansarde, weil wir einige Tage lang keine Arbeit fanden, unsere vier Franken wöchentlich nicht verdienen konnten und nichts hatten... durchaus nichts zu essen hatten; denn unser Stolz hielt uns ab, Zuflucht zu unsern Nachbarn zu nehmen."

„Diesen Stolz hast Du wenigstens bewahrt."

„Und Du ebenfalls. Hast Du nicht so viel gekämpft, als einer menschlichen Natur zu kämpfen möglich ist. Aber die Kräfte haben ein Ziel. Ich kenne Dich wohl, Cephyse.... Vor dem Hunger besonders bist Du zurückgewichen.... vor dem Hunger und der peinlichen Verpflichtung einer übermäßigen Arbeit, die Dir nicht einmal so viel eintrug, daß Du Deine unerläßlichen Bedürfnisse damit bestreiten konntest."

„Aber Du... Du ertrugst diese Entbehrungen, Du erträgst sie immer noch."

„Kannst Du mich mit Dir vergleichen? Höre," sagte die Mayeux, nahm ihre Schwester bei der Hand und führte sie vor einen Spiegel, der über einem Kanapee angebracht war, „schaue Dich an... glaubst Du, als Gott Dich so schön machte, Dir ein so lebhaftes Blut, einen so heitern, beweglichen, das Vergnügen liebenden Charakter verlieh, sei es sein Wille gewesen, Dich Dein Leben in einer eisigen Mansarde, ohne die Sonne zu sehen, an Deinen Stuhl genagelt, in Lumpen gekleidet, und unablässig und ohne Hoffnung arbeitend hinbringen zu lassen? Nein, denn Gott hat uns noch andere Bedürfnisse gegeben, als die zu essen und zu trinken. Bedarf die Schönheit, selbst in unserer niedrigen Lage, nicht einigermaßen des Schmuckes, bedarf die Jugend nicht der Bewegung, des Vergnügens und der Heiterkeit? Haben nicht alle Alter Zerstreuung und Ruhe nöthig? Hättest Du einen hinreichenden Lohn verdient, um Deinen Hunger zu stillen, um einen oder zwei Vergnügungstage in der Woche nach einer täglichen Arbeit von zwölf bis fünfzehn Stunden zu haben, um Dir den bescheidenen und frischen Putz zu verschaffen, den Dein reizendes Gesicht so gebieterisch fordert, so würdest Du nicht mehr verlangt haben, das weiß ich gewiß, denn Du hast es mir hundertmal gesagt; Du hast also einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit nachgegeben, weil Deine Bedürfnisse größer sind, als die meinigen."

„Das ist wahr," antwortete die Reine Bacchanal mit nachdenklicher Miene. „Wenn ich Gelegenheit gefunden hätte, nur vierzig Sous im Tage zu verdienen... so wäre mein Leben ein ganz anderes gewesen... denn anfänglich... siehst Du wohl, meine Schwester... war ich grausam gedemüthigt, wenn ich auf Kosten von irgend Jemand leben sollte."

„Du bist auch auf eine unwiderstehliche Weise hingerissen worden, sonst würde ich Dich schmähen, statt Dich zu beklagen. Du hast Dein Schicksal nicht

gewählt, Du hast Dich demselben unterworfen, wie ich mich dem meinigen unterziehe."

„Arme Schwester," sagte Cephyse, die Mayeur zärtlich umarmend, „Du, die Du so unglücklich bist, ermuthigst, tröstest mich, und es wäre doch an mir, Dich zu beklagen."

„Beruhige Dich," erwiederte die Mayeux, „Gott ist gerecht und gut. Hat er mir so viele Vortheile verweigert, so hat er mir dagegen meine Freuden gegeben, wie er Dir die Deinen gegeben hat."

„Deine Freuden?"

„Ja, und zwar große. Ohne sie ... würde das Leben zu schwer auf mir lasten, ich hätte nicht den Muth, es zu ertragen."

„Ich begreife Dich," sagte Cephyse bewegt. „Du findest noch Mittel, Dich Andern zu opfern und das lindert Deinen Gram."

„Ich thue wenigstens hiefür, was mir möglich ist, obgleich ich nur sehr wenig vermag; aber wenn es mir dann gelingt," fügte die Mayeux sanft lächelnd bei, „bin ich glücklich und stolz, wie eine arme kleine Ameise, welche nach vieler Anstrengung einen dicken Strohhalm zum gemeinschaftlichen Neste getragen hat. Aber wir wollen nicht mehr von mir sprechen."

„Doch ... wir wollen von Dir sprechen ... ich bitte Dich ... auf die Gefahr, Dich zu betrüben," versetzte schüchtern die Reine Bacchanal. „Ich will Dir noch einmal einen Vorschlag machen, den Du bereits zurückgewiesen hast. Jacques *) hat, glaube ich, noch Geld, wir verschwenden es in Thorheiten ... geben wohl da und dort auch den Armen, wenn sich Gelegenheit bietet ... Ich bitte Dich dringend, erlaube mir, daß ich Dich unterstütze, ... ich sehe es an

---

*) Wir erinnern den Leser daran, daß Couche-tout-Nu, Jacques Rennepont hieß und ein Theil der Nachkommenschaft der Schwester des Ewigen Juden war.

Deinem armen Gesichte, Du magst es mir immerhin verbergen wollen, Du erschöpfst Dich durch die Arbeit."

Ich danke, meine liebe Cephyse, ich kenne Dein gutes Herz; aber ich bedarf nichts. Das Wenige, was ich gewinne, genügt mir."

„Du weisest mich zurück," sprach die Reine Bacchanal traurig, „weil Du weißt, daß meine Rechte auf dieses Geld nicht ehrenvoll sind ... Es sei ... ich begreife Deine Bedenklichkeiten. Aber nimm wenigstens einen Dienst von Jacques an; er ist Arbeiter gewesen, wie wir. Unter Kameraden hilft man sich. Ich bitte Dich, nimm es an, oder ich würde glauben, Du verachtest mich."

„Und ich würde glauben, Du verachtest mich, wenn Du darauf bestündest, meine gute Cephyse," erwiederte die Mayeux mit einem zugleich so sanften und entschlossenen Tone, daß die Reine Bacchanal einsah, jedes Beharren wäre fruchtlos.

Sie senkte traurig den Kopf und abermals zeigten sich Thränen in ihren Augen.

„Meine Weigerung betrübt Dich," sprach die Mayeux, sie bei der Hand nehmend; „aber überlege, und Du wirst einsehen."

„Du hast Recht," sagte die Reine Bacchanal nach kurzem Stillschweigen mit Bitterkeit. „Du kannst keine Unterstützung von meinem Liebhaber annehmen. Dieser Vorschlag war eine Beleidigung für Dich. Es gibt so demüthigende Lebenslagen, daß sie sogar das Gute beschmutzen, das man gerne thun möchte."

„Cephyse, ich wollte Dich nicht beleidigen, das weißt Du wohl."

„O! glaube mir," erwiederte die Reine Bacchanal, „so heiter, so toll ich bin, habe ich doch zuweilen Augenblicke des Ueberlegens ... selbst inmitten meiner rauschendsten Vergnügungen ... doch diese Augenblicke sind zum Glücke selten."

„Und was denkst Du dann?“

„Ich denke dann, daß das Leben welches ich führe, nicht sehr ehrenhaft ist. Ich will dann von Jacques eine kleine Geldsumme fordern, nur um damit mein Leben ein Jahr lang fristen zu können; ich entwerfe dann Pläne, mich wieder mit Dir zu vereinigen und mich nach und nach wieder an die Arbeit zu gewöhnen.“

„Nun, dieser Gedanke ist gut; warum befolgst Du ihn nicht?“

„Weil ich in dem Augenblicke, wo ich den Plan ausführen will, mich aufrichtig befrage, und mir der Muth fehlt. Ich fühle es, nie könnte ich wieder die Gewohnheit der Arbeit erlangen und auf dieses Leben verzichten, das bald reich ist, wie heute, bald zweifelhaft ... aber wenigstens frei, müßig, lustig, sorglos und wenigstens tausendmal dem vorzuziehen, welches ich, vier Franken in der Woche verdienend, führen würde. Jacques hat vielleicht zehntausend Franken seit drei bis vier Monaten ausgegeben, und wir haben nichts als zwei schlechte, kaum meublirte Zimmer; denn wir leben stets auswärts, wie die Vögel. Zum Glücke besaß er gar nichts, als ich ihn zu lieben anfing. Ich verkaufte einige Juwelen, die man mir geschenkt hatte, und setzte diese Summe in die Lotterie. Wie die Narren stets Glück haben, gewann ich viertausend Franken. Jacques war so lustig, so toll, so sehr im Zuge, wie ich. Wir sagten uns, wir lieben uns sehr; so lange das Geld dauern wird, gehen wir mit einander. Haben wir keines mehr, so sind wir unser müde, und dann nehmen wir Abschied von einander, oder wir lieben uns noch und versuchen es, um beisammen zu bleiben, wieder zur Arbeit zurückzukehren. Können wir das nicht, und wir wollen uns durchaus nicht trennen, so wird ein Scheffel Kohle unsere Angelegenheit abmachen.“

„Großer Gott!“ rief die Mayeux erbleichend.

„Beruhige Dich, es ist noch nicht so weit. Wir

besaßen noch etwas, als ein Geschäftsagent, der mir den Hof gemacht hatte, aber so häßlich war, daß mich dies verhinderte, seinen Reichthum zu sehen, mich aufforderte, da er erfuhr, daß ich mit Jacques lebe ... Doch warum soll ich Dich mit diesen Geschichten langweilen? ... Mit zwei Worten, man hat Jacques auf etwas, wie ziemlich zweifelhafte Rechte, wie man sagte, die er auf eine Erbschaft hätte, Geld geliehen. Mit diesem Geld belustigen wir uns; so lange noch etwas vorhanden ist, wird es schon gehen."

„Aber meine gute Cephyse, statt dieses Geld so thörichter Weise zu verschwenden, warum legst Du es nicht lieber an und verheirathest Dich mit Jacques, da Du ihn liebst?"

„Oh! einmal, siehst Du," antwortete die Reine Bacchanal, deren sorgloser, heiterer Charakter wieder die Oberhand gewann, „Geld anlegen macht einem kein Vergnügen, die ganze Unterhaltung besteht darin, daß man ein kleines Stück Papier anschaut, welches man für die schönen Goldstücke erhält, die uns tausend Freuden gewähren. Was das Heirathen betrifft, so liebe ich Jacques allerdings, wie ich nie einen andern Menschen geliebt habe; dennoch scheint es mir, daß all' unser Glück hinschwinden würde, wenn ich mit ihm verheirathet wäre. Als mein Liebhaber hat er mir nichts über die Vergangenheit zu sagen, aber als mein Gatte würde er sie mir früher oder später vorwerfen, und ich will mir die Vorwürfe lieber selbst machen, denn ich weiß gewisse Formen dabei zu beobachten."

„Gut, Du tolles Wesen, aber dieses Geld wird nicht ewig währen. Hernach, was machst Du hernach?"

„Hernach, ah bah! Hernach ist im Monde ... Mir ist es immer, als müßte morgen in hundert Jahren kommen. Wenn man sich sagen sollte, man würde eines Tages sterben, so wäre es nicht der Mühe werth zu leben."

Die Unterredung wurde abermals durch einen furchtbaren Lärmen unterbrochen, welcher das durchdringende Geräusch der Ratsche von Nini-Moulin beherrschte. Auf diesen Lärmen folgte ein Chor unmenschlicher Ausrufe, unter denen man die Worte, welche die Fenster zittern machten, unterscheiden konnte:

„Die Reine Bacchanal! Die Reine Bacchanal!“

Die Mayeux bebte bei diesem Geschrei.

„Mein Hof wird wieder ungeduldig,“ sagte Cephyse, diesmal lachend.

„Mein Gott!“ rief die Mayeux voll Schrecken, „wenn man Dich hier aufsuchen wird.“

„Nein, nein, sei unbesorgt!“

„Aber doch, hörst Du die Tritte, ... man geht in der Flur ... man nähert sich ... Oh! ich beschwöre Dich meine Schwester, mache, daß ich allein gehen kann ... ohne daß mich Jedermann sieht.“

In dem Augenblick, wo die Thüre sich öffnete, lief Cephyse dahin. Sie sah in der Flur eine Deputation, an deren Spitze Nini-Moulin, mit seiner furchtbaren Ratsche, Rose-Pompon und Couche-tout-Nu marschirten.

„Die Reine Bacchanal oder ich vergifte mich mit einem Glas Wasser!“

„Die Reine Bacchanal oder ich hefte mein Heiraths-Aufgebot mit Nini-Moulin an die Mairie!“ rief die kleine Rose-Pompon mit entschlossener Miene.

„Die Reine Bacchanal oder ihr Hof empört sich und entführt sie,“ sagte eine andere Stimme.

„Ja, ja, wir wollen sie entführen,“ wiederholte ein furchtbarer Chor.

„Jacques, komm allein herein,“ sprach die Reine Bacchanal, trotz dieser dringlichen Aufforderung. Und sich mit einem majestätischen Tone an ihren Hof wendend:

„In zehn Minuten gehöre ich Euch und dann höllischen Sturm!“

„Es lebe die Reine Bacchanal!“ rief Dumoulin,

seine Ratsche bewegend und sich, von der Deputation gefolgt, entfernend, während Couche-tout-Nu allein in das Kabinet eintrat.

„Jacques, das ist meine gute Schwester," sagte Cephyse zu ihm.

„Entzückt, Sie zu sehen, Mademoiselle," sprach Jacques zutraulich, „und doppelt entzückt, denn Sie können mir Nachricht von dem Kameraden Agricol geben... Seitdem ich den Millionär spiele, sehe ich ihn nicht mehr... aber ich liebe ihn stets als einen guten und braven Gefährten... Sie wohnen in seinem Hause... Wie geht es ihm?"

„Ach! Herr..., es ist ihm und seiner Familie viel Unglück widerfahren... er sitzt im Gefängniß."

„Im Gefängniß!" rief Cephyse.

„Agricol!.. im Gefängniß!... er, und warum?" sprach Couche-tout-Nu.

„Wegen eines politischen Vergehens, das von keiner hohen Bedeutung ist. Man hatte gehofft, ihm gegen Caution die Freiheit zu verschaffen."

„Allerdings gegen fünfhundert Franken, ich kenne das," sprach Couche-tout-Nu.

„Leider ist es unmöglich gewesen. Die Person, auf welche man rechnete..."

Die Reine Bacchanal unterbrach die Mayeux und sagte zu Couche-tout-Nu:

„Jacques... Du hörst... Agricol ist im Gefängniß wegen fünfhundert Franken!"

„Bei Gott! ich höre wohl, und ich verstehe Dich. Du hast nicht nöthig, mir Zeichen zu machen... Armer Junge! und er ernährt seine Mutter."

„Ach, ja, mein Herr, und das wird um so peinlicher, als sein Vater aus Rußland angekommen ist und seine Mutter..."

„Nehmen Sie, Mademoiselle," sprach Couche-tout-Nu, die Mayeux abermals unterbrechend, und gab ihr eine Börse. „Nehmen Sie... Alles ist hier

zum voraus bezahlt. Das ist der Rest meines Geldsackes; es sind fünfundzwanzig bis dreißig Napoleons darin. Ich kann nicht besser damit fertig werden, als wenn ich einen Kameraden in der Noth mit dem Gelde unterstütze. Geben Sie es dem Vater von Agricol, er wird die nöthigen Schritte thun, und morgen ist Agricol wieder in seiner Schmiede ... mir ist es lieber, daß er dort ist, als ich."

„Jacques, umarme mich sogleich," sprach die Reine Bacchanal.

„Sogleich, und noch einmal und immer," erwiederte Jacques, die Reine lustig umarmend.

Die Mayeux zögerte einen Augenblick, aber bedenkend, daß diese Summe, welche sonst auf eine tolle Weise verschleudert werden würde, das Leben und die Hoffnung der Familie von Agricol zurückgeben könnte, bedenkend ferner, daß diese fünfhundert Franken, früher oder später an Jacques zurückbezahlt, für diesen dann eine sehr ersprießliche Hülfsquelle werden dürften, nahm das Mädchen die Börse an und sagte mit feuchten Augen:

„Herr Jacques, ich nehme Ihr Anerbieten an, Sie sind edelmüthig und gut. Der Vater von Agricol wird wenigstens heute diesen Trost bei so grausamen Kummer haben. Ich danke, oh! ich danke!"

„Sie brauchen nicht zu danken, Mademoiselle. Hat man Geld, so hat man es für Andere, wie für sich selbst."

Das Geschrei begann jetzt noch wüthender, als zuvor, und die Ratsche von Nini-Moulin lärmte gräulicher, als je.

„Cephyse, sie schlagen Alles zusammen, wenn Du nicht kommst. Und jetzt habe ich nichts mehr, um den Schaden zu bezahlen," sagte Couche-tout-Nu. „Verzeihen Sie, Mademoiselle," fügte er lächelnd bei, „aber Sie sehen, das Königthum hat seine Verpflichtungen ..."

Cephyse streckte erschüttert die Arme nach der Mayeux aus, welche, sanfte Thränen weinend, sich in dieselben warf.

„Und nun," sagte sie zu ihrer Schwester, „wann werde ich Dich wiedersehen?"

„Bald ... obgleich mir nichts so peinlich sein kann, als Dich in einem Elend zu erblicken, in welchem Du Dich nicht willst von mir erleichtern lassen."

„Du wirst kommen ... Du versprichst es mir ..?"

„Ich verspreche es Ihnen in ihrem Namen," erwiederte Jacques, „wir werden Sie besuchen, Sie und Ihren Nachbar Agricol."

„Vorwärts ... kehre zum Feste zurück, Cephyse. Belustige Dich mit vollem Herzen ... Du kannst es wohl ... denn Herr Jacques macht eine Familie unendlich glücklich."

Hienach und nachdem Couche-tout-Nu sich versichert hatte, daß sie, ohne von seinen lustigen, lärmenden Gefährten gesehen zu werden, sich entfernen könnte, stieg die Mayeux heimlich die Treppe hinab. Sie hatte große Eile, Dagobert wenigstens eine gute Nachricht zu bringen, wollte sich jedoch zuvor nach der Rue de Babylone in den kurze Zeit vorher noch von Adrienne von Cardoville bewohnten Pavillon begeben.

Man wird später die Ursache dieses Entschlusses der Mayeux erfahren.

In dem Augenblick, wo das Mädchen aus dem Hause des Traiteur kam, sprachen drei bürgerlich gekleidete Männer leise mit einander und schienen sich, eben dieses Haus betrachtend, zu berathen. Bald stieg ein vierter eilig die Treppe des Traiteur herab.

„Nun?" sagten die drei Andern ängstlich.

„Er ist da ..."

„Du weißt es gewiß?"

„Gibt es zwei Couche-tout-Nu auf der Erde?" antwortete der Andere. „Ich habe ihn gesehen; er

ist verkleidet; sie sitzen noch wenigstens drei Stunden bei Tische."

„Dann erwartet mich hier, Ihr Andern; verbergt Euch so gut als nur immer möglich; ich hole den Chef der Mannschaft, und wir haben die ganze Geschichte im Sack."

Nach diesen Worten verschwand einer von den Menschen in einer Straße, welche nach dem Platze ausmündete.

. . . .

In diesem Augenblick trat die Reine Bacchanal in den Bankettsaal, von Couche-tout-Nu begleitet, ein, und wurde mit dem tollsten Zurufe begrüßt.

„Jetzt," rief Cephyse, mit einer Art von fieberhafter Aufwallung und als hätte sie sich betäuben wollen, „jetzt, meine Freunde, Sturm, Orkan, Umsturz, Entfesselung, Erderschütterung! ..." Dann ihr Glas Nini-Moulin reichend, „Zu trinken!"

„Es lebe die Königin!" rief man einstimmig.

Siebzehntes Kapitel.

Die Weckuhr.

Die Reine Bacchanal, der Couche-tout-Nu und Rose-Pompon gegenüber und Nini-Moulin zur rechten Seite saßen, führte den Vorsitz bei dem Mahle, die Weckuhr genannt, das Jacques großmüthig seinen Vergnügensgenossen bot.

Die jungen Männer und die Mädchen schienen die Anstrengung eines Balles vergessen zu haben, der um eilf Uhr Abends angefangen und um sechs Uhr Morgens geendigt hatte; eben so lustig, als verliebt und unermüdlich lachten, aßen, tranken diese Paare mit einem jugendlichen und unersättlichen Eifer. Wäh-

rend des ersten Theils des Mahles plauderte man nicht viel; man hörte nur das Geräusch vom Zusammenstoßen der Gläser und Teller.

Das Antlitz der Reine Bacchanal war weniger heiter, aber viel mehr belebt, als gewöhnlich. Ihre gefärbten Wangen, ihre glänzenden Augen kündigten eine fieberhafte Aufregung an; sie wollte sich um jeden Preis betäuben; die Unterredung mit ihrer Schwester kam ihr zuweilen wieder in den Kopf, aber sie bestrebte sich, so traurigen Erinnerungen zu entfliehen.

Jacques schaute Cephyse von Zeit zu Zeit mit leidenschaftlicher Anbetung an, denn in Folge des seltsamen Einklangs nach Charakter, Geist und Geschmack, der zwischen ihm und der Reine Bacchanal herrschte, hatte ihre Verbindung viel tiefere und festere Wurzeln, als gewöhnlich solche auf das Vergnügen gegründete, ephemere Neigungen haben. Cephyse und Jacques kannten nicht einmal die ganze Macht einer Liebe, welche bis jetzt von Freuden und Festen umgeben gewesen war, die noch kein betrübendes Ereigniß gestört hatte.

Die kleine Rose-Pompon, seit einigen Tagen Wittwe eines Studenten, der, um seinen Carneval würdig endigen zu können, in seine Provinz zurückgekehrt war, um einiges Geld von seiner Familie unter einem von den fabelhaften Vorwänden zu beziehen, deren Ueberlieferung in den Rechts- und Medicin-Schulen sorgfältig bewahrt und cultivirt wird; Rose-Pompon hatte als ein Beispiel seltener Treue und um sich nicht zu compromittiren, den harmlosen Nini-Moulin zum Begleiter gewählt.

Von seinem Helme befreit, zeigte der Letztere einen kahlen Kopf, umgeben von einer Bordure schwarzer krauser Haare, welche ziemlich lang in das Genick herabfielen. In Folge einer sehr merkwürdigen bacchischen Erscheinung bemächtigte sich, je mehr die

Trunkenheit bei ihm überhandnahm, eine Art von Gürtel, purpurroth wie sein Gesicht, nach und nach seiner Stirne und überströmte die glänzende Weiße seines Schädels.

Rose-Pompon, welche die Bedeutung dieses Symptoms kannte, machte die Gesellschaft darauf aufmerksam und rief unter einem schallenden Gelächter:

„Nini-Moulin, nimm Dich in Acht, die Weinfluth steigt bedeutend!"

„Wenn sie über seinen Kopf kommt, ertrinkt er," fügte die Reine Bacchanal bei.

„O Königin, suchen Sie mich nicht zu zerstreuen, ich denke nach..." antwortete Dumoulin, welcher trunken zu werden anfing und in der Hand in Form eines antiken Bechers eine mit Wein gefüllte Punschbowle hielt, denn er verachtete die gewöhnlichen Gläser, welche er ihrer geringen Haltungsfähigkeit wegen Gürgelchen nannte.

„Er denkt nach," versetzte Rose-Pompon, „Nini-Moulin denkt nach, aufgepaßt!... Er denkt nach... er ist also krank!"

„Worüber denkt er nach? über einen Pas Chicard?"

„Ueber eine anacreontische und verbotene Stellung?"

„Ja, ich denke nach," erwiederte Dumoulin ernst, „ich denke über den Wein im Allgemeinen und im Besondern nach; über den Wein, von dem Bossuet (Dumoulin hatte die äußerst unangenehme Gewohnheit, Bossuet zu citiren, wenn er betrunken war), über den Wein, von dem der göttliche Bossuet, der ein Kenner war, gesagt hat: „In dem Weine sind der Muth, die Kraft, die Freude, die geistige Trunkenheit (wenn man nämlich Geist hat, wohlverstanden)," fügte Nini-Moulin als Parenthese bei.

„Dann bete ich Deinen Bossuet an," sprach Rose-Pompon.

„Was meine besondere Betrachtung betrifft, so führt mich diese auf die Frage: ob der Wein auf der Hochzeit von Kana roth oder weiß war. Bald befrage ich den weißen, bald den rothen, bald alle beide zugleich."

„Das heißt der Frage auf den Grund gehen," sagte Couche-tout-Nu.

„Und besonders auf den Grund der Flaschen!" rief die Reine Bacchanal.

„Wie Ihr sagt, oh! Majestät... und ich habe bereits durch Erfahrungen und Nachforschungen eine große Entdeckung gemacht, nämlich die, daß, wenn der Wein bei der Hochzeit von Cana roth war..."

„Derselbe nicht weiß gewesen ist," sprach Rose-Pompon.

„Und wenn ich zu der Ueberzeugung gelangte, daß, er weder roth noch weiß war?" fragte Dumoulin mit einer Beamtenmiene.

„Da wäret Ihr wohl betrunken, mein Dicker," antwortete Couche-tout-Nu.

„Der Gatte der Reine Bacchanal spricht die Wahrheit. Das kommt davon her, daß man zu sehr von den Wissenschaften angestrengt ist; aber gleich viel, von Studien zu Studien über diese Frage fortschreitend, der ich mein ganzes Leben gewidmet habe, werde ich das Ende meiner ehrenvollen Laufbahn erreichen, indem ich meinem Durste eine hinreichend theologische, historische und ar...chäo... logische Färbung gebe."

Wir müssen darauf Verzicht leisten, die lustige Geberde und die nicht minder lustige Betonung zu schildern, womit Dumoulin diese letzten Worte aussprach und scandirte, welche eine allgemeine lang fortdauernde Heiterkeit hervorriefen.

„Archäologisch!" rief Rose-Pompon, „was ist

das? hat das einen Schweif? geht das auf dem Wasser?“

„Laßt doch,“ versetzte die Reine Bacchanal; „das sind Worte von Gelehrten oder Taschenspielern; es ist wie bei den Crinoline-Röcken, .. es bauscht sich, und weiter nichts ... ich will lieber trinken. Schenken Sie ein, Nini-Moulin, Champagner! Rose-Pompon, auf die Gesundheit Deines Philemon, auf seine Rückkehr!“

„Trinken wir lieber auf den günstigen Erfolg der langen Rübe, welche er seiner albernen geizigen Familie auszuziehen hofft, um seineen Carneval lustig zu endigen,“ entgegnete Rose Pompon. „Sein Rübenplan ist zum Glücke nicht schlecht.“

„Rose-Pompon!“ rief Nini Moulin, „ob Sie diesen Calembourg nun absichtlich oder nicht absichtlich gemacht haben, umarmen Sie mich, meine Tochter.“

„Ich danke, was würde mein Mama dazu sagen.“

„Rose-Pompon, ich kann Sie beruhigen. Sanct Paulus, verstehen Sie wohl, der Apostel Sanct Paulus?“

„Was weiter?“

„Sanct Paulus sagt ausdrücklich: „„daß diejenigen, welche verheirathet sind, leben sollen, als ob sie keine Frauen hätten...““

„Was geht das mich an? das geht Philemon an.“

„Allerdings,“ versetzte Nini-Moulin, „aber der göttliche Bossuet fügt, Sanct Paulus citirend, bei: „„Und folglich müssen die verheiratheten Frauen leben, als ob sie keine Männer hätten.““ Ich kann um so mehr die Arme nach Ihnen ausstrecken, Rose-Pompon, als Philemon nicht einmal Ihr Gatte ist.“

„Ich sage dies auch nicht; aber Sie sind zu häßlich.“

„Das ist ein Grund, ich trinke daher auf die Gesundheit des Planes von Philemon. Wünschen wir

von ganzem Herzen, er möge eine ungeheure Rübe ziehen."

„Das lasse ich mir gefallen," sprach Rose-Pompon, „auf die Gesundheit dieses interessanten, für die Existenz der Studenten so nothwendigen, Gemüses."

„Und auch für die der andern Rüben-essenden Geschöpfe," fügte Dumoulin bei.

Dieser Toast wurde durch einstimmigen Zuruf angenommen.

„Mit der Erlaubniß Ihrer Majestät und Ihres Hofes," sprach Dumoulin, „schlage ich einen Toast auf das Gelingen einer Sache vor, welche für mich besonders wichtig ist und einige Aehnlichkeit mit der Rübe von Philemon hat.... Ich bin der Meinung, dieser Toast wird mir Glück bringen."

„Laßt hören!"

„Wohl, auf die Gesundheit meiner Verheirathung," sagte Dumoulin sich erhebend.

Diese Worte hatten einen Ausbruch von Geschrei, Gelächter und Gestampfe zur Folge.

Nini-Moulin schrie, stampfte und lachte stärker als die Andern; er riß einen ungeheuern Mund auf und fügte dem betäubenden Lärmen das Geräusch seiner Ratsche bei, die er unter seinem Stuhle vornahm, wohin er sie gelegt hatte.

Als sich dieser Orkan einigermaßen dämpfte, stand die Reine Bacchanal auf und sagte:

„Ich trinke auf die Gesundheit der zukünftigen Madame Nini-Mouline."

„O Königin! Eure Güte rührt mich so sehr, daß ich Euch im Grunde meines Herzens den Namen meiner zukünftigen Gemahlin lesen lasse," rief Dumoulin. „Sie heißt Frau Wittwe Honorée-Modeste-Messaline-Angèle von Sainte-Colombe..."

„Bravo, bravo!"

„Sie hat sechzig Jahre auf dem Rücken und tausend Livres mehr Renten, als Haare in ihrem grauen

Schnurrbart, und Runzeln im Gesichte. Ihre Beleibtheit ist so mächtig, daß einer von ihren Röcken der ehrenwerthen Gesellschaft als Zelt dienen könnte; ich hoffe auch, meine zukünftige Gemahlin Ihnen am Fastnachtsdienstag in der Tracht einer Schäferin vorzustellen, welche so eben ihre ganze Herde verschlungen hat. Man wollte sie bekehren, aber ich übernehme es, sie zu belustigen, das wird ihr lieber sein. Sie müssen mir beistehen, um sie in die bacchischsten und cancanischsten Stürme und Umwälzungen zu stürzen."

„Wir werden sie in Alles stürzen, was Sie nur immer wollen."

„Cancan mit weißen Haaren," trillerte Rose-Pompon nach einer bekannten Melodie.

„Das wird Eindruck auf die Stadtsergenten machen. Man sagt ihnen, ehret sie, Eure Mutter kann auch einst dieses Alter erreichen."

Plötzlich stand die Reine Bacchanal auf. Ihr Antlitz hatte einen seltsamen Ausdruck von bitterer, sardonischer Freude; in der einen Hand hielt sie ein volles Glas.

„Man sagt die Cholera nähere sich mit ihren Siebenmeilenstiefeln," rief sie. „Ich trinke auf die Cholera!"

Und sie trank.

Trotz der allgemeinen Heiterkeit brachten diese Worte einen düsteren Eindruck hervor. Eine Art von electrischem Schauer durchlief die Versammlung. Beinahe alle Gesichter wurden plötzlich ernst.

„Ah, Cephyse!" sagte Jacques im Tone des Vorwurfs.

„Auf die Cholera!" wiederholte unerschrocken die Reine Bacchanal. „Sie verschone diejenigen, welche Lust zum Leben haben, und lasse die miteinander sterben, welche sich nicht verlassen wollen!"

Jacques und Cephyse tauschten rasch einen Blick,

der ihren lustigen Genossen entging, und die Reine Bacchanal blieb eine Zeit lang stumm und nachdenkend.

„Ah, das ist ein ander Ding, das läßt sich hören,“ versetzte Rose-Pompon, „auf die Cholera! damit es nur noch gute Kinder auf Erden gibt!“

Trotz dieser Variante blieb immer noch ein tiefer, peinlicher Eindruck zurück. Dumoulin wollte diesen traurigen Gegenstand der Unterhaltung kurz abschneiden und rief:

„Zum Teufel die Todten! es leben die Lebenden! Und bei Gelegenheit von Lebenden und Gutlebenden erlaube ich mir eine Gesundheit auszubringen, welche unserer Königin theuer ist: die Gesundheit unsers Amphitryon! Leider weiß ich seinen ehrenwerthen Namen nicht, da ich erst seit dieser Nacht das Vergnügen seiner Bekanntschaft genieße. Er wird mich also entschuldigen, wenn ich ganz einfach auf die Gesundheit von Couche-tout-Nu trinke, ein Name, der meine Schamhaftigkeit durchaus nicht empört, denn Adam pflegte sich nie auf eine andere Weise niederzulegen. Also für Couche-tout-Nu!“

„Ich danke, Dicker,“ erwiederte Jacques mit heiterem Tone. „Vergäße ich Ihren Namen, so würde ich rufen: Wer will trinken? und ich bin überzeugt, Sie antworteten: hier!“

„Hier, äußerst hier!“ sagte Dumoulin, indem er mit der einen Hand militärisch grüßte und mit der andern seine Bowle ausstreckte.

„Wenn man indessen mit einander getrunken hat,“ versetzte Couche-tout-Nu, „so muß man sich aus dem Grunde kennen lernen. Ich heiße Jacques Rennepont.“

„Rennepont!“ rief Dumoulin, dem dieser Name trotz seiner Halbtrunkenheit seltsam aufzufallen schien. „Sie heißen Rennepont?“

„Rennepont so sehr, als dies nur sein kann. Sie wundern sich darüber?“

„Es gibt eine alte Familie dieses Namens . . . Die Grafen von Rennepont.“

„Ah, bah! wirklich!“ rief Couche-tout-Nu lachend.

„Die Grafen von Rennepont, welche auch Herzoge von Cardoville sind,“ fügte Dumoulin bei.

„Ei, so laß doch hören, Dicker! Sehe ich etwa aus, als hätte ich das Lebenslicht einer solchen Familie zu verdanken? Ich, ein Arbeiter in Schmäusen und lustigen Schwänken?“

„Sie, ein Arbeiter? es scheint mir, wir werden in Tausend und eine Nacht versetzt,“ rief Dumoulin immer mehr erstaunt. „Sie bezahlen uns ein Balthasarsmahl in Begleitung von vierspännigen Wagen. Und Sie sind Arbeiter? Nennen Sie mir schnell Ihr Gewerbe, und ich verlasse den Weinberg des Herrn, den ich wohl oder übel baue.“

„Glauben Sie ja nicht, ich sei Arbeiter in nachgemachten Bankbilleis und falscher Münze,“ sagte Jacques lachend.

„Ah, Kamerad, eine solche Vermuthung . . .“

„Ist verzeihlich, wenn man das Leben sieht, das ich führe. . . Aber ich will Sie beruhigen. Ich verzehre eine Erbschaft.“

„Sie verspeisen und vertrinken ohne Zweifel einen Oheim?“ fragte Dumoulin sehr höflich.

„Meiner Treue, ich weiß es nicht!“

„Wie? Sie wissen nicht, welche Art Sie verspeisen?“

„Denken Sie sich zuerst, daß mein Vater Lumpensammler war.“

„Ah, Teufel,“ sprach Dumoulin, ziemlich aus der Fassung gebracht, obgleich er im Allgemeinen nicht sehr ängstlich in der Wahl seiner Zechbrüder war, aber als sein erstes Erstaunen sich etwas gelegt hatte, versetzte er mit reizender Freundlichkeit: „Es gibt allerdings Lumpensammler... von dem höchsten Verdienst.“

„Bei Gott, Sie glauben zu spotten,“ sprach Jac-

ques, „und dennoch haben Sie Recht. Mein Vater war ein Mann von ausgezeichnetem Verdienste; er sprach Griechisch und Lateinisch wie ein wahrer Gelehrter. Und in Beziehung auf die Mathematik sagte er mir oft, es gäbe keinen, der ihm gleich käme... abgesehen davon, daß er viele Reisen gemacht hatte."

„Dann können Sie wohl von der Familie der Grafen von Rennepont sein," versetzte Dumoulin, den das Erstaunen wieder etwas nüchtern machte.

„In diesem Falle," rief Rose-Pompon lachend, „in diesem Falle sammelte Ihr Vater Lumpen als Liebhaber, oder für die Ehre!"

„Nein, nein, Gottes Elend, um zu leben," versetzte Jacques; „aber in seiner Jugend war er in besseren Umständen gewesen. Wie es scheint, oder vielmehr, wie es in seinem Unglücke nicht schien, hatte er sich an einen reichen Vetter gewendet; aber der reiche Vetter sagte ihm: Ich danke! Dann wollte er aus seinem Griechischen, Lateinischen und aus seiner Mathematik Nutzen ziehen. Unmöglich! Paris muß damals von Gelehrten gewimmelt haben. Um nicht Hungers zu sterben, suchte er sein Brod am Ende seines Haken, und er fand es, meiner Treue! denn ich habe davon zwei Jahre lang gegessen, als ich nach dem Tode einer Tante, bei der ich auf dem Lande wohnte, zu ihm kam, um bei ihm zu leben."

„Ihr ehrwürdiger Vater war also gewissermaßen ein Philosoph," sagte Dumoulin, „aber wenn er nicht eine Erbschaft an einer Straßenecke gefunden hat, so sehe ich das Erbe, von dem Sie sprechen, nicht kommen."

„Warten Sie doch auf das Ende des Liedes. In einem Alter von zwölf Jahren trat ich als Lehrling in die Fabrik von Herrn Tripeaud ein. Zwei Jahre nachher starb mein Vater in Folge eines Unfalls und hinterließ mir das Mobiliar unseres Speichers: einen Strohsack, einen Stuhl und einen Tisch, und außerdem in einem schlechten Kölnischwasser-Kistchen Papiere, wie

es scheint, in englischer Sprache geschrieben und eine Medaille von Bronze, welche mit ihrer Kette ungefähr zehn Sous werth sein mochte... Er hatte nie mit mir von diesen Papieren gesprochen. Da ich nicht wußte, wozu sie gut waren, so ließ ich sie in einem alten Koffer liegen, statt sie zu verbrennen. Und das war sehr vernünftig, denn auf diese Papiere hat man mir Geld geliehen."

„Eine Gnade des Himmels," sprach Dumoulin, „man wußte also, daß Sie diese Papiere hatten?"

„Ja, einer von den Menschen, welche alten Schuldforderungen nachspüren, suchte Cephyse auf, die mit mir darüber sprach. Nachdem er die Papiere gelesen hatte, sagte dieser Mensch: die Sache wäre zweifelhaft, aber er würde mir zehntausend Franken darauf leihen, wenn ich wollte... Zehntausend Franken!... Das war ein Schatz... und ich habe ihn auch sogleich angenommen."

„Aber Sie hätten sich wohl denken können, daß diese Schuldforderungen einen ziemlich großen Werth haben müssen."

„Meiner Treue, nein... da mein Vater, der ihren Werth kennen mußte, nie Nutzen daraus gezogen hatte; und dann zehntausend Franken in schönen guten Thalern, die einem, man weiß nicht woher, zufallen... Das nimmt man immerhin, und zwar sogleich... Und ich habe auch genommen... Der Geschäftsagent ließ mich nur einen Wechsel, eine Sicherheit... ja, so ist es, eine Sicherheit unterzeichnen."

„Und Sie haben unterzeichnet?"

„Was lag mir daran? Es war eine bloße Förmlichkeit, wie mir der Geschäftsmann sagte, und er sagte die Wahrheit, denn die Frist ist vor vierzehn Tagen abgelaufen und ich habe seitdem nichts mehr davon gehört. Es bleiben mir noch etwa tausend Franken bei dem Agenten, den ich zum Kassirer genommen habe... in Betracht, daß er die Kasse hatte... Und so schwelge

ich nun auf Leben und Tod vom Morgen bis zum Abend, seit meinen zehntausend Franken, lustig wie ein Zeisig, daß ich den verdammten Schurken von einem Meister, diesen Tripeaud, verlassen habe."

Als Jacques diesen Namen nannte, verdüsterte sich plötzlich sein bis dahin heiteres Gesicht.

Cephyse, welche nicht mehr dem peinlichen Eindruck unterthan war, der sich einen Augenblick ganz und gar derselben bemeistert hatte, schaute Jacques unruhig an; denn sie wußte, in welchem Grade der Name von Herrn Tripeaud ihn aufbrachte.

„Tripeaud," sagte Couche-tout-Nu, „das ist ein Mensch, der die Guten schlecht, und die Schlechten noch schlechter machen würde... Man sagt: Guter Reiter, gutes Pferd; man sollte sagen: Guter Meister, gute Arbeiter!... Gottes Elend, wenn ich an diesen Menschen denke!"

Bei diesen Worten schlug Couche-tout-Nu heftig mit der Faust auf den Tisch.

„Ruhig, Jacques, denke an etwas Anderes," sagte die Reine Bacchanal. „Rose-Pompon mache ihn doch lachen!"

„Ich habe keine Lust zu lachen," antwortete Jacques mit einem rauhen und noch vom Weine belebten Tone, „das ist stärker als ich. Wenn ich an diesen Menschen denke, bin ich ganz Zorn und Grimm. Man mußte ihn nur hören: „„Schufte von Arbeitern... Canaillen von Arbeitern... Schurken von Arbeitern! Sie schreien, sie haben kein Brod im Leibe!"" sagte Herr Tripeaud, „„gut, man wird ihnen Bajonette hineinstecken*), das wird sie beruhigen..."" Und die Kinder... in seiner Fabrik... die muß man erst sehen... arme Kleine... arbeiten so lange, als die Männer... entkräften sich und sterben

---

*) Dieses grausame Wort wurde während der unglücklichen Ereignisse von Lyon ausgesprochen.

zu Dutzenden... Doch das ist gleichgültig. Sind die Einen todt, so kommen immer wieder Andere... Es geht hier nicht wie bei den Pferden, die man nur ersetzen kann, wenn man sie bezahlt."

„Ganz offenbar lieben Sie Ihren früheren Patron nicht sehr," versetzte Dumoulin, immer mehr erstaunt über das düstere Aussehen seines Amphitryon und bedauernd, daß das Gespräch diese ernste Wendung genommen hatte. Er sagte auch einige Worte der Reine Bacchanal in das Ohr, die ihm mit einem Zeichen des Einverständnisses antwortete.

„Nein... ich liebe Herrn Tripeaud nicht," sprach Couche-tout-Nu. „Ich hasse ihn; wissen Sie, warum? Weil es eben so sein Fehler, wie der meinige ist, daß ich ein Schlemmer geworden bin. Ich sage dies nicht, um mich zu beschönigen, sondern weil es wahr ist... Als junger Bursche und Lehrling bei ihm war ich ganz Herz, ganz Eifer und so wüthend für die Arbeit, daß ich mein Hemd ablegte, um leichter handthieren zu können. Deshalb taufte man mich auch den Couche-tout-Nu... Ich mochte mich immerhin umbringen... ich mochte mich immerhin lendenlahm machen, nie ein Wort, um mich zu ermuthigen. Ich war der erste in der Werkstätte, und der letzte, der sie wieder verließ... nichts, man bemerkte es nicht einmal... Eines Tags werde ich an der Maschine verwundet. Man trägt mich in das Hospital... ich verlasse es wieder... noch gang schwach, doch gleich viel, ich mache mich wieder an die Arbeit... ich ließ mich nicht abschrecken, die andern, welche den Patron kannten, mochten immerhin sagen, der Kleine da ist lustig, daß er sich so schinden darf, was wird er dafür bekommen? Mache Deine Arbeit ganz richtig und gut, Dummkopf, es wird nicht mehr noch minder eintragen. Trotzdem blieb ich fortwährend fleißig. Eines Tags wurde ein alter, braver Mann, den man den Vater Arsène nannte, und der seit langer Zeit im Hause arbeitete und ein wahres

Muster von gutem Benehmen war, eines Tags, sage ich, wurde der Vater Arsène vor die Thüre gesetzt, weil seine Kräfte zu sehr abnahmen. Es war für ihn der Todesstreich. Er hatte eine gebrechliche Frau, und in seinem Alter, bei seiner Schwäche konnte er anderswo keine Stelle finden... Als ihm der Werkführer seine Entlassung ankündigte, konnte es der arme, gute Mann gar nicht glauben. Er fing an, verzweiflungsvoll zu weinen. In diesem Augenblick geht Herr Tripeaud vorüber... Der Vater Arsène fleht ihn, die Hände ringend, an, ihn nur wenigstens um den halben Lohn zu behalten. „„Sieh doch,““ erwiederte Herr Tripeaud, die Achseln zuckend, „„glaubst Du, ich werde ein Invalidenhaus aus meiner Fabrik machen?““ — „„Aber ich habe vierzig Jahre lang gearbeitet, was soll jetzt aus mir werden? Mein Gott!““ sagte der arme Vater Arsène. — „„Was geht das mich an?““ antwortete Herr Tripeaud, und sich an seinen Commis wendend: „„Rechnen Sie mit ihm über seinen Wochenlohn ab, und er mag sich scheeren.““ Der Vater Arsène hat sich geschoren, ja, er hat sich geschoren; doch an demselben Abend erstickte er sich mit seiner Frau im Kohlendampfe. Sehen Sie, ich war noch ein junger Bursche, aber die Geschichte des Vaters Arsène hat mich Eines gelehrt, nämlich: daß man sich immerhin durch Arbeit umbringen kann, das nützt stets nur den Meistern, die einem nicht einmal Dank dafür wissen, und daß man für seine alten Tage nur die Aussicht hat, an einer Straßenecke zu verhungern. Da erlosch mein ganzes Feuer und ich sagte mir: was habe ich davon, wenn ich mehr thue, als ich soll? bekomme ich auch nur ein Atom davon, wenn meine Arbeit Herrn Tripeaud Goldhaufen einträgt? Da meine Eigenliebe und mein Interesse nicht mehr bei der Arbeit betheiligt waren, so faßte ich einen Widerwillen dagegen und that gerade nur das, was ich thun mußte, um meinen Lohn zu verdienen; ich wurde

Müßiggänger, Straßenläufer, Schlemmer und sagte zu mir: wenn mir die Arbeit gar zu verdrießlich wird, so mache ich es wie der Vater Arsène und seine Frau."

Während sich Jacques wider Willen von diesen bittern Gedanken fortreißen ließ, hatten sich die übrigen Gäste, durch die ausdrucksvolle Pantomime von Dumoulin und der Reine Bacchanal aufmerksam gemacht, stillschweigend verständigt; auf ein Zeichen von Cephyse, welche Flaschen und Gläser mit den Füßen umstoßend auf den Tisch sprang, erhoben sich Alle und riefen mit Begleitung der Ratsche von Nini-Moulin:

„Die stürmische Tulpe! Man verlangt die Quadrille der stürmischen Tulpe!"

Bei diesem freudigen Geschrei, das wie eine Bombe losbrach, bebte Jacques; dann, nachdem er seine Gäste voll Erstaunen angeschaut hatte, fuhr er mit der Hand über seine Stirne hin, als wollte er die peinlichen Gedanken verjagen, die sich seiner bemeisterten und rief:

„Ihr habt Recht! vorwärts! es lebe die Freude!"

In einem Augenblick wurde die Tafel, von mächtigen Armen emporgehoben, nach dem äußersten Ende des Bankettsaales verbannt. Die Zuschauer gruppirten sich auf den Stühlen, auf den Bänken, auf dem Gesimse der Fenster und ersetzten, im Chor das bekannte Lied der Studenten singend, das Orchester, um den Contretanz zu begleiten, welcher von Couche-tout-Nu, der Reine Bacchanal, Nini-Moulin und Rose-Pompon gebildet wurde.

Dumoulin vertraute seine Ratsche einem von den Gästen an und nahm wieder seinen ungeheuren römischen Helm mit den Federn. Er hatte seinen Carrick am Anfange des Festmahles niedergelegt und erschien jetzt in der ganzen Pracht seiner Verkleidung. Sein Schuppenpanzer endigte auf eine passende Weise in einer Jacke von Federn, derjenigen ähnlich, welchen die Wilden der Escorte des Boeuf-gras tragen. Nini

Moulin hatte einen dicken Bauch und magere Lenden. Seine Schienbeine schlotterten auf gut Glück in dem weiten Ausschnitte seiner Kappenstiefel.

Die Polizeimütze schräg aufgesetzt, die zwei Hände in den Taschen ihrer Hose, den Oberleib ein wenig vorgebeugt und von rechts nach links sich auf ihren Hüften wiegend, machte die kleine Rose-Pompon En-avant-deux mit Nini-Moulin; dieser, auf sich selbst gedrungen, rückte in Sprüngen vor, das linke Bein zurückgebogen, das rechte vorwärts geschleudert, die Fußspitze in der Luft und die Ferse auf dem Boden schleppend. Dabei schlug er sich mit der linken Hand in das Genick, während er mit einer gleichzeitigen Bewegung seinen rechten Arm ausstreckte, als wollte er den ihm gegenüberstehenden Personen Sand in die Augen werfen.

Dieser Eingang hatte den glücklichsten Erfolg. Von allen Seiten ertönten Beifallsrufe, obgleich es nur das unschuldige Vorspiel des Pas der stürmischen Tulpe war, als sich plötzlich die Thüre öffnete. Einer von den Aufwärtern, welcher einen Augenblick Couche-tout-Nu mit den Augen gesucht hatte, lief auf ihn zu und sagte ihm ein paar Worte in das Ohr.

„Ich!" rief Jacques, in ein lautes Gelächter ausbrechend. „Welch ein Spaß!"

Der Aufwärter fügte noch einige Worte bei; das Gesicht von Couche-tout-Nu drückte plötzlich eine ziemlich lebhafte Unruhe aus und er antwortete dem Aufwärter:

„Gut! . . . ich gehe."

Dann machte er einige Schritte gegen die Thüre.

„Was gibt es denn, Jacques?" fragte die Reine Bacchanal sehr erstaunt.

„Ich komme sogleich wieder; es mag Jemand meine Stelle einnehmen; tanzt immerhin," sprach Couche-tout-Nu.

Und er entfernte sich schleunigst.

„Es wird etwas nicht auf seine Rechnung gesetzt

worden seyn," sagte Dumoulin; „gewiß kommt er sogleich wieder."

„So wird es sein," antwortete Cephyse. „Nun, der Herr allein," rief sie dem Stellvertreter von Jacques zu. Und der Contretanz hatte seinen Fortgang.

Nini-Moulin nahm so eben Rose-Pompon mit der rechten und die Reine Bacchanal mit der linken Hand, um zwischen Beiden zu balanciren, eine Figur, in der er im höchsten Maße drollig und belustigend war, als die Thüre sich abermals öffnete und der Aufwärter, welcher Jacques gerufen hatte, sich mit bestürzter Miene Cephyse näherte und ihr etwas in das Ohr flüsterte.

Die Reine Bacchanal wurde bleich, stieß einen durchdringenden Schrei aus, stürzte nach der Thüre und lief weg, ohne zu den erstaunten Gästen auch nur ein Wort zu sprechen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Abschied.

Dem Aufwärter folgend, gelangte die Reine Bacchanal unten an die Treppe.

Ein Fiacre war vor der Thüre.

In diesem Fiacre sah sie Couche-tout-Nu mit einem von den Menschen, welche sich zwei Stunden vorher auf dem Platze des Chatelet aufgestellt hatten.

Bei der Ankunft von Cephyse stieg dieser Mensch aus und sagte, seine Uhr ziehend, zu Jacques: „Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde, das ist Alles, was ich thun kann, mein braver Bursche. Dann vorwärts! . . . Versuchen Sie es nicht, zu entfliehen, wir wachen an dem Kutschenschlage, so lange der Fiacre hier bleibt."

Mit einem Sprunge war Cephyse in dem Wagen.

Bis jetzt zu sehr bewegt, um zu sprechen, rief sie, als sie sich neben Jacques setzte und seine Bläſſe wahrnahm:

„Was gibt es denn? Was will man von Dir?"

„Man verhaftet mich wegen Schulden," antwortete Jacques mit düsterem Tone.

„Dich!" rief Cephyse mit einem herzzerreißenden Schrei.

„Ja, wegen des Sicherheitsbriefes, den mich der Geschäftsagent unterzeichnen ließ ... Und er sagte doch, es wäre nur eine Förmlichkeit, der Schurke!"

„Aber, mein Gott, Du hast Geld bei ihm! Er mag dieses auf Abschlag nehmen."

„Es bleibt mir kein Sou mehr übrig. Er hat mir durch die Gerichtsdiener sagen lassen, er würde mir die letzten tausend Franken nicht geben, weil ich den Wechsel nicht bezahlt hätte."

„Dann wollen wir zu ihm laufen und ihn anflehen, Dich in Freiheit zu lassen. Er hat Dir den Vorschlag gemacht, Dir dieses Geld zu leihen, ich weiß es wohl, denn Anfangs hat er sich bekanntlich an mich gewendet, er wird Mitleid haben."

„Mitleid ... ein Geschäftsagent? ... stille doch!"

„Also nichts ... gar nichts mehr! ..." rief Cephyse, voll Angst die Hände ringend.

Dann fügte sie bei:

„Aber es muß doch hier noch etwas zu thun sein ... er hatte Dir versprochen ..."

„Seine Versprechungen, Du siehst, wie er sie hält," versetzte Jacques mit Bitterkeit, „ich unterzeichnete, ohne nur den Inhalt zu kennen; die Verfallzeit ist vorüber und die Sache in Ordnung. Es würde mich nichts nützen, Widerstand zu leisten, das hat man mir so eben erklärt."

„Aber man kann Dich nicht lange im Gefängniß behalten! das ist unmöglich."

„Fünf Jahre . . . wenn ich nicht bezahle . . . und da ich nie werde bezahlen können, so ist meine Angelegenheit entschieden.“

„Ach, welches Unglück! welches Unglück! Und nichts vermögen!“ sprach Cephyse und verbarg ihren Kopf in ihren Händen.

„Höre, Cephyse,“ sagte Jacques mit schmerzlich bewegter Stimme. „Seitdem ich hier bin, denke ich nur an Eines . . . daran, was aus Dir werden soll.“

„Bekümmere Dich nicht um mich.“

„Daß ich mich nicht um Dich bekümmere! Ich glaube, Du bist toll. Was wirst Du anfangen? Die Ausstattung unserer zwei Zimmer ist keine zweihundert Franken werth. Wir verschwendeten so toll, daß wir nicht einmal unseren Hauszins bezahlten; wir sind drei Termine schuldig. Es läßt sich nicht auf den Verkauf unserer Meubles zählen.... Von mir bleibt Dir kein Sou zurück.... Mich im Gefängniß ernährt man wenigstens.... Aber Dich.... wovon sollst Du leben?“

„Wozu soll es nützen, daß Du Dich zum voraus abhärmst?“

„Ich frage Dich, wovon Du morgen leben wirst?“ rief Jacques.

„Ich verkaufe meine Maskentracht und einige andere Stücke, schicke Dir die Hälfte von dem Gelde und behalte den Rest; das reicht auf einige Tage für mich aus.“

„Und hernach? hernach?“

„Hernach... verdammt!.... ich weiß nicht, mein Gott, was ich Dir sagen soll.... Hernach werde ich sehen.“

„Höre, Cephyse,“ versetzte Jacques mit schmerzlicher Bitterkeit, „jetzt sehe ich erst, wie sehr ich Dich liebe.... Mein Herz ist zusammengepreßt, wie in einem Schraubstocke, wenn ich daran denke, daß ich Dich verlassen muß. Es schauert mich, nicht zu wissen, was aus Dir werden wird.“ Dann mit der

Hand über seine Stirne fahrend, fügte Jacques bei. „Höre, das was uns zu Grunde gerichtet hat, war, daß wir uns immer sagten: Morgen wird nicht kommen, und Du siehst: Morgen kommt. Sobald ich einmal nicht mehr bei Dir sein werde, sobald Du den letzten Sou von den Kleidungsstücken ausgegeben hast, die Du zu verkaufen gedenkst,... was wirst Du dann thun, unfähig zu arbeiten, wie Du jetzt bist... was wirst Du thun? Soll ich es Dir sagen? Du wirst mich vergessen, und..."

Dann, als bebte er vor dem Gedanken zurück, rief Jacques mit Wuth und Verzweiflung:

„Gottes Elend! sollte dieß geschehen, so würde ich mir den Schädel auf dem Pflaster zerschmettern!"

Cephyse errieth, was Jacques nicht mit Worten ausdrücken wollte. Sie warf sich ihm an den Hals und antwortete lebhaft:

„Ich? einen andern Liebhaber? Nie!... denn ich bin, wie Du, und sehe jetzt, wie sehr ich Dich liebe."

„Aber um zu leben? meine arme Cephyse! um zu leben?"

„Nun!... ich werde Muth haben, ich werde wieder wie früher bei meiner Schwester wohnen und mit ihr arbeiten... das bringt mir wenigstens Brod.... Ich gehe nur aus, um Dich zu sehen. In ein paar Tagen wird der Geschäftsmann überlegen, er wird einsehen, daß Du ihm die zehntausend Franken nicht bezahlen kannst, und Dich in Freiheit setzen. Ich habe mich dann bereits wieder an die Arbeit gewöhnt... Du wirst es sehen... und Du nimmst diese Gewohnheit auch wieder an... Wir werden arm, aber ruhig leben. Im Ganzen haben wir uns dann doch sechs Monate lang gut unterhalten, während so viele Menschen ihr ganzes Leben hindurch das Vergnügen nicht kennen lernen. Glaube mir, mein guter Jacques,

was ich sage, ist wahr... Diese Lection wird vortheilhaft für mich sein. Wenn Du mich liebst, so sei ganz unbesorgt, ich sage Dir, daß ich lieber hundertmal sterben, als einen andern Geliebten haben wollte."

„Umarme mich," erwiederte Jacques mit feuchten Augen, „ich glaube Dir... ich glaube Dir... Du gibst mir wieder Muth für jetzt und für später.... Du hast Recht, wir müssen es versuchen, zur Arbeit zurückzukehren, und wenn nicht... der Kohlenscheffel des Vater Arsène...." fügte Jacques mit leiser, bebender Stimme bei. „Seit sechs Monaten war ich wie betrunken, aber jetzt verschwindet der Rausch und ich sehe, wohin uns dieses Leben führte. Einmal mit unsern Mitteln zu Ende, wäre ich vielleicht ein Dieb geworden, und Du... eine..."

„Oh! Jacques, Du machst mir bange, sage das nicht," rief Cephyse Couche-tout-Nu unterbrechend. „Ich schwöre Dir, ich werde zu meiner Schwester zurückkehren... ich werde arbeiten... ich werde Muth haben."

Die Reine Bacchanal meinte es in diesem Augenblick aufrichtig. Sie war fest entschlossen, Wort zu halten. Ihr Herz war noch nicht ganz verkehrt. Die Armuth, die Noth hatten für sie, wie für so viele Andere, als Ursache und sogar zur Entschuldigung ihrer Verirrung gedient. Bis jetzt war sie wenigstens immer dem Zuge ihres Herzens, ohne einen käuflichen, gemeinen Hintergedanken, gefolgt. Die grausame Lage, in der sie Jacques sah, gab ihrer Liebe noch mehr Aufschwung; sie glaubte sich ihrer selbst sicher genug, um ihm zu schwören, sie werde bei der Mayeux das Leben beständiger, trockener Arbeit, das Leben schmerzlicher Entbehrungen wieder anfangen, das ihr bereits unerträglich gewesen war und ihr noch viel peinlicher werden mußte, seitdem sie sich an ein müßiges, schwelgerisches Leben gewöhnt hatte. Nichtsdestoweniger

dämpften die Versicherungen, die sie Jacques gab, den Kummer und die Unruhe dieses Menschen. Er besaß genug Verstand und Gemüth, um wahrzunehmen, daß der unselige Abhang, an dem sie sich bis jetzt hatten blindlings fortreißen lassen, ihn und Cephyse geraden Wegs zur Schande führten.

Einer von den Gerichtsdienern klopfte an den Kutschenschlag und sagte zu Jacques:

„Mein Junge, es bleiben Ihnen nur noch fünf Minuten, eilen Sie.“

„Auf, mein Mädchen! Muth gefaßt,“ sprach Jacques.

„Sei ruhig.... ich werde Muth haben... Du kannst darauf zählen.“

„Du gehst nicht wieder da hinauf?“

„Nein, o nein!“... erwiederte Cephyse. „Dieses Fest ekelt mich nun an.“

„Alles ist zum voraus bezahlt... ich will durch einen Aufwärter sagen lassen, man möchte uns nicht erwarten,“ versetzte Jacques. „Sie werden sehr erstaunt sein, aber das ist gleichgültig.“

„Wenn Du mich nur wenigstens bis in unsere Wohnung begleiten könntest,“ sprach Cephyse; „dieser Mensch wird es vielleicht erlauben, denn Du kannst doch nicht in diesem Anzuge nach Saint-Pelagie gehen.“

„Das ist wahr; er wird es Dir nicht abschlagen, mich zu begleiten. Aber da er dann mit uns im Wagen ist, so können wir uns in seiner Gegenwart nichts mehr sagen. Laß mich zum ersten Male in meinem Leben vernünftig mit Dir sprechen. Erinnere Dich dessen wohl, was ich Dir sage, meine gute Cephyse... Es läßt sich ebensowohl auf mich anwenden, als auf Dich,“ sprach Jacques mit ernstem, eindringlichem Tone. „Kehre noch heute zur Arbeit zurück... sie mag immerhin peinlich, undankbar sein, gleich viel .... zögere nicht, denn Du würdest bald die Wir-

kung dieser Lection vergessen; später wäre es, wie Du sagst, nicht mehr Zeit, und dann würdest Du wie so viele andere unglückliche Mädchen endigen... Du verstehst mich?"

„Ich verstehe Dich," antwortete Cephyse erröthend; „aber ich würde den Tod hundertmal einem solchen Leben vorziehen."

„Und Du hättest Recht... denn in diesem Fall, siehst Du," fügte Jacques mit dumpfer Stimme bei, „würde ich Dir sterben helfen."

„Ich zähle darauf, Jacques," erwiederte Cephyse, ihren Geliebten voll Leidenschaft küssend; dann setzte sie traurig hinzu:

„Siehst Du, es war wie ein Vorgefühl, als ich vorhin, ohne zu wissen warum, mitten in unserer Heiterkeit traurig wurde... und auf die Cholera trank, damit sie uns mit einander sterben lasse."

„Nun!... wer weiß, ob die Cholera nicht kommen wird?" versetzte Jacques mit düsterer Miene. „Das würde uns die Kohle ersparen. Wir werden vielleicht nicht einmal Mittel haben, um zu kaufen..."

„Ich kann Dir nur Eines sagen, Jacques: stets werde ich bereit sein, mit Dir zu leben, mit Dir zu sterben."

„Trockne Deine Augen," erwiederte er tief erschüttert. „Wir wollen vor diesen Menschen keine Kindereien machen."

. . . .

Einige Minuten nachher wandte sich der Fiacre nach der Wohnung von Jacques, wo er die Kleider wechseln sollte, ehe er sich nach dem Schuldgefängnisse begeben würde.

. . . .

Wir müssen in Beziehung auf die Schwester der Mayeux wiederholen (denn es gibt Dinge, die man nicht oft genug sagen kann):

Eine der traurigsten Folgen des Mangels an

Organisation der Arbeit ist die Unzulänglichkeit der Löhne.

Die Unzulänglichkeit des Lohnes nöthigt unvermeidlich die Mehrzahl der schlecht bezahlten Mädchen, Mittel zum Leben durch das Anknüpfen von Verbindungen zu suchen, durch welche sie entsittlicht werden.

Bald erhalten sie eine mäßige Summe von ihrem Liebhaber, welche, zu dem Ertrage ihrer Arbeit geschlagen, ihr Dasein fristet.

Bald verlassen sie, wie die Schwester der Mayeux, die Arbeit ganz und gar und führen ein gemeinschaftliches Leben mit dem Manne ihrer Wahl, wenn dieser eine solche Ausgabe bestreiten kann. Dann und während der Zeit der Vergnügungen und der Nichtsthuerei steckt der unheilbare Aussatz des Müßiggangs für immer diese Unglücklichen an.

Dies ist die erste Phase der Entartung, welche die schuldbefleckte Sorglosigkeit der Gesellschaft über eine unermeßliche Zahl von Arbeiterinnen herbeiführt, die doch mit den Instinkten der Schamhaftigkeit, der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit geboren werden.

Nach einiger Zeit verläßt sie ihr Liebhaber, zuweilen, wenn sie bereits Mütter sind.

Ein andermal bringt tolle Verschwendung den Unvorsichtigen in's Gefängniß, — dann findet sich das Mädchen allein, verlassen, ohne Mittel zum Leben.

Diejenigen, welche Herz und Energie bewahrt haben, kehren zur Arbeit zurück... ihre Anzahl ist sehr klein. Andere sinken durch die Noth, durch die Gewohnheit eines leichten, müßigen Lebens getrieben, bis zu den letzten Stufen der Verworfenheit herab.

Und wegen dieser Verworfenheit muß man sie eher beklagen als schmähen; denn die erste und wirkliche Ursache ihres Falles war die unzulängliche Belohnung ihrer Arbeit oder das Feiern.

Eine andere beklagenswerthe Folge der Nichtor-

ganisation der Arbeit ist für die Menschen, außer der Unzulänglichkeit des Lohnes, der tiefe Widerwille, den sie beinahe immer gegen die Aufgabe fühlen, welche sie zu vollbringen haben.

Das begreift sich leicht.

Weiß man ihnen die Arbeit anziehend zu machen, entweder durch den Wechsel der Beschäftigung oder durch ehrenvolle Belohnungen, oder durch freundliche Behandlung, oder durch eine dem Vortheile, welchen ihre Arbeit einträgt, angemessene Entschädigung, oder endlich durch die Hoffnung auf einen sichern Ruhegehalt nach vieljähriger Arbeit?

Nein, das Land kümmert sich weder um ihre Bedürfnisse, noch um ihre Rechte.

Und dennoch gibt es, um nur eine Industrie anzuführen, Mechaniker und Arbeiter in den Werkstätten, welche der Explosion des Dampfes und der Berührung von furchtbarem Räderwerk ausgesetzt jeden Tag viel größere Gefahr laufen, als die Soldaten im Kriege, ein großes praktisches Wissen entwickeln, der Industrie und folglich dem Lande während einer langen und ehrenvollen Laufbahn unbestreitbare Dienste leisten, wenn sie nicht durch das Zerspringen eines Kessels umkommen, oder wenn ihnen nicht zwischen den eisernen Zähnen einer Maschine ein Glied zermalmt wird.

Erhält in diesem Falle der Arbeiter wenigstens eine Belohnung, welche derjenigen gleichkommt, die der Soldat als Lohn für seinen allerdings lobenswerthen, aber unfruchtbaren Muth empfängt, einen Platz in einem Invalidenhause?

Nein...

Was liegt dem Lande daran? Und wenn der Herr des Arbeiters undankbar ist, so stirbt der Verstümmelte dienstunfähig in irgend einem Winkel vor Hunger.

Zieht man endlich bei den pomphaften Festen der Industrie je einige von den geschickten Arbeitern zu,

welche allein die bewunderungswürdigen Stoffe gewoben, die glänzenden Waffen geschmiedet und damascirt, die goldenen und silbernen Becher ciselirt, die Geräthschaften von Ebenholz und Elfenbein ausgearbeitet, die funkelnden Steine mit ausgesuchter Kunst gefaßt haben?

Nein...

In das Dunkel ihrer Mansarde zurückgezogen, leben sie inmitten einer elenden, ausgehungerten Familie, dürftig von einem geringfügigen Lohne — diese Menschen, welche doch, wie man zugestehen wird, wenigstens zur Hälfte dazu beigetragen haben, das Land mit diesen Wundern zu beschenken, welche seinen Reichthum, seinen Ruhm und seinen Stolz bilden.

Müßte ein Handelsminister, der nur den geringsten Begriff von seinen hohen Functionen und seinen Pflichten hätte, nicht verlangen, daß jede Fabrik welche Producte ausstellt, durch eine Wahl in mehreren Graden eine Anzahl verdienter Candidaten wählen würde, unter denen der Fabrikant denjenigen zu bezeichnen hätte, welcher ihm als der Würdigste erschiene, um die Arbeiterclasse bei den großen industriellen Feierlichkeiten zu vertreten?

Wäre es nicht ein edles und ermuthigendes Beispiel, wenn man dann den Herrn zu öffentlichen Belohnungen und Auszeichnungen den von seinen Kameraden als einen der ehrlichsten, fleißigsten, gescheitesten seiner Profession abgeordneten Arbeiter vorschlagen sehen würde?

Dann müßte eine zur Verzweiflung führende Ungerechtigkeit verschwinden, dann würden die Tugenden des Arbeiters durch ein edles, erhabenes Ziel angefeuert, dann hätte er ein Interesse dabei, gut zu handeln.

Allerdings hat der Fabrikant wegen des Geistes, den er entwickelt, wegen der Kapitalien, die er wagt,

wegen der Unternehmungen, die er gründet, gerechte Ansprüche auf die Auszeichnungen, die ihm zufließen. Aber warum ist der Arbeiter unbarmherzig von den Belohnungen ausgeschlossen, welche so mächtig auf die Massen wirken?

Sind die Generale und die Officiere die einzigen, welche man bei einer Armee belohnt? Warum denkt man nicht an die Soldaten, wenn man den Führern dieses furchtbaren und mächtigen Heeres der Industrie ihre Auszeichnungen zugeschieden hat?

Warum gibt es für jene kein Zeichen glänzender Belohnung? irgend ein tröstliches, wohlwollendes Wort von einer erhabenen Lippe? Warum sieht man in Frankreich nicht einen einzigen als Preis für seine Arbeit und für seinen industriellen Muth und seine lange und thätige Laufbahn decorirten Arbeiter? Dieses Kreuz und der mäßige Gehalt, von dem es begleitet ist, wären für ihn eine doppelte, wohlverdiente Belohnung; aber nein, für die demüthige Arbeit, für die nährende Arbeit gibt es nur Vergessen, Ungerechtigkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung.

Aus dieser öffentlichen Geringschätzung, welche oft noch durch die Selbstsucht und die Härte undankbarer Herren erschwert wird, entsteht für die Arbeiter eine beklagenswerthe Lage.

Die Einen leben, trotz einer beständigen Arbeit, von Entbehrungen und sterben frühzeitig, beinahe stets eine Gesellschaft verfluchend, die sie verläßt.

Andere suchen ein vorübergehendes Vergessen ihrer Leiden in einer mörderischen Trunkenheit.

Sehr Viele endlich, welche kein Interesse, keinen Vortheil, keine materielle Aufforderung haben, mehr zu thun oder besser zu thun, beschränken sich darauf, gerade nur das zu vollbringen, was sie machen müssen, um ihren Lohn zu verdienen. Nichts erzeugt in ihnen eine Anhänglichkeit an ihre Arbeit, weil nichts in ihnen die Arbeit erhöht, ruhmwürdig macht...

Nichts schützt sie gegen die Verführungen des Müßiggangs, und wenn sie zufällig Mittel finden, einige Zeit in Trägheit zu leben, so geben sie allmählig der Gewohnheit der Nichtsthuerei, der Schlemmerei Raum. Und zuweilen brandmarken die schlechtesten Leidenschaften für immer ursprünglich gesunde, ehrliche, von gutem Willen erfüllte Naturen, in Ermangelung einer schützenden und billigen Vormundschaft, welche ihre ehrlichen und arbeitsamen ersten Bestrebungen ermuthigt und belohnt hätte.

. . . .

Wir wollen nun der Mayeux folgen, welche, nachdem sie sich zu der Person begeben hatte, die sie gewöhnlich beschäftigte, in die Rüe de Babylone zu dem von Adrienne von Cardoville bewohnten Pavillon ging.

Die Sainte-Marie-Pflege.

Neunzehntes Kapitel.

Florine.

Während die Reine Bacchanal und Couche-tout-Nu auf eine so traurige Weise die lustigste Phase ihres Daseins beschlossen, gelangte die Mayeux zu der Thüre des Pavillon der Rue de Babylone.

Ehe sie läutete, trocknete die junge Arbeiterin ihre Thränen. Ein neuer Kummer beugte sie nieder. Als sie das Haus des Traiteur verließ, ging sie zu der

Person, welche ihr gewöhnlich Arbeit gab. Aber diese verweigerte ihr jeden Auftrag, weil sie, wie sie sagte, dasselbe Geschäft in den weiblichen Gefängnissen um ein Drittel billiger versehen lassen konnte. Um nur diese letzte Hülfsquelle nicht zu verlieren, erbot sich die Mayeux, sich diesen Abzug gefallen zu lassen. Aber die Linnenstücke waren bereits abgegeben und die junge Arbeiterin durfte, selbst dieser Verminderung des Lohnes sich unterziehend, vor vierzehn Tagen nicht auf Beschäftigung hoffen. Man begreift den Gram des armen Geschöpfes, denn bei einem gezwungenen Feiern muß man betteln, Hungers sterben oder stehlen.

Ihr Besuch in dem Pavillon der Rue de Babylone wird sich sogleich erklären.

Die Mayeux läutete schüchtern an der kleinen Pforte. Nach einigen Augenblicken öffnete Florine.

Die Kammerfrau war nicht mehr nach dem reizenden Geschmack von Adrienne gekleidet, sondern stellte vielmehr eine strenge Einfachheit zur Schau. Sie trug ein geschlossenes Kleid von düsterer Farbe, das weit genug war, um die geschmeidige Eleganz ihres Wuchses zu verbergen. Ihre rabenschwarzen Haare bemerkte man kaum unter der platten Garnirung einer weißen gesteiften Haube, welche ziemlich viel Aehnlichkeit mit den Cornetten der Nonnen hatte. Aber trotz dieser so bescheidenen Tracht erschien das brunette, bleiche Antlitz von Florine immer noch bewunderungswürdig schön.

Erwähntermaßen durch eine verbrecherische Vergangenheit ganz und gar von Herrn Rodin und Herrn d'Aigrigny abhändig, hatte Florine diesen bis jetzt als Spionin bei Adrienne gedient, obgleich sie von ihr mit Zeichen des Vertrauens und Wohlwollens überhäuft wurde. Florine war nicht völlig verdorben; sie fühlte oft schmerzliche, aber vergebliche Gewissensbisse, wenn sie an das ehrlose Gewerbe dachte, das man sie bei ihrer Gebieterin zu treiben nöthigte.

Bei dem Anblick der Mayeux, welche sie wieder erkannte (Florine hatte ihr am Tage vorher die Verhaftung von Agricol und den plötzlichen Anfall von Narrheit des Fräuleins von Cardoville mitgetheilt), wich sie einen Schritt zurück, so viel Theilnahme und Mitleid flößte ihr das Antlitz der jungen Arbeiterin ein. Die Ankündigung eines gezwungenen Feierns unter bereits so peinlichen Umständen brachte der jungen Arbeiterin in der That einen furchtbaren Schlag bei; die Spuren frischer Thränen durchfurchten ihre Wangen, ihre Züge drückten, ohne daß sie es wußte, eine furchtbare Verzweiflung aus und sie erschien so erschöpft, so schwach, so niedergebeugt, daß Florine lebhaft auf sie zuging, ihr den Arm bot und wohlwollend zu ihr sagte:

„Treten Sie ein, Mademoiselle, treten Sie ein... ruhen Sie einen Augenblick aus, denn Sie sind sehr bleich und sehen sehr leidend und ermüdet aus.“

Hienach führte Florine die Mayeux in ein kleines, mit einem Kamine und mit Teppichen versehenes, Vestibule und ließ sie zu einem guten Feuer in ein gesticktes Fauteuil sitzen. Georgette und Hebe waren weggeschickt worden. Florine blieb allein als Wächterin des Pavillon zurück. Als die Mayeux sich gesetzt hatte, sagte Florine theilnehmend zu ihr:

„Mademoiselle, wollen Sie nicht etwas zu sich nehmen? Ein wenig Zuckerwasser mit Orangeblüthe?“

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle,“ antwortete die Mayeux bewegt, so sehr erfüllte sie der geringsten Beweis von Wohlwollen mit Dankbarkeit, da sie mit einem süßen Erstaunen sah, daß ihre armseligen Kleider kein Gegenstand der Zurückweisung oder Verachtung für Florine waren.

„Ich bedarf nur ein wenig der Ruhe, denn ich komme von sehr ferne her,“ fügte sie hinzu, „und wenn Sie mir erlauben ...“

„Ruhen Sie aus, so lange Sie wollen, Made-

moiselle, ich bin allein in diesem Pavillon seit dem Abgange meiner Gebieterin." Hier erröthete und seufzte Florine. „Thun Sie sich also keinen Zwang an; setzen Sie sich näher zu dem Feuer; ich bitte Sie. Mein Gott, wie Ihre Füße naß sind. Legen Sie dieselben auf dieses Tabouret."

Der herzliche Empfang von Florine, ihr hübsches Gesicht, ihre angenehmen Manieren, welche gar nicht die einer gewöhnlichen Kammerfrau waren, machten einen lebhaften Eindruck auf die Mayeux, die trotz ihrer niedrigen Lage sich empfänglich für alles Anmuthige, Zarte zeigte. Diesem Zuge ihres Gemüthes folgend, fühlte sich die junge Arbeiterin, welche sonst von einer unruhigen Empfindlichkeit, von einer an Scheu gränzenden Schüchternheit war, beinahe in eine vertrauliche Stellung zu Florine versetzt.

„Wie artig Sie sind, Mademoiselle," sagte sie mit gerührtem Tone zu ihr; „ich bin ganz verwirrt über Ihre freundliche Aufmerksamkeit."

„Ich versichere Sie, Mademoiselle, ich würde gerne noch etwas ganz Anderes für Sie thun, als Ihnen einen Platz am Kamine anbieten. Sie sehen so sanft, so interessant aus.

„Ah, Mademoiselle, was das wohl thut, sich an einem guten Feuer wärmen zu dürfen!" sprach die Mayeux naiv und beinahe wider ihren Willen. Dann befürchtend, so groß war ihr Zartgefühl, man könnte sie für fähig halten, sie suche durch Verlängerung ihrer Gegenwart die Gastfreundschaft zu mißbrauchen, fügte sie bei:

„Hören Sie, Mademoiselle, warum ich wieder komme: Sie haben mir gestern mitgetheilt, daß ein junger Grobschmied, Herr Agricol Baudoin, in diesem Pavillon verhaftet worden ist ..."

„Ach! ja, Mademoiselle, und zwar in dem Augenblick, wo meine Gebieterin ihm zu Hülfe zu kommen im Begriffe war."

„Herr Agricol, ... ich bin seine Adoptivschwester ...“ fuhr die Mayeur leicht erröthend fort, „hat mir gestern aus seinem Gefängniß geschrieben ... er bat mich, seinem Vater zu sagen, er möge sich, sobald als nur immer möglich, hieher begeben, um Fräulein von Cardoville zu benachrichtigen, daß er, Agricol, die wichtigsten Dinge diesem Fräulein ... oder der Person, welche man ihm schicken würde, mitzutheilen habe ... daß er es aber nicht wage, diese Dinge einem Briefe anzuvertrauen, insoferne er nicht wissen könnte, ob die Correspondenz der Gefangenen nicht von dem Director des Gefängnisses gelesen würde.“

„Wie, meiner Gebieterin will Herr Agricol eine wichtige Mittheilung machen?“ sprach Florine sehr erstaunt.

„Ja, Mademoiselle, denn zu dieser Stunde kannte Agricol das furchtbare Unglück noch nicht, welches Fräulein von Cardoville getroffen hat.“

„Das ist wahr, und dieser Anfall von Verrücktheit ist auf eine so ungestüme Weise zum Ausbruch gekommen,“ sprach Florine die Augen niederschlagend, „daß ihn Niemand vorhersehen konnte.“

„Das muß wohl so sein,“ versetzte die Mayeur, „denn als Agricol Fräulein von Cardoville zum ersten Male sah, kam er ganz erfüllt von ihrer Freundlichkeit, von ihrer Zartheit und Güte zurück.“

„Wie alle diejenigen, welche sich meiner Gebieterin nähern,“ fügte Florine traurig hinzu.

„Als ich mich diesen Morgen,“ sagte die Mayeur, „dem Auftrage Agricols zu Folge, bei seinem Vater einfand, war er bereits ausgegangen, denn eine große Unruhe treibt ihn umher ... Aber der Brief meines Adoptivbruders schien mir so dringlich und von so großem Interesse für Fräulein von Cardoville sein zu müssen, welche sich so edelmüthig gegen ihn gezeigt hatte ... daß ich hieher gegangen bin.“

„Leider ist das Fräulein nicht mehr hier, wie Sie wissen.“

„Aber ist denn Niemand von ihrer Familie vorhanden, den ich, wenn nicht sprechen, doch wenigstens durch Sie, Mademoiselle, benachrichtigen lassen könnte, daß Agricol für dieses Fräulein sehr wichtige Dinge mitzutheilen wünscht.“

„Das ist seltsam ...“ versetzte Florine nachdenkend und ohne der Mayeux zu antworten; dann sich gegen diese wendend: „Und Sie wissen durchaus nichts von dem Gegenstande dieser Offenbarung?“

„Durchaus nichts, Mademoiselle; aber ich kenne Agricol, er ist die Ehrenhaftigkeit, die Rechtschaffenheit selbst, er hat einen richtigen, offenen Verstand, man darf seinen Versicherungen Glauben schenken ... und überdies, welches Interesse sollte er dabei haben?“

„Mein Gott!“ rief plötzlich Florine, von einem Lichtstrahl erleuchtet und die Mayeux unterbrechend; „ich erinnere mich jetzt; als er in einem Verstecke, wohin ihn das Fräulein hatte führen lassen, verhaftet wurde, befand ich mich zufällig an Ort und Stelle, und Herr Agricol sagte rasch und ganz leise zu mir: „„Benachrichtigen Sie Ihre edelmüthige Gebieterin, daß ihre Güte für mich den gerechten Lohn finden wird, und daß mein Aufenthalt in diesem Verstecke vielleicht nicht unnütz gewesen ist.““ Das war Alles, was er mir sagen konnte, denn man führte ihn sogleich weg. Ich gestehe, daß ich hierin nur den Ausdruck seiner Dankbarkeit und die Hoffnung erblickte, diese dem Fräulein eines Tages darthun zu können. ... Aber wenn ich diese Worte mit dem Briefe zusammenstelle, den er Ihnen geschrieben hat ...“ sagte Florine nachdenkend.

„Wirklich,“ versetzte Mayeux, „es besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen seinem Aufenthalt in dem Verstecke und den wichtigen Dingen, die er Ihrer

Gebieterin oder Jemand von ihrer Familie zu enthüllen wünscht."

„Dieses Versteck wurde seit geraumer Zeit weder bewohnt, noch besucht," sprach Florine nachdenklich; „vielleicht hat Herr Agricol daselbst etwas gefunden oder gesehen, was für meine Gebieterin von Belang sein mag."

„Wäre mir der Brief von Agricol nicht so dringlich erschienen," sagte die Mayeux, „so würde ich nicht hieher gekommen sein, und er hätte sich selbst eingefunden, so bald er das Gefängniß verlassen haben würde, was durch die Großmuth eines seiner alten Kameraden nunmehr bald der Fall sein wird; da ich aber nicht wußte, ob man ihn selbst gegen Caution sogleich frei lassen würde, so wollte ich vor Allem getreulich seinen Auftrag erfüllen ... das zuvorkommende Wohlwollen, das ihm Ihre Gebieterin hat angedeihen lassen, machte mir dies zur doppelten Pflicht."

Wie alle Personen, bei denen die guten Instinkte zuweilen erwachen, so fühlte auch Florine eine Art von Trost darin, Gutes zu thun, wenn sie es ungestraft, d. h. ohne sich der unerbittlichen Rüge der Menschen, von welchen sie abhing, auszusetzen, thun konnte.

Durch die Mayeux fand sie Gelegenheit, ihrer Gebieterin wahrscheinlich einen großen Dienst zu leisten. Hinreichend vertraut mit dem Hasse der Prinzessin Saint-Dizier gegen ihre Nichte, um von der Gefahr überzeugt zu sein, welche eintreten müßte, wenn die Mittheilung Agricols einer andern Person, als Fräulein von Cardoville gemacht würde, sagte Florine in ernstem Tone zu der Mayeux:

„Hören Sie, Mademoiselle ... ich will Ihnen einen, wie ich glaube, meiner armen Gebieterin nützlichen Rath geben; aber dieser Schritt von meiner

Seite könnte unselige Folgen für mich haben, wenn Sie meine Ermahnungen nicht berücksichtigen würden."

„Wie dies, Mademoiselle?" fragte die Mayeux und schaute Florine dabei mit tiefem Erstaunen an.

„Im Interesse meiner Gebieterin soll Herr Agricol Niemand, außer ihr selber, die wichtigen Dinge anvertrauen, die er ihr mitzutheilen wünscht."

„Aber warum sollte er sich nicht an ihre Familie wenden, da er Fräulein Adrienne nicht sehen kann?"

„Gerade gegen die Familie meiner Gebieterin soll er Alles, was er weiß, verschweigen ... Fräulein Adrienne kann genesen ... dann wird Herr Agricol sie sprechen, und sollte sie auch nie genesen, so sagen Sie immerhin Ihrem Adoptivbruder: er solle lieber sein Geheimniß bewahren, als dasselbe den Feinden meiner Gebieterin dienen sehen, was, glauben Sie mir, unfehlbar geschehen würde."

„Ich verstehe Sie, Mademoiselle," erwiederte die Mayeux traurig. „Die Familie Ihrer edelmüthigen Gebieterin liebt sie nicht und verfolgt sie vielleicht?"

„Ich kann Ihnen hierüber nicht mehr sagen. Was nun mich betrifft, so beschwöre ich Sie, versprechen Sie mir, Herrn Agricol zu bestimmen, daß er Niemand in der Welt ein Wort von dem Schritte, den Sie bei mir gemacht, und von dem Rathe sagt, den ich Ihnen gebe. Das Glück ... nein, nicht das Glück," fügte Florine mit Bitterkeit bei, als ob sie seit langer Zeit auf die Hoffnung, glücklich zu sein, Verzicht geleistet hätte, „die Ruhe meines Lebens hängt von Ihrer Verschwiegenheit ab."

„Oh! seien Sie unbesorgt," sprach die Mayeux, eben so gerührt als erstaunt über den schmerzlichen Ausdruck in den Zügen von Florine; „ich werde nicht undankbar sein. Niemand in der Welt, Agricol ausgenommen, soll erfahren, daß ich Sie gesehen habe."

„Ich danke, ich danke, Mademoiselle."

„Sie danken mir?" fragte die Mayeux verwun-

dert, als sie schwere Thränen aus den Augen von Florine hervorquellen sah.

„Ja ... ich verdanke Ihnen einen Augenblick reinen, ungemischten Glückes; denn ich habe vielleicht meiner theuern Gebieterin einen Dienst geleistet, ohne daß ich Gefahr laufe, den Kummer, der mich niederbeugt, dadurch zu vermehren.“

„Sie, unglücklich?“

„Darüber staunen Sie? Glauben Sie mir; was auch Ihr Schicksal sein mag, ich würde es gegen das meinige vertauschen!“ rief Florine beinahe unwillkührlich.

„Ach! Mademoiselle,“ sagte die Mayeux, „Sie scheinen ein zu gutes Herz zu haben, als daß ich Sie einen solchen Wunsch hegen lassen sollte, besonders heute...“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ah, ich hoffe aufrichtig für Sie, Mademoiselle,“ versetzte die Mayeux mit Bitterkeit, „daß Sie nie erfahren werden, was es heißt, der Arbeit beraubt zu sein, wenn diese unsere einzige Hülfsquelle ist.“

„Mein Gott! geht es Ihnen so schlimm?“ rief Florine, die Mayeux ängstlich anschauend.

Die junge Arbeiterin schlug die Augen nieder und sprach nichts. Ihr übermäßiger Stolz machte sich dieses Geständniß, das einer Klage glich und ihr bei dem Gedanken an ihre furchtbare Lage entschlüpft war, zum Vorwurf.

„Wenn es sich so verhält,“ve rsetzte Florine, „so bedaure ich Sie von ganzem Herzen ... und doch weiß ich nicht, ob mein Unglück nicht noch größer ist, als das Ihrige...“

Dann nach kurzem Ueberlegen rief Florine plötzlich:

„Doch wenn ich bedenke ... wenn es Ihnen an Arbeit fehlt, wenn Ihre Hülfsquellen erschöft sind... so kann ich Ihnen, wie ich hoffe, Arbeit verschaffen.“

„Wäre es möglich, Mademoiselle!“ rief die Mayeux.

„Nie hätte ich es gewagt, Sie um einen solchen Dienst zu bitten, der mich indessen retten würde ... Aber Ihr großmüthiges Anerbieten heischt mein Vertrauen ... und ich muß Ihnen gestehen, daß man mir diesen Morgen eine allerdings sehr mäßige Arbeit, denn sie trug mir nur vier Franken wöchentlich, entzogen hat."

„Vier Franken wöchentlich!" rief Florine, welche kaum glauben konnte, was sie hörte.

„Das war allerdings sehr wenig," versetzte die Mayeux, „aber es genügte mir. Leider findet die Person, welche mich beschäftigte, Gelegenheit, diese Arbeit um einen noch niedrigeren Preis machen zu lassen."

„Vier Franken wöchentlich!" wiederholte Florine, tief erschüttert durch so viel Elend und so viel Resignation. „Wohl, ich werde Sie an Personen empfehlen, die Ihnen einen Verdienst von wenigstens zwei Franken täglich zusichern."

„Ich könnte täglich zwei Franken gewinnen? ist das möglich?"

„Ja, allerdings, nur müßten Sie im Tagelohn arbeiten, wenn Sie es nicht vorziehen würden, in einen Dienst zu treten."

„In meiner Lage," sprach die Mayeux mit stolzer Schüchternheit, „hat man allerdings nicht das Recht, Bedenklichkeiten Gehör zu schenken. Ich würde jedoch den Geschäften im Tagelohn die Möglichkeit, zu Hause zu arbeiten, vorziehen, selbst wenn der Verdienst geringer wäre."

„Die Bedingung, im Tagelohn zu arbeiten, ist leider unerläßlich," sprach Florine.

„Dann muß ich auf diese Hoffnung Verzicht leisten," antwortete schüchtern die Mayeux, „nicht als ob ich mich weigerte, in Tagelohn zu gehen — man muß vor Allem leben, aber man fordert von den Arbeiterinnen eine, wenn auch nicht gerade elegante, doch wenigstens anständige Kleidung, und ich gestehe Ihnen,

ohne mich zu schämen, da meine Armuth ehrlich ist... ich kann mich nicht besser kleiden, als ich es in diesem Augenblick bin."

„Das ist gleichgültig," entgegnete Florine lebhaft, „man wird Ihnen die Mittel geben, sich einen besseren Anzug zu verschaffen."

Die Mayeur schaute Florine mit wachsendem Erstaunen an. Diese Anerbietungen übertrafen so sehr Alles, was sie hoffen konnte, und was sich die Arbeiterinnen in der Regel verdienten, daß sie kaum daran zu glauben vermochte.

„Aber..." versetzte sie zögernd, „aus welchem Grunde sollte man so edelmüthig gegen mich sein, Mademoiselle, auf welche Weise könnte ich einen so hohen Lohn verdienen?"

Florine bebte.

Eine Aufwallung von Gutmüthigkeit, das Verlangen, der Mayeur, deren Sanftmuth und Resignation ihre Theilnahme erregten, nützlich zu sein, hatten sie zu einem unüberlegten Vorschlage hingerissen; sie wußte, um welchen Preis die Mayeur die Vortheile erhalten konnte, die sie ihr antrug, und fragte sich jetzt erst, ob die junge Arbeiterin einwilligen würde, sich in eine solche Stellung zu fügen.

Zum Unglück war Florine zu weit gegangen und konnte sich nicht entschließen, der Mayeur Alles unumwunden zu sagen. Sie entschied sich daher dafür, die Zukunft dem Bedenken der jungen Arbeiterin zu überlassen. Wie Diejenigen, welche gefehlt haben, wenig geneigt sind, an die Unfehlbarkeit Anderer zu glauben, so sagte sich Florine, die Mayeur würde in ihrer verzweiflungsvollen Lage vielleicht weniger Zartgefühl haben, als sich bei ihr wohl voraussetzen ließ.

Sie sprach daher:

„Ich begreife, Mademoiselle, daß Anerbietungen, welche so hoch über dem stehen, was Sie gewöhnlich verdienen, Sie in Erstaunen setzen müssen; aber ich

muß Ihnen sagen, daß es sich um eine fromme Anstalt handelt, welche dazu bestimmt ist, verdienten und bedürftigen weiblichen Personen Arbeit oder Anstellung zu verschaffen. Diese Anstalt heißt die Sainte-Marie-Pflege und beschäftigt sich damit, Dienstboten unterzubringen oder Arbeiterinnen Tagelohn zu verschaffen. Die Pflege wird von so wohlthätigen Personen geleitet, daß diese sogar eine Art von Aussteuer liefern, wenn die Arbeiterinnen, welche sie unter ihren Schutz nehmen, nicht anständig genug gekleidet sind, um die Geschäfte zu besorgen, für welche man sie bestimmt."

Diese sehr wahrscheinliche Erklärung der prachtvollen Anerbietungen von Florine mußte die Mayeux befriedigen, da es sich im Ganzen um ein Werk der Wohlthätigkeit handelte.

„Ich begreife nun den hohen Betrag des Lohnes, von dem Sie sprechen," versetzte die Mayeux; „nur fehlt es mir an einer Empfehlung, um unter den Schutz der wohlthätigen Personen genommen zu werden, welche diese Anstalt leiten."

„Sie leiden, Sie sind fleißig, Sie sind ehrlich; diese Ansprüche genügen... nur muß ich Sie zum voraus benachrichtigen, daß man Sie fragen wird, ob Sie Ihre religiösen Pflichten pünktlich erfüllen."

„Niemand liebt und segnet Gott mehr als ich, Mademoiselle," antwortete die Mayeux mit sanfter Festigkeit, „aber es gibt Pflichten, deren Ausübung als eine Gewissenssache betrachtet werden muß, und ich wollte lieber auf den Schutz, von dem Sie mir sprechen, Verzicht leisten, wenn man Forderungen in dieser Beziehung an mich stellen würde."

„Durchaus nicht. Ich habe Ihnen nur gesagt, da sehr fromme Personen an der Spitze dieser Anstalt stehen, so dürfen Sie nicht über ihre Fragen in dieser Hinsicht staunen. Und dann versuchen Sie es einmal; was wagen Sie dabei? Wenn die Anträge, die man Ihnen macht, Ihren Wünschen entsprechen, so nehmen

Sie dieselben an ... ist das Gegentheil der Fall, verletzen Sie Ihre Gewissensfreiheit, so schlagen Sie dieselben aus; Ihre Lage wird dadurch nicht verschlimmert."

Die Mayeux hatte nichts auf diesen Schluß zu erwiedern, der ihr den größten Spielraum ließ und jedes Mißtrauen in ihr beseitigen mußte. Sie sprach also:

„Ich nehme Ihr Anerbieten an, Mademoiselle, und danke Ihnen dafür von ganzem Herzen; aber wer wird mich vorstellen?"

„Ich ... morgen ... wenn Sie wollen."

„Aber man wird ohne Zweifel Auskunft über mich verlangen? ..."

„Die ehrwürdige Mutter Sainte-Perpetue, die Superiorin des Sainte-Marie-Klosters, mit dem die Pflege verbunden ist, wird Sie sicherlich zu schätzen wissen, ohne daß sie sich zu erkundigen hat; wenn nicht, so wird sie es Ihnen sagen, und es muß Ihnen leicht werden, sie zu befriedigen. Das ist also abgemacht... morgen."

„Werde ich Sie hier abholen, Mademoiselle?"

„Nein, wie ich Ihnen gesagt habe, man darf nicht wissen, daß Sie im Auftrage von Herrn Agricol gekommen sind, und ein neuer Besuch hier könnte bekannt werden und Aufsehen erregen. Ich werde Sie im Fiacre abholen ... Wo wohnen Sie?"

„In der Rue Brise-Miche Nro. 3. Da Sie sich die Mühe nehmen wollen, Mademoiselle, so dürfen Sie nur den Färber bitten, der zugleich als Portier dient, mich zu benachrichtigen ... die Mayeux zu benachrichtigen."

„Die Mayeux?" sagte Florine erstaunt.

„Ja, Mademoiselle," antwortete die Arbeiterin mit einem traurigen Lächeln, „das ist der Spottname, den Jedermann mir gibt ... und sehen Sie," fügte die Mayeux bei, welche nicht im Stande war, eine

Thräne zurückzuhalten, „auch wegen meines lächerlichen Gebrechens, auf das dieser Spottname anspielt, fürchte ich mich, bei Fremden in Tagelohn zu gehen . . . es gibt so viele Menschen, welche uns höhnen, ohne zu wissen, wie sehr sie uns verletzen! . . . Aber . . .“ fügte die Mayeux, eine Thräne trocknend, bei, „ich habe keine Wahl, werde mich darein ergeben . . .“

Schmerzlich bewegt nahm Florine die Hand der Mayeux und sagte zu ihr:

„Beruhigen Sie sich, es gibt so rührende Unglücksfälle, daß sie Mitleid einflößen und nicht zu Spott veranlassen. Ich darf also nicht unter Ihrem wahren Namen nach Ihnen fragen?“

„Ich heiße Madeleine Soliveau, aber ich wiederhole Ihnen, fragen Sie nach der Mayeux, denn man kennt mich kaum unter einem andern Namen.“

„Ich werde also morgen Mittag in der Rue Brise-Miche sein.“

„Ach, Mademoiselle, wie kann ich Ihnen je für Ihre Güte danken?“

„Sprechen wir nicht hievon; es ist mein einziger Wunsch, daß meine Vermittlung Ihnen nützlich sein möchte... was Sie allein zu beurtheilen im Stande sein werden... Herrn Agricol aber antworten Sie nicht; warten Sie, bis er das Gefängniß verlassen hat, und sagen Sie ihm dann, ich wiederhole es Ihnen, seine Offenbarungen sollen bis zu dem Augenblicke geheim bleiben, wo er meine arme Gebieterin sehen kann.“

„Und wo ist denn in diesem Augenblick das liebe Fräulein?“

„Ich weiß es nicht... ich weiß nicht, wohin man sie geführt hat, als ihr Uebel zum Ausbruch kam. Morgen also erwarten Sie mich.“

„Morgen,“ antwortete die Mayeux.

Der Leser hat nicht vergessen, daß in dem Sainte-Marie-Kloster, wohin Florine die Mayeux führen sollte,

die Töchter des General Simon eingeschlossen waren, und daß dasselbe neben der Heilanstalt des Doctor Baleinier lag, in welchem sich damals Adrienne von Cardoville befand.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Mutter Sainte-Perpetue.

Das Sainte-Marie-Kloster, wohin man die Töchter des Marschall Simon geführt hatte, war ein altes und großes Gebäude, dessen umfangreicher Garten auf das Boulevard de l'Hopital, einen der (besonders zu dieser Zeit) verlassensten Orte von Paris, ging.

Die Scenen, welche nun folgen, ereigneten sich am 12ten Februar, also an dem Tage vor dem, an welchem die Mitglieder der Familie Rennepont, die letzten Sprößlinge der Schwester des Ewigen Juden, in der Rue Saint-François versammelt sein sollten.

Das Kloster Sainte-Marie wurde mit vollkommener Regelmäßigkeit verwaltet. Ein oberer Rath, bestehend aus einflußreichen Geistlichen, unter dem Vorsitze des Abbé d'Aigrigny, und aus Frauen von großer Frömmigkeit, an deren Spitze die Prinzessin von Saint-Dizier stand, versammelte sich häufig, um die Mittel zu Vermehrung und Sicherung des geheimen und mächtigen Einflusses dieser Anstalt zu berathen, welche eine merkwürdige Ausdehnung gewann.

Sehr geschickte, sehr tief berechnete Combinationen hatten die Gründung der Sainte-Maria-Pflege geleitet, welche in Folge zahlreicher Schenkungen bedeutende bewegliche und unbewegliche Güter besaß, deren Zahl täglich zunahm.

Die religiöse Gemeinde war nur ein Vorwand; aber mittelst zahlreicher Verbindungen mit der Pro-

vinz zog man durch Hülfe der exaltirtesten Mitglieder der ultramontanen Partei in dieses Haus eine Menge von Waisen mit bedeutendem Erbgute, welche in dem Kloster eine solide, strenge, religiöse Erziehung erhalten sollten, die der frivolen Bildung weit vorzuziehen wäre, die sie in den, von der Verdorbenheit des Jahrhunderts angesteckten, modischen Kostschulen bekommen hätten; den verwittweten oder vereinzelten, aber ebenfalls reichen Frauen bot die Sainte-Marie-Pflege eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Gefahren und Versuchungen der Welt. An diesem friedlichen stillen Orte genoß man eine anbetungswürdige Ruhe; man arbeitete sachte an seinem Heil und war von der zartesten, liebevollsten Fürsorge umgeben.

Das war noch nicht Alles: die Mutter Sainte-Perpetue, die Superiorin des Klosters, übernahm es auch im Auftrag der Pflege, den wahren Getreuen, welche das Innere ihrer Häuser vor der Verderbniß der Zeit zu bewahren wünschten, entweder für die allein stehenden oder betagten Frauen Gesellschafterinnen, oder für die Haushaltungen Dienstboten oder endlich Tagelöhnerinnen zu verschaffen — natürlich lauter Personen, für deren fromme Sittlichkeit die Pflege sich verbürgte.

Nichts wäre der Theilnahme, des Mitgefühls und der Ermuthigung würdiger, als eine solche Anstalt; aber sogleich wird sich das weite uud gefährliche Netz von Intriguen aller Art enthüllen, welche dieser wohlthätige und heilige Anschein verbarg.

Die Superiorin des Klosters, die Mutter Sainte-Perpetue, war eine große Frau von ungefähr vierzig Jahren und trug ein Kleid von grobem, carmeliterfarbigem Zeuge und einen Rosenkranz am Gürtel; eine weiße Haube mit Kinnband und schwarzem Schleier umschloß enge ihr mageres, bleiches Gesicht. Eine große Anzahl tiefer, querlaufender, Falten durchfurchte ihre gelblich elfenbeinfarbige Stirne; ihre schneidende

Nase war ein wenig raubvogelmäßig gebogen; ihr schwarzes Auge war gescheit und durchdringend; ihr ganzes Gesicht zugleich klug, kalt und fest.

In Beziehung auf das Durchschauen und Leiten der materiellen Interessen der Anstalt hätte die Mutter Sainte-Perpetue dem gedrechseltsten und verschmitztesten Anwalte die Spitze bieten können. Wenn die Frauen das, was man den Geschäftssinn nennt, besitzen und damit ihren Scharfsinn, ihre unermüdliche Ausdauer, ihre kluge Verstellungsgabe und besonders die ihnen natürliche Richtigkeit und Raschheit des Blickes in Verbindung bringen, so gelangen sie zu unermeßlichen Resultaten.

Für die Mutter Sainte-Perpetue, eine Frau von starkem, festem Kopfe, war die weitläufige Verwaltung der Gemeinde nur ein Spiel. Niemand verstand besser als sie abgeschätzte Güter anzukaufen, sie wieder in Werth zu bringen und mit Vortheil zu verkaufen. Der Cours der Rente, das Wechselwesen, der Preiscourant der Actien von verschiedenen Unternehmungen waren ihr ganz genau bekannt. Nie hatte sie ihren Agenten eine falsche Speculation aufgetragen, wenn es sich darum handelte, Fonds anzulegen, womit gute Seelen täglich die Sainte-Marie-Pflege beschenkten. Sie hatte in dem Hause eine vortreffliche Ordnung, eine tadellose Disciplin und besonders eine außerordentliche Sparsamkeit eingeführt. Der beständige Zweck aller ihrer Anstrengungen war, nicht sich, sondern die Gemeinde zu bereichern, welche sie leitete; denn der Geist der Association, wenn er im Sinne einer collectiven Selbstsucht gelenkt wird, verleiht den Körperschaften die Laster und Gebrechen der einzelnen Person.

So wird eine Congregation die Gewalt und das Geld lieben, wie der Ehrgeizige die Gewalt wegen der Gewalt, wie der Habsüchtige das Geld wegen des Geldes liebt. Aber besonders in Beziehung auf un-

bewegliche Güter handelen die Congregationen wie ein einzelner Mensch. Das unbewegliche Gut ist ihr Traum, ihre fixe Idee, ihre furchtbare Monomanie. Sie streben nach demselben mit ihren aufrichtigsten, zartesten, heißesten Wünschen . . . das erste unbewegliche Gut ist für eine arme, kleine, erst entstehende Gemeinde das, was für eine junge Braut der Hochzeitschmuck ist, den sie von ihrem Bräutigam erhält; was für einen Jüngling sein erstes Reitpferd; für einen Dichter sein erster Erfolg; für eine Lorette ihr erster Kaschemirshawl; weil in diesem materiellen Jahrhundert eine Gemeinde durch ein unbewegliches Gut zu einem gewissen Werthe bei der religiösen Börse aufgenommen und classificirt wird, und weil ein solches Gut einen um so größeren Begriff von ihrem Credite gibt, als alle diese Associationen zum Seelenheile, welche am Ende unermeßliche Güter besitzen, sich beständig bescheiden mit der Armuth in socialer Beziehung und mit der Nächstenliebe zur Bürgschaft vermischen.

Man kann sich kaum vorstellen, was für eine heftige Nebenbuhlerschaft unter den verschiedenen männlichen und weiblichen Congregationen in Beziehung auf unbewegliche Güter stattfindet, die jede unter der Sonne zu zählen vermag, mit welch unaussprechlichem Wohlgefallen eine wohlhabende Congregation unter dem Inventar ihrer Häuser, ihrer Pachtgüter, ihrer Portefeuille-Werthe eine minderreiche Congregation erdrückt.

Der Neid, die gehässige Eifersucht, noch mehr aufgestachelt durch den klösterlichen Müssiggang, erzeugen nothwendig solche Vergleichungen, und doch ist nichts weniger christlich in der anbetungswürdigen Bedeutung dieses Wortes, entspricht nichts weniger dem wahren Geiste des Evangeliums, dem so wesentlich communistischen Geiste, als diese heftige, unersättliche Gierde, zu erwerben und durch alle nur immer mög-

liche Mittel zusammenzuraffen, — nichts weniger als diese gefährliche Gierde, die sich nur schwach in den Augen der öffentlichen Meinung durch die magern Almosen entschuldigt, bei deren Austheilung ein unerbittlicher Geist des Ausschließens und der Unduldsamkeit den Vorsitz führt...

Die Mutter Sainte-Perpetue saß vor einem großen Walzenbureau, das in der Mitte eines sehr einfachen, aber sehr behaglich ausgestatteten Kabinets stand. Ein vortreffliches Feuer brannte in dem marmornen Kamine, ein weicher Teppich bedeckte den Boden.

Die Superiorin, der man täglich alle Briefe zustellte, welche unter der Adresse von Schwestern oder von Kostschülerinnen des Klosters ankamen, hatte so eben die Briefe der Schwestern nach ihrem wirklichen Rechte und sehr geschickt die Briefe der Kostschülerinnen nach dem Rechte, das sie sich anmaßte, ohne daß sie es wußten, geöffnet; aber Letzteres, wohl verstanden, einzig und allein im Interesse des Heiles der lieben Mädchen, und auch ein wenig, um sich im Laufenden über ihre Correspondenz zu erhalten; denn die Superiorin legte sich sogar die Pflicht auf, alle Briefe zu lesen, welche man aus dem Kloster schrieb, ehe sie auf die Post gebracht wurden.

Die Spuren dieser frommen und unschuldigen Inquisition verschwanden sehr leicht, da die heilige, gute Mutter ein ganzes Arsenal von reizenden stählernen Werkzeugen besaß; die einen waren sehr spitzig und dienten dazu, auf eine unmerkliche Weise das Papier um das Siegel zu durchschneiden. War der Brief geöffnet, gelesen und wieder in seinen Umschlag gelegt, so nahm man ein anderes artiges, rundes Instrument, wärmte es leicht und ließ es über den Umriß des Siegellacks hergehen, das zerschmelzend und sich ein wenig ausbreitend, den ursprünglichen Einschnitt überdeckte; in Folge eines sehr lobenswer-

ten Gefühles der Gerechtigkeit und Gleichheit fand sich in dem Arsenal der guten Mutter sogar ein kleiner, sehr geschickt ersonnener Apparat, dessen feuchtem, auflösendem Dampfe man die bescheiden und demüthig mit Oblaten geschlossenen Briefe unterwarf. Durchweicht gaben sie dem geringsten Drucke nach, ohne daß irgend ein Riß veranlaßt wurde.

Nach der Wichtigkeit der Indiscretionen, welche sie die Briefschreiber begehen ließ, nahm die Superiorin mehr oder minder umfangreiche Noten. Sie wurde in dieser anziehenden Forschung durch ein zweimaliges leichtes Klopfen an die verriegelte Thüre unterbrochen.

Die Mutter Sainte-Perpetue ließ sogleich die große Walze ihres Bureau über das Arsenal herab, stand auf und öffnete mit ernster, feierlicher Miene.

Eine Laienschwester meldete ihr, die Frau Prinzessin von Saint-Dizier warte im Salon, und Florine in Begleitung eines mißgestalteten und schlecht gekleideten Mädchens sei einige Zeit nach der Prinzessin erschienen und verweile an der Thüre der kleinen Flur.

„Führen Sie zuerst die Frau Prinzessin ein,“ sprach die Mutter Sainte-Perpetue und rückte mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit einen Lehnstuhl an das Feuer.

Frau von Saint-Dizier trat ein.

Obgleich ohne kokettische, jugendliche Eitelkeit, war die Prinzessin doch mit Geschmack und Eleganz gekleidet. Sie trug einen Hut von schwarzem Sammet von der besten Putzmacherin, einen großen, blauen Kaschemirshawl, ein schwarzes Atlaßkleid, mit Marder garnirt, und einen Muff von diesem Stoffe.

„Welches Glück verschafft mir heute abermals die Ehre Ihres Besuchs, meine liebe Tochter?“ fragte die Superiorin freundlich.

„Ein sehr wichtiger Auftrag, liebe Mutter, denn ich habe große Eile. Man erwartet mich bei Seiner Emi-

nenz, und ich kann Ihnen leider nur wenige Minuten schenken. Es handelt sich wieder um die zwei Waisen, über die wir gestern lange gesprochen haben."

„Sie sind nach Ihrem Wunsche fortwährend getrennt .... und diese Trennung hat ihnen einen so fühlbaren Schlag beigebracht, daß ich diesen Morgen zu Doctor Baleinier in seine Heilanstalt schicken mußte, um ihn davon in Kenntniß zu setzen. Er fand Fieber, verbunden mit großer Niedergeschlagenheit, und sonderbarer Weise gänzlich dieselben Krankheitssymptome bei der einen, wie bei der andern von den zwei Schwestern ... Ich befragte die zwei unglücklichen Geschöpfe abermals ... ich war ganz verwirrt, erschrocken ... denn es sind Götzendienerinnen ..."

„Es erschien auch sehr dringend, sie Ihnen anzuvertrauen ... aber hören Sie die Ursache meines Besuches, liebe Mutter. Man meldet mir die unerwartete Rückkehr des Soldaten, der diese jungen Mädchen nach Frankreich gebracht hat, und den man für einige Tage abwesend glaubte; er befindet sich also in Paris. Trotz seines Alters ist er ein kühner, unternehmender Mann von seltener Energie. Wenn er entdeckte, daß diese Mädchen hier sind ... was übrigens glücklicher Weise beinahe unmöglich ist ... wäre er in seiner Wuth, sie vor seinem Einflusse geschützt zu sehen, zu Allem fähig ... Verdoppeln Sie also von heute an Ihre Wachsamkeit, liebe Mutter, damit sich Niemand nächtlicher Weile hier einschleichen kann. Dieses Quartier ist so verlassen ...."

„Seien Sie ruhig, meine liebe Tochter, wir sind hinreichend bewacht, und der Hausmeister und unsere Gärtner machen wohl bewaffnet jede Nacht eine Runde auf der Seite des Boulevard de l'Hopital; die Mauern sind hoch und an den leicht zugänglichen Stellen mit eisernen Spitzen beschlagen; aber ich danke Ihnen dennoch, meine liebe Tochter, daß Sie mich davon in

Kenntniß gesetzt haben. Man wird die Vorsichtsmaßregeln verdoppeln."

„Es sollte dies hauptsächlich bei Nacht geschehen, meine liebe Mutter."

„Und warum?"

„Weil dieser höllische Soldat, wenn er die unerhörte Keckheit hätte, etwas zu wagen, es dies heute Nacht thun würde."

„Woher wissen Sie das, meine liebe Tochter?"

„Die Kunde, welche wir darüber erhalten haben, gibt uns Gewißheit," antwortete die Prinzessin mit einer leichten Verlegenheit, welche der Superiorin nicht entging, aber sie war zu fein und zurückhaltend, um ihre Wahrnahme merken zu lassen. Sie hatte nur den Verdacht, daß man ihr mehrere Dinge verbarg.

„Diese Nacht also," antwortete die Mutter Sainte-Perpetue, „wird man die Wachsamkeit verdoppeln; aber da ich das Vergnügen habe, Sie zu sehen, meine liebe Tochter, so werde ich es benützen, um ein paar Worte mit Ihnen über die bewußte Heirath zu sprechen."

„Sehr schön, meine liebe Mutter," erwiederte die Prinzessin lebhaft, „denn das ist äußerst wichtig. Der junge Baron von Brisville ist ein Mann voll glühender Frömmigkeit in dieser Zeit revolutionären Unglaubens; er geht ganz offen zur Beichte und kann uns große Dienste leisten; denn man hört auf ihn in der Kammer; es fehlt ihm nicht an einer gewissen angreifenden, herausfordernden Beredsamkeit, und ich kenne Niemand, der seinem Glauben einen keckeren Anstrich zu geben verstünde. Seine Berechnung ist richtig, denn diese cavaliermäßige, freche Art und Weise, über heilige Dinge zu sprechen, erweckt und stachelt die Neugierde der Gleichgültigen. Glücklicher Weise sind die Umstände so beschaffen, daß er eine kühne Heftigkeit gegen unsere Feinde ohne die geringste Gefahr an den Tag legen kann, was natürlich seinen Märtyrer-

eifer verdoppelt. Mit einem Worte: er gehört uns, und wir sind ihm dafür diese Heirath schuldig. Die Sache muß sich also machen. Sie wissen überdieß, liebe Mutter, daß er der Sainte-Marie-Pflege eine Schenkung von hunderttausend Franken an dem Tage anzubieten beabsichtigt, wo er in den Besitz des Vermögens von Fräulein Baudricourt gelangt."

„Ich habe nie an den vortrefflichen Absichten von Herrn von Brisville in Beziehung auf eine Pflege gezweifelt, welche das Mitgefühl aller frommen Personen verdient," antwortete die Superiorin bescheidener Weise; „aber ich glaubte nicht auf so viele Hindernisse von Seiten der jungen Person zu stoßen."

„Wie so?"

„Das junge Mädchen, das ich für die Unterwürfigkeit, die Schüchternheit, die Einfalt selbst hielt, fordert, statt wie ich meinte, entzückt über diesen Heirathsantrag zu sein, Zeit zum Ueberlegen."

„Man kann sie nur bemitleiden."

„Sie setzt mir einen Trägheitswiderstand entgegen. Ich mag ihr immerhin sagen: ohne Aeltern, ohne Freunde und gänzlich meiner Obhut anvertraut, dürfe sie nur durch meine Augen sehen, durch meine Ohren hören, und wenn ich ihr die Versicherung gebe, diese Verbindung sei in jeder Beziehung passend für sie, so müsse sie ohne die geringste Einwendung, ohne weitere Ueberlegung beipflichten."

„Allerdings, man kann gar nicht vernünftiger sprechen."

„Sie antwortet mir, sie wünsche Herrn von Brisville zu sehen und seinen Charakter kennen zu lernen, ehe sie sich zu etwas verbindlich mache."

„Das ist sehr albern, da Sie sich für seine Sittlichkeit verbürgen und diese Heirath passend finden."

„Uebrigens bemerkte ich diesen Morgen Fräulein Baudricourt: bis jetzt habe ich gegen sie nur sanfte, überzeugende Mittel angewendet; aber wenn sie mich

dazu zwänge, so müßte ich, wider meinen Willen und einzig und allein in ihrem Interesse, mit Strenge zu Werke gehen, um ihre Hartnäckigkeit zu besiegen, sie von ihren Gespielinnen trennen und in den schärfsten Gewahrsam in eine Zelle bringen, bis sie sich entschließe, glücklich zu werden und einen ehrenwerthen Mann zu heirathen."

„Und diese Drohungen, meine liebe Mutter?"

„Werden hoffentlich guten Erfolg haben. Sie hatte in ihrer Provinz eine Correspondenz mit einer alten Freundin aus der Kostschule. Ich habe diese Correspondenz, welche mir gefährlich schien, unterdrückt, und sie steht daher gegenwärtig ganz allein unter meinem Einflusse. Ich hoffe auch, daß wir zu unserm Zwecke gelangen werden; aber nie erzielt man das Gute ohne Mühe und Anstrengung."

„Ich bin überzeugt, daß Herr von Brisville nicht bei seinem ersten Versprechen stehen bleiben wird und ich verbürge mich für ihn, wenn er Fräulein Baudricourt heirathet..."

„Sie wissen, meine liebe Tochter," sagte die Superiorin, die Prinzessin unterbrechend, „daß ich es ausschlagen würde, wenn es sich um mich handelte; aber der Pflege schenken heißt Gott schenken, und ich kann Herrn von Brisville nicht hindern, die Summe seiner guten Werke zu vermehren. Und dann widerfährt uns etwas sehr Aergerliches."

„Was denn, meine liebe Mutter?"

„Das Heilige-Herz macht uns durch Ueberbieten ein unbewegliches, durchaus für uns passendes Gut streitig. In der That, es gibt unersättliche Menschen. Ich habe mich übrigens auf eine sehr gründliche Weise mit der Superiorin ausgesprochen."

„Sie hat es mir selbst gesagt, und die Schuld auf den Verwalter geworfen," antwortete Frau von Saint-Dizier.

„Ah, Sie sehen sie also, meine liebe Tochter?“ fragte die Superiorin, wie es schien, sehr erstaunt.

„Ich habe sie bei Monseigneur getroffen,“ erwiederte Frau von Saint-Dizier mit einem leichten Zögern.

„Ich weiß in der That nicht, warum unsere Anstalt die Eifersucht der Schwestern vom Heiligen-Herzen so sehr erregt. Es gibt kein ärgerliches Gerede, das nicht von ihnen über die Saint-Marie-Pflege ausgestreut worden wäre. Aber gewisse Personen fühlen sich immer verletzt durch das Glück ihrer Nächsten.“

„Beruhigen Sie sich, meine liebe Mutter,“ sagte die Prinzessin in versöhnendem Tone. „Es läßt sich hoffen, daß die Schenkung von Herrn von Brisville Sie in den Stand setzt, das Uebergebot von dem Heiligen-Herzen zu decken. Diese Heirath hätte also einen doppelten Vortheil, meine liebe Mutter; denn sie würde ein großes Vermögen in die Hände eines uns gehörigen Mannes bringen, der es auf geziemende Weise verwendete. Mit ungefähr hunderttausend Franken Rente müßte die Stellung unseres glühenden Vertheidigers ihr Gewicht verdreifachen. Wir werden endlich ein unserer Sache würdiges Organ haben und nicht mehr genöthigt sein, uns von Leuten, wie dieser Herr Dumoulin, vertheidigen zu lassen.“

„Es finden sich indessen Aufschwung und viel Wissen in seinen Schriften. Nach meiner Ansicht ist es der Styl eines gegen die Gottlosigkeit des Jahrhunderts in Zorn gerathenen heiligen Bernhard.“

„Ach, meine liebe Mutter, wenn Sie wüßten, was für ein seltsamer heiliger Bernhard dieser Herr Dumoulin ist! Aber ich will Ihre Ohren nicht beschmutzen. Ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß solche Vertheidiger die heiligste Sache verdächtig machen.. Gott befohlen, meine liebe Mutter... auf Wiedersehen... Verdoppeln Sie die Vorsichtsmaßregeln

heute Nacht . . . die Rückkehr dieses Soldaten ist beunruhigend."

„Seien Sie unbesorgt, meine liebe Tochter ... Doch ich vergaß, Mademoiselle Florine hat mich ersucht, Sie um die Gnade zu bitten, in Ihre Dienste treten zu dürfen. Sie kennen die Treue, welche sie Ihnen in der Ueberwachung Ihrer unglücklichen Nichte bewiesen hat. Ich glaube, durch eine solche Belohnung können Sie ihre völlige Anhänglichkeit sichern, und ich werde Ihnen in ihrem Namen sehr dankbar sein."

„Sobald Sie sich im Geringsten für Florine interessiren, meine liebe Mutter, ist die Sache abgemacht. Ich nehme sie zu mir. Wenn ich es mir überlege, — sie kann mir vielleicht nützlicher sein, als ich dachte."

„Tausend Dank, meine liebe Tochter, auf baldiges Wiedersehen ... wir haben übermorgen um zwei Uhr eine lange Conferenz mit Seiner Eminenz und Monseigneur. Vergessen Sie es nicht."

„Nein, meine liebe Mutter, ich werde pünktlich sein. Aber verdoppeln Sie die Vorsichtsmaßregeln heute Nacht, denn es ist ein großes Aergerniß zu befürchten."

Nachdem die Prinzessin ehrfurchtsvoll der Superiorin die Hand geküßt hatte, entfernte sie sich durch die große Thüre des Cabinets, welche auf einen Salon ging, der nach der Haupttreppe führte.

Einige Minuten nachher trat Florine durch eine Seitenthüre bei der Superiorin ein.

Die Superiorin saß, Florine näherte sich ihr mit furchtsamer Demuth.

„Sie sind der Frau Prinzessin von Saint-Dizier nicht begegnet?" sagte die Mutter Sainte Perpetue.

„Nein, meine Mutter, ich wartete in dem Gange, der auf den Garten führt."

„Die Prinzessin nimmt Sie schon heute in ihre Dienste,“ sagte die Superiorin.

Florine machte eine Bewegung verdrießlichen Erstaunens und erwiederte: „Mich! . . . meine Mutter . . . aber . . .“

„Ich habe sie in Ihrem Namen darum gebeten. Sie nehmen an,“ antwortete gebieterisch die Superiorin.

„Doch . . . meine Mutter . . . ich habe Sie gebeten, nicht . . .“

„Ich sage Ihnen, daß Sie annehmen!“ sprach die Superiorin mit so bestimmtem, so festem Tone, daß Florine die Augen niederschlug und sprach:

„Ich nehme an.“

„Im Namen von Herrn Rodin gebe ich Ihnen diesen Befehl.“

„Ich vermuthete es, meine Mutter,“ antwortete Florine traurig. „Und unter welchen Bedingungen werde ich bei der Prinzessin eintreten?“

„Unter denselben Bedingungen, wie bei ihrer Nichte.“

Florine bebte und sprach:

„Also muß ich häufig geheime Berichte über die Prinzessin erstatten?“

„Sie werden beobachten, sich erinnern und Rechenschaft geben.“

„Ja, meine Mutter.“

„Sie werden hauptsächlich Ihr Augenmerk auf die Besuche haben, welche die Prinzessin fortan von der Superiorin des Heiligen-Herzen erhalten dürfte. Sie werden dieselben notiren und zu hören suchen. Es handelt sich darum, die Prinzessin vor ärgerlichem Einflusse zu bewahren.“

„Ich werde gehorchen, meine Mutter.“

„Sie werden auch zu erfahren suchen, aus welchem Grunde die zwei jungen Waisen hieher gebracht

und mit der größten Strenge von Madame Grivois, der Vertrauten der Prinzessin, empfohlen worden sind."

„Ja, meine Mutter."

„Außerdem werden Sie alle Dinge, die Ihnen als bemerkenswerth erscheinen, Ihrem Gedächtnisse einprägen. Morgen gedenke ich Ihnen übrigens noch besondere Instructionen über einen andern Gegenstand zu geben."

„Dies genügt, meine Mutter."

„Wenn Sie sich übrigens auf eine entsprechende Weise benehmen, wenn Sie getreulich den Instructionen nachkommen, von denen ich spreche, so werden Sie den Dienst der Prinzessin verlassen, um als Kammerfrau zu einer Neuvermählten zu kommen. Das wird für Sie eine vortreffliche und dauerhafte Existenz sein ... natürlich immer unter denselben Bedingungen. Wohl verstanden, Sie treten bei Frau von Saint-Dizier ein, nachdem Sie mich darum gebeten haben."

„Ja, meine Mutter, ich werde mich dessen erinnern."

„Wer ist das verwachsene junge Mädchen, das Sie begleitet?"

„Ein armes Geschöpf, ohne alle Mittel, sehr verständig und von einer Erziehung über ihrem Stande. Sie ist Weißnähterin. Es fehlt ihr an Arbeit, und sie sieht sich in die größte Noth versetzt. Ich habe diesen Morgen, als ich sie abholte, Erkundigung über sie eingezogen und ein vortreffliches Zeugniß erhalten."

„Sie ist gescheit und verwachsen?"

„Ihr Gesicht ist interessant, aber sie ist verwachsen."

Die Superiorin schien befriedigt durch die Kunde, daß die Person, von der man sprach, sanft und von einem ungefälligen Aeußern war. Nach kurzem Ueberlegen sprach sie:

„Und sie scheint gescheit zu sein?"

„Sehr gescheit.“

„Und sie ist völlig von allen Mitteln entblößt?“

„Von allen Mitteln.“

„Ist sie fromm?“

„Sie beichtet nicht.“

„Gleich viel,“ sagte die Superiorin zu sich selbst. „Es genügt, wenn sie sehr gescheit ist.“

Dann sprach sie laut:

„Wissen Sie, ob sie eine geschickte Arbeiterin ist?“

„Ich glaube es, meine Mutter.“

Die Superiorin stand auf, ging an einen Schrank, nahm ein Register, schien einige Zeit aufmerksam darin zu suchen, legte das Register wieder an seinen Ort und sagte:

„Lassen Sie das junge Mädchen eintreten und erwarten Sie mich in der Leinwandkammer.“

„Verwachsen ... gescheit ... eine geschickte Arbeiterin ...“ sprach die Superiorin überlegend, „sie würde keinen Verdacht erwecken ... man muß sehen.“

Nach einem Augenblick kehrte Florine mit der Mayeux zurück, führte diese zu der Superiorin und entfernte sich sodann wieder in Demuth.

Die junge Arbeiterin war bewegt und zitterte heftig; denn sie konnte gleichsam nicht an die Entdeckung glauben, die sie während der Abwesenheit von Florine gemacht hatte.

Nicht ohne ein unbestimmtes Gefühl von Furcht blieb die Mayeux allein mit der Superiorin des Saint-Marie-Klosters.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 7/9

Stuttgart (1844)

P.o.gall. 2094 sk-7/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10098425-1